

Richard Chaim Schneider

FETISCH HOLOCAUST

Die Judenvernichtung –
verdrängt
und vermarktet

Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust wird immer mehr durch persönliche Interessen, Betroffenheitsbekundungen und Vermarktungsstrategien geprägt. Die Folge sind Spiegelfechtereien über die Geschichte; Opfer und Täter geraten dabei aus dem Blickfeld.

Das Medienspektakel, das sich in Deutschland um Daniel Jonah Goldhagens Thesen über die Entstehung des Holocaust entfaltet hat, bestätigt einmal mehr den zynischen Spruch israelischer und amerikanischer Juden: »There's no business like Shoah-business.«

Die Shoah (hebräisch für: Holocaust) ist längst zu einem Sujet geworden, mit dem sich trefflich Geld verdienen läßt. Das ist nicht nur in Deutschland so, sondern auch in den USA und in Israel. Doch es geht nicht nur um Geld. Viele, die sich am Shoah-business beteiligen, wittern Ruhm, Ehre und Anerkennung, wenn sie öffentlich in irgendeiner Form zu diesem Thema Stellung beziehen. Betroffenheit und Engagement, wie man sie vor allem hierzulande immer wieder im Rahmen von Holocaust-Diskussionen vorfindet, sind häufig nur scheinheilige Tarnungen persönlicher Eitelkeiten und eigennütziger Interessen. Das öffentliche Diskutieren über den Holocaust in den Medien, die politische und historische Aufarbeitung des Holocaust sowie die künstlerische Auseinandersetzung mit dem Holocaust – all dies hat sich längst verselbständigt und eine Eigendynamik entwickelt, so daß das eigentliche Thema – die Judenvernichtung – in den Hintergrund geraten ist.

Am Fetisch Holocaust berauschen sich die Sinne, die ansonsten den Holocaust allzugern verdrängen.



Richard Chaim Schneider wurde 1957 in München geboren. Nach dem Studium der Germanistik, Theaterwissenschaft, Kunstgeschichte und Philosophie war er als Dramaturg und Regisseur in Amsterdam, Bonn, München und Wien tätig. Seit 1987 arbeitet er als Autor und Journalist für Zeitungen, Zeitschriften und Hörfunk in Deutschland, Österreich und der Schweiz, seit 1990 auch für die ARD. Im Kindler Verlag erschienen: »Zwischenwelten. Ein jüdisches Leben im heutigen Deutschland«.

Umschlaggestaltung: Graupner & Partner, München



Richard Chaim Schneider

Fetisch Holocaust

**Die Judenvernichtung –
verdrängt und vermarktet**

verlegt bei Kindler

© Copyright 1997 by Kindler Verlag GmbH, München
Das Werk einschliesslich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ausserhalb der strengen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Umschlaggestaltung: Graupner & Partner, München
Satz: Ventura Publisher im Verlag
Druck und Bindung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-463-40299-8

2 4 5 3 1

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader 16

In Erinnerung an Henry Schwarzschild S.A. – dem Holocaust-Überlebenden, dem Kämpfer für Gerechtigkeit, dem Zyniker, dem lachenden Pessimisten, dem gottlosen Gläubigen, einem der Lamed-Waw seiner Generation.

FETISCH [portugies. feitico Zauber(mittel), aus lat. factitius künstlich], mit magischer Kraft aufgeladener, meist von Menschenhand hergestellter Gegenstand, der um Hilfe angerufen wird; kann nicht eindeutig von Amulett und Talisman unterschieden werden.

Unter *erotischem Fetischismus* versteht man ein gestörtes Sexualverhalten, bei dem die sexuelle Erregung und Befriedigung ausschliesslich durch Berührung oder Besitz von Gegenständen (bes. Kleidungsstücken) der begehrten Person erreicht werden kann. Im weiteren Sinne (z.T. in Anlehnung an die marxist. Kritik des Warenfetischismus in der kapitalist. Gesellschaft) auch Bezeichnung für (bes. Konsum-)Gegenstände, sofern sie in den Augen derer, die sie erstreben, eine über ihren Gebrauchscharakter hinausgehende, irrationale Geltung erreichen.

HOLOCAUST [engl. nach grch. Brandopfer], Massenvernichtung, besonders durch Feuer; verwendet zur Bezeichnung des Massensmords am jüd. Volk durch die Nationalsozialisten.

Wenn es ihn nicht gegeben hätte, müsste man ihn glatt erfinden: den Holocaust. Die Gegenwart ist undenkbar ohne ihn, die Medien, die Öffentlichkeit profitieren von ihm. Der Holocaust füllt die Seiten der Zeitungen und Journale, er füllt endlose Sendeminuten in Hörfunk und Fernsehen und Kino, er bietet stundenlangen Gesprächsrunden erhitzenen Diskussionsstoff, er erfüllt bedürftige Seelen mit gehobener Stimmung, erfüllt, nicht zuletzt, die Kassen von Produzenten, Regisseuren, Schauspielern, Journalisten, Autoren und vieler anderer.

Der Holocaust ist eine Notwendigkeit geworden. Die Kultur der Gegenwart findet in ihm ihren wichtigsten Gegenstand, die Politik ihren wichtigsten Wertmassstab. Alles ist Holocaust: der neue Bestseller auf der *Spiegel*-Liste und das Ozonloch, der Oscar-gekürnte Spielfilm und das Waldsterben, die Hühnerfarmen (Hühner-KZ) und das Leid der Palästinenser, die Gedenkfeiern und die «ethnischen Säuberungen» im ehemaligen Jugoslawien, historisch-wissenschaftliche Untersuchungen und die Tierversuche. Wie langweilig wäre es in unserer Gesellschaft, wenn es den Holocaust nicht gegeben hätte. Wie schwer würden sich Literatur und Theater, Musik und bildende Kunst tun, ein ebenso pompöses, gewaltiges, einmaliges Sujet zu finden, an dem sie sich reiben und anstacheln, sich messen und scheitern könnten.

Und was wäre die Politik ohne den Holocaust: Ethische Grundsatzzdebatten entbehrten jeglichen gemeinsamen Nenners, Kriege liessen sich nicht mehr verharmlosen oder verdammten, wenn sie «weniger grausam» als der Holocaust, wenn sie genauso grausam wie der Holocaust sind.

Wir müssen also eigentlich den Nazis danken, wir müssen insbesondere den 6 Millionen Juden danken, dass sie sich ermorden liessen. Was täten wir ohne sie? Wo wären wir heute mit unserer Kultur? Wohin sollten wir unsere Energien lenken, wenn nicht auf den Holocaust?

Ohne den Holocaust wäre es so verdammt langweilig im heutigen Deutschland. Ohne den Holocaust wäre dieses Land einfach nur dröge und uninteressant. Dass dem nicht so ist – dass es in Deutschland immer wieder zu heftigen Erregungen in der Öffentlichkeit kommt, zu Kontroversen und Auseinandersetzungen, die den Adrenalinhaushalt so richtig in Wallung und zum Kochen bringen –, das verdankt die Bundesrepublik dem Holocaust. [«There is no business like Shoah-business.»](#)

Ja, er ist einzigartig und einmalig. Und wir alle können froh sein, dass er stattgefunden hat. Sonst müssten wir ihn heute erfinden und durchführen, sonst müssten wir uns diesen Fetisch erst erschaffen, den wir so hingebungsvoll anbeten, der uns anmacht, der uns heiss macht und gierig, hektisch und heftig, leidenschaftlich und wahnsinnig, der uns einen Rausch beschert, aus dem wir niemals erwachen wollen.

Die Auseinandersetzung mit dem Holocaust im Deutschland der Nachkriegszeit ist von jeher eine heikle Angelegenheit gewesen.

Schuld und Verdrängung, Scham und Wut, Entsetzen und Widerspruch kennzeichnen die Debatten um die Frage, wie die Judenvernichtung geschehen konnte. Seit 1945 bestimmten die politischen Geschehnisse und die öffentliche Stimmung die inhaltliche Qualität dieser Auseinandersetzung.

Da die Täter noch «unter uns» weilten, war der Holocaust präsent geblieben; obwohl vergangen, hatte er noch keine historische Patina angesetzt. Er konnte und wollte nicht vergehen.

Die Wende in der öffentlichen Diskussion setzte in der Bundesrepublik 1979 ein. Die amerikanische Fernsehserie «Holocaust» bescherte den Deutschen ein kollektives Erwachen, einen kollektiven Schock über die Geschehnisse im Dritten Reich, von dem sie sich bis heute nicht mehr so richtig erholt haben. Diese Schreckreaktion war äusserst heftig und eigenartig. Die verantwortlichen Redakteure des WDR reagierten schnell: Nach der Ausstrahlung der Serie gab es live-Diskussionen mit sogenannten Sachverständigen, die von den Zuschauern auch angerufen werden konnten. Neben inhaltlich seriösen Nachfragen, gab es viele Äusserungen tiefster Betroffenheit. Als ob ein eitriges Geschwür plötzlich aufgeplatzt sei, so wirkte diese kollektive Trauerreaktion. Dabei hatte es in den Medien schon zuvor zahlreiche gute und wichtige Beiträge zur historischen Aufarbeitung der Judenvernichtung gegeben, man denke nur an Eberhard Fechners Film über den Majdanek-Prozess oder an Erwin Leisers berühmte Dokumentation «Mein Kampf».

Das Wissen um den Massenmord war in der deutschen Gesellschaft vorhanden, ganz offensichtlich fehlte aber bis dahin der emotionale Part in breiten Schichten der Bevölkerung, die Fähig-

keit, gefühlsmässig zu erfassen, was für ein gewaltiges Verbrechen von Deutschen am jüdischen Volk begangen worden war. Ob es sich dabei um die bereits sprichwörtliche «Unfähigkeit zu Trauern» handelte oder andere Gründe für die über 30 Jahre währende Dumpfheit und Gefühllosigkeit verantwortlich waren, ist nur schwer zu ermitteln. Fest steht jedoch, dass die typisch amerikanische Dramaturgie, nach der die «Holocaust»-Serie entwickelt worden war – sich anhand von Einzelschicksalen einem grossen, nahezu unfassbaren Thema zu nähern –, zum ersten Mal den Mord an sechs Millionen Juden in Deutschland begreiflich machte. Das Schicksal der jüdischen Familie Weiss wurde zum *pars pro toto*, im Kleinen wurde das Grosse sichtbar. «Holocaust» schaffte mit einer kleinen Drehung des Blickwinkels das, was zahllose Wissenschaftler, Journalisten, Schriftsteller und Politiker bis dato nicht geschafft hatten: Nicht der Mord an sechs Millionen Menschen wurde da gezeigt, sondern wie sechs Millionen Mal ein jüdischer Mensch umgebracht wurde. Und dies gelang einer Serie, die von aufgeklärten und besserwisserischen deutschen Kritikern als soap-opera beschimpft wurde, als historisch ungenau – einer Serie, die Fakten verdrehte und obendrein auch noch das Unmögliche möglich machte: die Massenvernichtung mit den Mitteln des Spielfilms darzustellen. Ein Sakrileg, und ganz gewiss auch der Ausgangspunkt für eine Debatte über die künstlerische Darstellbarkeit des Holocausts, die bis heute in den Feuilletons weiter ausgefochten wird.

Die Serie «Holocaust» markiert also insofern einen Wendepunkt in der Auseinandersetzung mit der jüngsten deutschen Geschichte, als hier zwei neue Wege beschritten wurden, die neben der

«seriösen» Aufarbeitung des Holocaust für die Zukunft die bestimmenden sein würden, zumindest in der Öffentlichkeit. Zum einen war dies der Weg der Vermarktung, des Geschäftemachens, des Geldverdienens, des Prestigeerwerbs, der dank des durchschlagenden internationalen Erfolges der Fernsehserie schnellstens Nachahmer finden sollte, zum anderen war das eine Form der Diskussion, die auf völlig andere Art als zuvor zum Verdrängungsdiskurs wurde. War noch in den fünfziger, ja teilweise sogar noch in den sechziger und siebziger Jahren die Verdrängung eine direkte gewesen, die allenfalls eine distanzierte Diskussion zuließ, so konnte jetzt eine, man würde heute sagen, «politisch korrekte» Auseinandersetzung beginnen, bei der man sich allerdings nur scheinbar mit dem Holocaust befasste, sondern vielmehr mit sekundären, durch die künstlerische, wissenschaftliche oder publizistische Darstellung des Grauens ausgelösten ästhetischen Problemen. Mit Ästhetik ist hier das «stilvoll Schöne» gemeint, wie der Fremdwörter-Duden den Begriff definiert. «Stilvoll» hatte der Diskurs, stilvoll hatten die Äusserungen, die Darstellungen zum Thema zu sein. Der Morast, der Dreck, das Schmutzige, vor allem aber die Emotion hatten in dieser Debatte bitte nichts verloren. Als Niklas Frank, der Sohn des ehemaligen Generalgouverneurs von Polen, Hans Frank, in den achtziger Jahren seine Abrechnung mit dem Vater in Buchform veröffentlichte, schlugen die Emotionen hohe Wellen. Doch die Aufregung um das Buch betraf nicht die entsetzlichen Taten von Vater Frank, sondern die «degoutante» und «despektierliche» Art, in der Sohn Niklas mit seinem Vater abrechnete. Gewiss, die Sprache des Buches ist drastisch, und es liegt nahe zu fragen, inwiefern Phantasien des Sohnes, wie die folgende, dem Thema

entsprechen und ob diese Schilderungen tatsächlich die realen Phantasien des Niklas Frank sind, oder ob da dem professionellen Journalisten und Autor nicht die Gäule durchgegangen sind und er schlicht einen «Reisser» produzieren wollte, um eine grössere Publikumsaufmerksamkeit zu erzielen – was wiederum ein weiterer Schritt auf dem Wege zur totalen Holocaust-Vermarktung bedeuten würde.

«Ich mochte Dein Sterben. Ich legte mich nackt hin, auf das stinkende Linoleum der grossen Toilette, die Beine gespreizt, die Linke am schlaffen Glied, und mit einer leichten Rubbelbewegung fing ich an Dich zu sehen, wie Du auf und ab gehst in Deiner Zelle, die Fäuste gegen die Augäpfel gepresst, stöhnst, zum hundertsten Mal blöde Soldatenregeln vom aufrechten Sterben vor Dich hin murmelst, Dich wieder hinsetzt, lauschst, ob sie kommen ...»

Doch zurück zu den Reaktionen auf das Buch: Es ging nicht um die Grausamkeiten des Vaters, sondern um die Geschmacklosigkeit des Sohnes. Auch hier also eine ästhetische Diskussion, sogar eine (schein-)moralische, da viele Leser sich entrüsteten, dass Niklas Frank das Gebot «Du sollst Vater und Mutter ehren» missachtete, wohingegen die Missachtung des Gebotes «Du sollst nicht töten» durch seinen Vater weniger gravierend zu sein schien.

Auszüge des Buches waren übrigens als Vorabdruck im *Stern* erschienen, bei dem Niklas Frank bis heute sein Geld verdient. Der *Stern* hatte die Ausgabe, in der das Buch vorgestellt wurde, mit einer Covergeschichte aufgemacht und spekulierte damit natürlich auf eine Steigerung der Auflage. Dass es sich hierbei um die

gleiche Zeitschrift handelte, die die Perversion der Holocaust-Vermarktung anhand der gefälschten Hitler-Tagebücher am deutlichsten vorführte – und das bereits Anfang der achtziger Jahre –, ist reiner Zufall.

In ihrer eindrücklichen Studie «Zwischen Schweigen und Schreiben. Zur Problematik des deutsch-jüdischen Dialogs in der Bundesrepublik heute» untersucht Anna-Patricia Kahn die Briefe, die Niklas Frank nach der Veröffentlichung seines Buches erreichten. Die Affekthaltung der Schreiber ist beachtlich, die moralische Entrüstung über den «Schweinkram», den da ein Sohn über seinen Vater abgelaassen hatte, enorm. Die Leser des Buches, zumindest diejenigen, die sich dazu äusserten, brachten nicht ein Wort der Entrüstung über die Mordtaten des Hans Frank zu Papier.

Eine merkwürdige und interessante Verschiebung findet hier statt, eine Verschiebung, die tatsächlich erst seit der Serie «Holocaust» in dieser Form populär geworden ist. Wurde früher über den Holocaust gänzlich geschwiegen oder die eigene Verantwortung durch Lügen und Entschuldigungen, durch das Vorgeben des «Nichtwissens» oder des «Befehlsnotstandes» geleugnet, so kann seit Ende der siebziger Jahre über den Holocaust gesprochen werden, ohne dass man wirklich über ihn und seinen Bezug zur eigenen Person diskutieren muss. Die Wucht, die diese Diskussion seit nunmehr bald 20 Jahren prägt, die Gewalt, die wellenförmig immer wieder anschwillt und abebbt, die sich vor allem an künstlerischen Produkten – Bücher, Filme, Denkmäler etc. – entzündet, zeigt einerseits, dass die deutsche Gesellschaft auch 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges enormen Bedarf an Klärung und Erklärung hat, sie zeigt aber zugleich, wie

sehr diese neue Form der Diskussion zu einer neuen Kulthandlung geworden ist. Man verehrt den Holocaust als Fetisch, als anbetungswürdigen Gegenstand, durch den erst die Identität des einzelnen und die des Kollektivs bestätigt und geformt zu werden scheint. Und gleichzeitig wird der Holocaust gerade durch die Fetischisierung auf Abstand gehalten, wird er verdrängt, beiseitegeschoben, werden vor allem die Emotionen, die eigene Fassungslosigkeit, das Schuld- und Schamgefühl in die unterste Schublade der Seele gepackt. Indem man über die «ästhetischen» Probleme der Holocaust-Darstellung spricht, erteilt man sich selber Absolution. Die Auseinandersetzung findet ja statt, die Diskussion ist öffentlich, das Thema immer präsent. Die deutsche Nachkriegsgesellschaft kann sich also selber stolz auf die Schultern klopfen-die «Bewältigung» der Vergangenheit findet tatsächlich statt. Doch längst ist die Diskussion eine gegenwärtige geworden.

* * *

Juden dürfen keine negativen Emotionen zeigen: Sie dürfen sich nicht ärgern, sie dürfen sich nicht aufregen, nicht schimpfen, toben und schon gar nicht hassen. Juden dürfen, wenn überhaupt, dann nur «empfindsame» Gefühle zeigen: Sie dürfen traurig lächeln, melancholisch-versonnen blicken, sie dürfen leiden, Schmerz empfinden, deprimiert sein.

Es ist bezeichnend und auffallend, dass in der öffentlichen Diskussion über den Holocaust in Deutschland Wut und Aggressionen von jüdischer Seite kaum geduldet werden. Man rümpft darüber die Nase. Sich als Jude öffentlich aufzuregen sei unpassend,

heisst es, es ziemt sich nicht, es komme nicht gut an, sei vor allem nicht sachlich, diene nicht der Verständigung, der Versöhnung, dem Dialog.

In Deutschland müssen sich Juden also anständig benehmen, wenn sie gehört werden wollen. Und die meisten von uns haben diese Vorgabe dermassen verinnerlicht, dass sie es gar nicht merken, wie oft sie sich in der Öffentlichkeit verstellen, eine Maske tragen, um das empfindliche deutsche Gegenüber nicht allzu sehr zu brüskieren.

Dieses Buch beschäftigt sich mit einem Phänomen, das mitunter durchaus zu Wutausbrüchen Anlass geben kann. Sollte ich mich, entsprechend meinem Temperament, an einigen Stellen diesen aggressiven Trieben ausgeliefert haben, so möchte ich mich dafür keinesfalls entschuldigen. Schliesslich wurde die Wut so mancher deutscher, nichtjüdischer Journalisten in der Goldhagen-Debatte 1996 ohne grosse Probleme hingenommen. Vielleicht sind meine «didaktisch falschen» Emotionsausbrüche ja doch geeignet, das Eismeer in einigen Seelen aufzuhacken.

Auf jeden Fall musste sich meine nähere Umgebung in den vergangenen Wochen und Monaten mit diesen Ausbrüchen herum-schlagen. Allen, die darunter gelitten haben und trotzdem an meiner Seite standen: von ganzem Herzen meinen Dank.

Ohne die tatkräftige, prompte und unbürokratische Unterstützung von Corinna Slotty und den Leitern des Gruner + Jahr Archives in Hamburg wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Sie halfen voller Geduld, erledigten prompt meine zahllosen Bitten und Sonderwünsche und unterstützten mich, wo sie nur konnten. Hilde Schiwiek von der Autorenbuchhandlung München erledigte

Unmögliches wieder einmal sofort und schaffte es sogar, so manch' verschollenes Buch ans Tageslicht zu fördern.

Für Hinweise, Kritik und Anregungen danke ich: Paul Badde, Charlotte Blumental, Elisabeth Haverkamp, Josef Joffe, Anna-Patricia Kahn, Lianne Kolf, Janusch Kozminski, Ellen Presser, Wolf Reinhardt, Michael Wolffsohn, Sylvia Zeheter, Moshe Zimmermann und vielen anderen. Last, but – of course – not least: Rachel Salamander.

Und schliesslich: Dank an GmS – Du hast am schwersten unter meinen Schreibqualen leiden müssen!

München, im November 1996

*Und gelobt. Auschwitz. Sei. Maidanek. Der Ewige. Treblinka.
Und gelobt. Buchenwald. Sei. Mauthausen. Der Ewige. Bełżec.
Und gelobt. Sobibór. Sei. Chełmno. Der Ewige. Ponary. Und ge-
lobt. Theresienstadt. Sei. Warschau. Der Ewige. Wilna. Und ge-
lobt. Skarżysko. Sei. Bergen-Belsen. Der Ewige. Janow. Und ge-
lobt. Dora. Sei. Neuengamme. Der Ewige. Pustkow. Und gelobt...*

* * *

Gleissendes Schweinwerferlicht fällt auf die leere Bühne, in deren Mitte ein Tisch mit sechs Mikrofonen steht. Die mit hellem Holz elegant-modern getäfelte Philharmonie im Münchener Gasteig, ein Saal, in dem normalerweise hochklassige Konzerte stattfinden, ist ausverkauft. 2'500 Menschen quetschen sich hinein, hektisch, hysterisch, unruhig, erregt, voller Erwartung. Der grosse Augenblick – gleich wird er kommen. Viele haben glänzende Gesichter. Wie an Weihnachten. Wo ist der wahrhaft optimale Sitzplatz, von wo ist ER am besten zu sehen?

Ein weisshaariger Herr geht auf das Podium, schreitet zum Rednerpult, das links von dem länglichen Tisch aufgebaut ist. Er ist einer der ganz grossen Manager der Bertelsmann AG, deren

Tochterfirma, der Siedler Verlag, hier Gastgeber ist. Es wird ruhig im Saal, 2'500 Menschen lauschen gebannt der üblichen Einleitungsrede: «... grosse Ehre, dass Sie alle gekommen sind ... wir sind stolz, Ihnen heute abend präsentieren zu dürfen ... wichtiger Beitrag zur Diskussion ... die ganze Republik ist bewegt... ein notwendiges Buch, ein ganz wichtiges Buch ...»

Kein Wort davon, dass der Verlag das Buch ursprünglich nicht machen wollte, weil man der Überzeugung war, dieses Thema nicht schon wieder dem deutschen Leser zumuten zu können; kein Wort davon, dass es dem Verlag schon ziemlich mies gegangen war und dass dieses Buch ihm das Überleben gesichert hat; kein Wort davon, dass der Autor des Buches, der das deutsche Volk mit seinen Thesen zur Vergangenheit heftig attackiert, von eben diesem Volk bereits eine siebenstellige Summe an Tantiemen kassiert hat; keine Rede davon, was für eine kostenlose und einmalige Werbung die zahllosen Artikel, Interviews und Diskussionssendungen für das Buch bedeuten, welches Renommée Bertelsmann dadurch gewinnt, wie sehr also das Geschäft blüht.

Stattdessen, natürlich, salbungsvolle Sprachgirlanden, Verbeugungen vor diesen, Hommages an jenen ... Dann, der Auftritt der Matadore: Lässig, ohne besondere Hast, kommen die sechs Teilnehmer der nun folgenden Diskussion auf die Bühne. In der Mitte der «Angeklagte», vor und hinter ihm die «Ankläger» und «Verteidiger», neben ihm der Moderator. Tosender Applaus brandet auf. Endlich ist ER da. Der neue Superstar der bürgerlichen Elite der Bundesrepublik. Dieser sympathische amerikanische Sonny-

boy, dieser Professor mit seinem jungenhaften Charme, dieser gutaussehende Judenbengel: Daniel Jonah Goldhagen, wie er lebt und lebt. Dieser wunderbar sanfte und stille Provokateur, der das ganze deutsche Volk herauszufordern scheint mit seinem Bestseller «Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust», einem 700-Seiten-Werk, dem seine Dissertation zugrunde liegt und von dem in Deutschland bereits in den ersten vier Wochen 100'000 Exemplare über den Ladentisch gegangen sind, das aber wahrscheinlich nur ein Bruchteil der Käufer wirklich gelesen hat. Ein ähnliches Phänomen wie weiland Umberto Ecos «Name der Rose» – mit dem Unterschied, dass es sich hier um ein wissenschaftliches Sachbuch handelt, um das problematischste Kapitel der deutschen Geschichte, um die Ermordung von sechs Millionen Juden. Und doch: ein Bestseller. Der Abend läuft wie am Schnürchen. Da dies die letzte einer Reihe gleichartiger Veranstaltungen ist, hat sich mittlerweile eine Eigendynamik entwickelt, die auch bei den vorangegangenen Veranstaltungen in Hamburg und Berlin, in Frankfurt und Aschaffenburg funktionierte. Zunächst: Goldhagen spricht und versteht hervorragend Deutsch, doch er bedient sich grundsätzlich nur des Englischen. Dies ist natürlich nicht nur eine verständliche Entscheidung – schliesslich möchte man bei so komplizierten Sachverhalten gerne in seiner Muttersprache reden –, sondern auch ein ganz hervorragender Trick. Die Tatsache, dass er als einziger auf dem Podium Englisch spricht, setzt ihn von allen anderen Teilnehmern automatisch ab. Und: Als Amerikaner ist ihm

der Umgang mit der Öffentlichkeit durchaus vertraut. Anders als seine wissenschaftlichen Herausforderer ist Goldhagen smart: Er antwortet so gut wie nie dem jeweiligen Gesprächspartner, sein Blick wendet sich immer direkt an das Publikum. Obwohl er sich in einem Eingangsstatement unter anderem darüber zu Recht verwundert zeigt, dass ihm die deutsche Öffentlichkeit seinen Charme als Problem vorwirft (es kamen tatsächlich Vorwürfe, Goldhagen sei so ein netter Mensch, da könne man ihn gar nicht mehr angreifen!), setzt er diesen ganz bewusst ein, um das deutsche Publikum auf seine Seite zu ziehen. Und tatsächlich hat sich sehr bald das Kräfteverhältnis zwischen den Teilnehmern auf dem Podium und zwischen Podium und Publikum zuungunsten der deutschen Kritiker verschoben. Etwas Eigenartiges geschieht: Die Angriffe gegen Goldhagen werden zu Angriffen gegen ihn und das deutsche Publikum! Die Wissenschaftler und Journalisten, die ihre teilweise durchaus berechtigte Kritik an dem Buch äussern, greifen, so scheint es, gleichzeitig das eigene Volk an, das doch eigentlich eher zu sagen scheint: ‚Wir sind auf Goldhagens Seite, ja, wir Deutschen sind genau so, wie er es immer beschreibt!‘ Eine merkwürdige Form des Schuldbekenntnisses, die nahezu sakralen Charakter anzunehmen scheint angesichts der enormen Aufmerksamkeit, Bewunderung und Verehrung, die Goldhagen im Laufe aller Diskussionen von seinen Zuhörern erfährt. Eine merkwürdige Form des Masochismus: ‚Gib’s uns, Danny, gib’s uns!‘, scheint es ihm lustvoll aus den Rängen entgegenzuschlagen. Und gleichzeitig verteidigt das deutsche Volk seine «Domina», hier in der Gestalt des amerika-

nischen Juden, der von den deutschen Kritikern so böseartig angegriffen wird ...

Das Szenario ist natürlich geschickt gewählt. Indem sich Goldhagen, immer allein, einer Überzahl von Kritikern stellt, ist er automatisch in der besseren Position, da er scheinbar der Schwächere ist und obendrein noch der Jude, der von Deutschen angegriffen wird! Womit sich eine Situation wiederholt, die er in seinem Buch doch so ausführlich beschreibt.

Die deutschen Kritiker fallen so ziemlich alle darauf herein. Ob Hans Mommsen oder Arnulf Baring, ob Christian Meier oder gar Ignatz Bubis, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, dem bei der Fernsehdebatte in der ARD der Moderator einen bösen Streich spielt – doch davon später. Keiner scheint zu bemerken, dass es bei diesen öffentlichen Showdowns in keinster Weise um die Suche nach der «Wahrheit» geht, dass es völlig unwichtig ist, ob die «Wissenschaftlichkeit» von Goldhagens Thesen bewiesen wird. Nein, der Holocaust dient lediglich als Folie, vor deren Hintergrund primär die Vermarktung eines Buches vorangetrieben wird. Warum und wie sechs Millionen Juden ermordet wurden – das ist letztendlich Nebensache.

Der Moderator Josef Joffe, Leiter des aussenpolitischen Ressorts der *Süddeutschen Zeitung*, scheint zunächst einmal seinem «Danny», wie er ihn väterlich-joyial nennt, Schutz gewähren zu müssen. Er erklärt dem Publikum, dass sie beide bei dem gleichen Doktorvater in Harvard promoviert hätten. Das schafft gleich eine gewisse familiäre Verbundenheit, die um so beruhigender auf «Danny» wirken muss, als Joffe selber Jude ist. Doch Daniel

Goldhagen braucht solche Schützenhilfe nicht. Der amerikanische Professor mit dem netten Jungengesicht, dieses 37jährige «Greenhorn», das ausgezogen ist, den NS-Experten aller Länder den Garaus zu machen, ist mit allen Wassern des Showbiz seines Heimatlandes gewaschen. Goldhagen weiss genau, wie man sich in Szene setzen muss. Anders als alle anderen Beteiligten auf dem Podium – in diesem Fall der Militärgeschichtler Manfred Messerschmidt, der Historiker Christian Meier, der Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (FAZ), Frank Schirrmacher, und der israelische Historiker Moshe Zimmermann – würdigt Goldhagen seine Kontrahenten keines Blickes, und wenn, dann immer nur in einer dramaturgisch äusserst geschickten Weise und einem dementsprechend geeigneten Moment. Als Frank Schirrmacher irgendwann im Verlauf der Diskussion ansetzt, um Goldhagen der «Mythologisierung» zu bezichtigen und in verschachtelten Nebensätzen immer undeutlicher und unverständlicher wird, beugt sich Goldhagen, der direkt neben ihm sitzt, etwas vor, mit Blick halb zum Publikum halb zu Schirrmacher, und wird das erste Mal in der Diskussion «emotional»: «What do you mean? What Mythologisierung?», ruft er, halb verzweifelt, halb belustigt, dazwischen und bringt den scheinbar so eloquenten Journalisten zum Schweigen. Das Publikum lacht, wieder einmal hat Goldhagen die Nase vorn, die Sympathien auf seiner Seite. Kein Wunder, seine deutschen Kontrahenten machen es ihm wirklich leicht. Sie greifen an, ohne ihn anzugreifen. Sie trauen sich nicht wirklich, sie haben aus merkwürdigen Gründen Angst vor diesem jungen Juden, der mittlerweile mit ebenso strahlender

Aura umgeben ist, wie all die Professoren und Wissenschaftler um ihm herum mit unsichtbarem Bibliotheksstaub. Sie scheinen nicht zu merken, dass sie keine Chance haben, dass auch ihre allerbesten Argumente nicht zählen, weil es hier nicht um Inhalte gehen kann. Ein Superstar soll hier aufgebaut werden, und das hat schon viele, viele Monate vor seiner Lesetournee durch die deutsche Republik begonnen ...

* * *

Am 12. April 1996 eröffnet *Die Zeit* eine Diskussion, mit der sie zwar eine Art neuen «Historikerstreit» provozieren will, aber dennoch nicht ahnen kann, was sie damit eigentlich bewirken wird. In einem Artikel kündigt der Leiter der Redaktion Politisches Buch, Volker Ullrich, mit der Unterzeile «Waren die Deutschen doch alle schuldig?» an:

«Zehn Jahre später ist nun der Auftakt gesetzt für den zweiten, für einen noch schärferen Historikerstreit.»

Und weiter orakelt Ullrich:

«Da hatte sich so mancher schon in der Gewissheit gewiegt, nach den Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag des Kriegsendes das leidige Thema endlich los zu sein und sich unbeschwert der neuen ‚Normalität‘ hingeben zu können. Und nun kommt ein brillanter Harvard-Dozent und belehrt uns, dass wir mit dem schrecklichsten Kapitel unserer Vergangenheit noch längst nicht fertig sein können. Wie sein aufstörendes, verstörendes

Buch bei uns aufgenommen wird – daran wird sich viel ablesen lassen über das historische Bewusstsein dieser Republik.»

Ist die erste Behauptung Ullrichs, dass es nun zu einem neuen Historikerstreit kommen wird, eine medienwirksame Übertreibung, die darauf baut, dass gezielte Schlagwörter (andere würden sagen: Gemeinplätze) das Interesse des lesenden Publikums erstens für das Thema wecken, zweitens aber, und das darf auch nicht übersehen werden, zweitens also auch die Aufmerksamkeit auf die Zeitung zu lenken, in der dieser angebliche Historikerstreit ausgetragen wird? Denn *Die Zeit*, wie der Feuilleton-Chef der *Süddeutschen Zeitung*, Johannes Willms, in einem süffisanten Kommentar am 2. August richtig feststellt, hat längst nicht mehr die Bedeutung in der deutschen Medienlandschaft, die sie jahrzehntelang wie ein Monopol für sich gepachtet hatte:

«*Die Zeit* versuchte – in einem Reflex vagen Erinnerens daran, dass sie einmal das Blatt war, das in der Republik gelegentlich die grossen intellektuellen Debatten anstiess –, dieses Echo zu einem neuen ‚Historikerstreit‘ aufzupusten».

Ist die erste Behauptung Volker Ullrichs also vor allem Mediengetöse, so sollte er mit seiner Prophezeiung, dass sich anhand der folgenden Auseinandersetzung viel über den Zustand der Republik sagen wird lassen können, Recht behalten.

Mit diesem Artikel jedoch leitet Ullrich zugleich – wissentlich?

unwissentlich? – eine Werbekampagne für Goldhagen und dessen Buch ein, wie man sie in Deutschland so noch nicht erlebt hat.

In derselben Ausgabe widmet sich erstmals das *Zeit*-Dossier dem Buch. Es veröffentlicht einige Auszüge, anhand derer die Thesen Goldhagens der Leserschaft nahegebracht werden sollen. Es ist in diesem Zusammenhang besonders wichtig, daran zu erinnern, dass die deutsche Übersetzung des Buches erst im August 1996 auf den Markt kommt, dass also der Medienrummel um «Hitler's Willing Executioners» – oder soll man hier bereits den deutschen Titel verwenden: «Hitlers willige Vollstrecker» – etliche Monate vor Erscheinen des Buches beginnt. Die wenigen Seiten, die das *Zeit*-Dossier jetzt vorstellt, sind also alles, was das deutsche Publikum über Wochen zu lesen bekommt.

Hat Ullrich in seinem Artikel indirekt bereits ein Leitmotiv der folgenden Debatte angestimmt – ein brillanter Harvard-Dozent «belehrt uns», will heissen: einer gegen das gesamte deutsche Volk («uns»), und das auch noch von oben herab («belehrt») –, so stimmt Gisela Dachs, Israel-Korrespondentin der *Zeit*, in einem weiteren Begleitartikel das zweite, ebenso häufig auftauchende Leitmotiv der Diskussion an: Goldhagens jungendliches Alter und seine Herkunft. Beides soll ihm in den kommenden Wochen und Monaten buchstäblich um die Ohren gehauen werden. Denn ein so junger Mensch könne eigentlich noch gar keine Befähigung zur wissenschaftlichen Analyse haben, wie Arnulf Baring in der ZDF-Diskussionsrunde oberlehrerhaft mehrfach,

wie viele andere vor und nach ihm auch, von sich gab. Und ausserdem könne Goldhagen als Jude, dessen Vater von den Nazis verfolgt war, nicht objektiv sein – ein lächerlicher Vorwurf, der nicht wahrer wird, je öfter er von seinen Kritikern vorgebracht wird.

Gisela Dachs schreibt:

«Aus eigener Anschauung kann der 36jährige Autor ... natürlich nur das Deutschland von heute kennen – dessen Vergangenheit aber ist ihm stets präsent... Seine Forschung ist auch der Versuch, Antworten auf ganz persönliche Fragen zu finden. Das Buch hat Daniel Goldhagen seinem Vater, ‚meinem ständigen Diskussionspartner‘, gewidmet. Erich Goldhagen, ein Überlebender des jüdischen Ghettos im damals rumänischen Czernowitz, hat selbst 25 Jahre lange als Professor an der Universität Harvard Seminare über den Holocaust gehalten. Die meisten seiner Verwandten sind von den Nazis ermordet worden. Wie in vielen Familien von Überlebenden wurde auch bei den Goldhagen, die in der Nähe von Boston leben, nichts oder nicht viel von den Schrecken der Vergangenheit offengelegt. Daniel, das zweitälteste von vier Kindern, kann sich nicht erinnern, dass sein Vater von seinen eigenen Erfahrungen gesprochen hat. Und dennoch war die Geschichte stets allgegenwärtig ... Als eine Art zweites Zuhause bezeichnet Daniel Goldhagen das Minda-de-Gunzburg-Zentrum für europäische Studien der Universität Harvard. Hier, in einem Neorenaissance-Gebäude im Herzen von Cambridge, befindet sich auch sein Arbeitsplatz. Über seinem Schreibtisch hängt das

Selbstportrait des Malers Felix Nussbaum, eines belgischen Juden, der 1944 in Auschwitz ermordet wurde.»

Was der *Zeit* recht ist, muss den anderen Blättern billig sein. Die *FAZ*, die *Frankfurter Rundschau* und die *Süddeutsche Zeitung* (*SZ*) reagieren prompt. Auch sie befassen sich mit Goldhagens Buch, schliesslich kann man der *Zeit* das Terrain nicht allein überlassen. Der Zwang, «aktuell» zu sein, in eine beginnende Diskussion eingreifen zu müssen, um ja nicht am Zeitgeist vorbei zu produzieren, lässt alle Redaktionen auf den abfahrenden Zug gerade noch aufspringen. Die *SZ* macht bereits zwei Tage danach, in ihrer Samstagausgabe, die Frontseite ihres Feuilletons gleich mit zwei nebeneinanderstehenden Artikeln zum selben Thema auf: Zwei Artikel zum selben Thema auf einer Seite – das ist ein geradezu ideales Signal für den Leser, dass es sich um Abhandlungen eines äusserst brisanten, spannenden und aktuellen Themas handelt. Zwei Artikel – ein Verfahren, dessen sich die liberale *Zeit* gerne bedient, um den Meinungsstreit in einer wichtigen Sache innerhalb der Redaktion transparent zu machen – dienen jetzt der *SZ*, um sich in dem kommenden Medienrummel optimal zu positionieren. Der bereits erwähnte Josef Joffe zeichnet für den einen Artikel als Autor, Norbert Frei vom renommierten Institut für Zeitgeschichte für den anderen. Frei erkennt schon in diesem frühen Stadium der Goldhagen-Debatte, was hier eigentlich vor sich geht:

«Wer auf dem hart umkämpften Medienmarkt der neunziger Jahre Gehör finden will, braucht knallige Thesen. Längst ist

diese heillose Botschaft auch bei den Historikern angekommen, aber noch selten hat man sie so konsequent befolgt gesehen wie im Falle eines soeben in den USA erschienenen Buches.»

Was Norbert Frei dabei allerdings übersieht, ist die Tatsache, dass er und viele seiner Kollegen dieser Tendenz in Deutschland Vorschub leisten – bereits am darauffolgenden Montag ist die englische Ausgabe des Buches in München beispielsweise, wo die *SZ* erscheint, nicht mehr zu erhalten. Sie ist in beiden englischsprachigen Buchhandlungen ausverkauft!

In den nun folgenden Wochen inszeniert *Die Zeit*, wie angekündigt, ihren selbsterkorenen «Historikerstreit». Christopher Browning, Julius Schoeps, Gordon A. Craig, Eberhard Jäckel, Hans-Ulrich Wehler, Ulrich Herbert und Ingrid Gilcher-Holthey – alles glanzvolle Historiker, die sich im Bereich der Holocaust-Forschung mehr oder weniger auskennen, kommen Woche um Woche zu Wort und dürfen sich über ein Buch auslassen, das der deutsche Leser immer noch lediglich aus den kurzen Auszügen des *Zeit-Dossiers* kennt. Die in Deutschland verkauften englischen Exemplare des Buches haben mit Sicherheit, wie sich später erwies, das Informationsbedürfnis der Deutsche nicht befriedigen können. Wie viele beherrschen diese wichtigste Fremdsprache wirklich so gut, dass sie Goldhagens wissenschaftliche Arbeit im Original lesen können?

In Folge dieser wöchentlichen ZeitDebatte, die sich als Logo das Foto einer Häuserwand ausgesucht hatte, auf die ein «Jud' verrecke» und ein Hakenkreuz geschmiert sind, kommt es, unter vie-

len anderen Kuriositäten, zu einer netten Groteske: Bereits am 3. Mai widmet die Leserbriefredaktion der *Zeit* eine ganze Seite der Diskussion um Goldhagens Buch mit dem Titel «Schuldig mit gutem Gewissen?» Auf dieser Seite kann man also die Meinung der Leser zu einem Buch erfahren, das sie in der Mehrzahl ja noch gar nicht kennen! Äusserst geschicktes Product-Placement...

Indem man also bereits vor Erscheinen eines Buches eine Diskussion über dessen Inhalt anzettelt, indem man sich also auf Ondits und Halbgewissheiten verlässt, erreicht man zweierlei: zum einen einen Bekanntheitsgrad des Vermarktungsproduktes, der dazu führt, dass es bei seinem Erscheinen wie ein bereits liebgewordenes Möbelstück in die Wohnung gestellt werden *muss*, weil es praktisch bereits zum eigenen Leben dazugehört, zum anderen dass die Diskussion auf alle Fälle nur den Grad der Seriosität erreicht, den alle noch mitverfolgen können. Frei nach Karl Kraus also: Das Niveau ist gestiegen, nur steht keiner mehr drauf!

Das Produkt «Hitlers willige Vollstrecker» bekommt damit bereits die Qualität eines Coffee-Table-Books: Es ist teuer und schön anzusehen, es muss irgendwo scheinbar unauffällig auf dem Tisch daheim liegen, aber doch so plaziert, dass es jedem Besucher sofort ins Auge springt: Der Gastgeber signalisiert damit, dass er durchaus weiss, was gerade besonders «in» ist. Goldhagens Buch als kleines Insignium des Eingeweihten. Die Kultur-Schickeria erkennt sich eben selbst. Das muss genügen. Und ebenso wenig wie es nötig ist, lediglich schön aufgemachte Bücher zu lesen, ebenso unwichtig ist es in diesem Fall, «den Gold-

hagen» zu lesen. Schlagzeilen anstatt eigener Lektüre, Meinungsmacher als Vorkoster eines allzu schwierigen Menüs.

Der Vorgang erinnert an die Werbefeldzüge aus Hollywood. «Der neue Schwarzenegger» wird viele Monate, bevor der Streifen in die Kinos kommt, im Fernsehen und in den Lichtspielhäusern mittels eines geschickt geschnittenen Trailers vorgestellt – der Trailer ist ein kurzer, auf jeden Fall action-reicher Zusammenschnitt der Highlights des Films. Verbunden mit der dramatischen Filmmusik wird er viele Wochen lang so oft vorgestellt, dass man irgendwann das Gefühl hat, man kenne die Story bereits. Gleichzeitig wird eine Notwendigkeit suggeriert, diesen Film sehen zu müssen. Der Text, der den Trailer vorstellt, ist so gestaltet, dass vieles über den Inhalt angedeutet, die Auflösung jedoch nicht vorgegeben wird. Man muss sie sich selber holen: im Kino. Und damit wird ganz simpel die Neugier des Zuschauers geweckt. Man will endlich wissen, woran man ist. Es ist fast, als ob man nicht mehr ruhig leben könne, wenn man nicht erfährt, wie dieser Streifen nun ausgeht...

Ähnlich funktioniert die Werbestrategie bei «Hitlers willige Vollstrecker», wenn man einmal davon absieht, dass der hohe Erregungsgrad der öffentlichen Diskussion, zumindest anfänglich so nicht vorauszusehen war. Doch schon bald wird die Erwartungshaltung des potentiellen Lesers immer höhergeschraubt und so weit geschürt, dass es bald ausser Zweifel steht: Dieses Buch ist das ultimative Muss der kommenden Buchsaison.

Der Nebeneffekt wurde bereits beschrieben: Das Renommee der *Zeit* stieg wieder um einige Prozentpunkte, man müsse sie haben,

sie lesen, man musste auf dem Laufenden bleiben, um nichts zu verpassen. Klangvolle Namen steuerten die Kampagne mit: Craig, Schoeps, Jäckel und andere profitierten natürlich ebenfalls davon. Ihre Artikel erhöhten gleichzeitig ihren eigenen Marktwert.

Die wochenlange Diskussion um das Buch findet, und auch das ist zumindest für den deutschen Markt ein Novum, ohne die Hauptfigur statt, ohne Daniel Jonah Goldhagen. Denn dieser befindet sich noch in den USA, seine Lesereise ist für September avisiert, und sein deutscher Verlag kann sich allmählich kaum noch darüber freuen, dass ihr Spitzentitel für den Herbst bereits im Frühjahr in den Medien so hochgespielt und letztlich auch so «durchgehechelt» wird. Es besteht also die Gefahr, dass zum deutschen Erscheinungstermin der Zenit der Diskussion und des allgemeinen Interesses bereits überschritten sein könnte.

Aus diesem Grund muss der Verlag noch ein As im Ärmel behalten: den Autor. Goldhagen muss sich zurückhalten, kann und darf sich nicht äussern.

Lediglich ein kleiner Artikel erscheint aus «fernen Landen» in, wie kann es anders sein, der *Zeit*. Am 14. Juni 1996 schreibt Goldhagen an das deutsche Volk:

«Die Veröffentlichung meines Buches ‚Hitler’s Willing Executioners‘ in den Vereinigten Staaten und Grossbritannien hat überraschend früh in Deutschland eine breite, kontroverse und in Teilen beunruhigend emotionsgeladene Diskussion ausgelöst. Die Stellungnahmen, insbesondere die, die in der *Zeit* er-

schienen sind, enthalten Kritikpunkte, die eine sorgfältige Auseinandersetzung verdienen. Jedoch viele der erhobenen und oft sogar widersprüchlichen Einwände haben sehr wenig mit dem zu tun, was ich geschrieben habe ... Der Verlauf der Diskussion hat mich darin bestärkt, mich in der deutschen Öffentlichkeit erst dann zu äussern, wenn diese Gelegenheit hatte, mein Buch zu lesen ... Ich habe mich auf eine ernsthafte und fundierte Debatte eingestellt. Ich werde zum Erscheinen der deutschen Ausgabe im Siedler Verlag in einem ausführlichen Artikel in der *Zeit* den bisherigen Kritikern meines Buches antworten. Bald danach werde ich nach Deutschland kommen, um mich in Podiumsdiskussionen und Lesungen der Diskussion zu stellen. Ich bin davon überzeugt, dass eine sachliche Diskussion dieses schwierigen Themas, das niemals aufhören wird, die Gemüter in besonderer Weise zu bewegen, erst dann möglich ist, wenn alle, die es angeht und dies interessiert, Gelegenheit haben, mein Buch selbst zu lesen.»

Sprach's und ist schon wieder in der Versenkung verschwunden. Ein Lehrbeispiel für die Aufgabe, wie man eine öffentliche Diskussion anheizen und vor allem in die Länge ziehen kann! Dieser Artikel von Goldhagen, der eher wie ein politisches Communiqué wirkt, ist allerdings auch ein Glanzstück in Sachen PR-Arbeit. Die Botschaft, die er über den Atlantik hinüber in das diskutierwütige Deutschland schickt, ist denkbar provokant: „Ihr Deutschen diskutiert auf jeden Fall völlig falsch, weil ihr beunruhigend emotionsgeladen seid. Ihr diskutiert gar nicht über mein

Buch, sondern über euch selbst. Da ihr also schon von vornherein so ziemlich alles falsch macht, was man nur falsch machen kann, zwingt ihr Deutschen – und hier meint Goldhagen natürlich die Rezensenten, die Journalisten und Wissenschaftler – mich geradezu zur Zurückhaltung, da ich den Deutschen – und hier ist das Volk, die Leserschaft, sein späteres Publikum gemeint – die Gelegenheit geben möchte, sich selbst ein Bild zu schaffen. Und das können sie natürlich nur, wenn sie mein Buch lesen'. Letzteres bedeutet natürlich: wenn sie sein Buch kaufen, kaufen, kaufen. Bereits in diesem Brief nimmt Goldhagen die Konstellation vorweg, die während seiner Tournee durch Deutschland typisch wird: er und das Publikum auf der einen Seite, die Kritiker und Wissenschaftler auf der anderen.

«Den König spielen immer die anderen», erklärte Gustaf Gründgens einmal einem Schauspieler. Gemeint war damit, dass es eine «königliche Haltung» nicht gibt. Indem die anderen Darsteller sich gegenüber dem «König» in einer bestimmten Art und Weise verhalten, wird erst deutlich, dass er der König ist. Gleiches geschieht in der Goldhagen-Debatte. Erst die deutschen Kritiker machen Goldhagen zu einer so überaus wichtigen und besonderen Figur. Der Wirbel, den sie um seine Person entfachen, wird ab einem bestimmten Moment natürlich zum Selbstläufer; vieles an der Goldhagen-Kampagne ist nicht gesteuert, kann gar nicht gesteuert werden. Dennoch verwundert dieser Medienzirkus ein wenig.

Ein Blick nach Israel zeigt das: Dort wird das Buch eher beiläufig

und lapidar aufgenommen. Efraim Zuroff schreibt beispielsweise im *Jerusalem Report*:

«Goldhagen präsentiert eine einfache Antwort auf die Frage, an der Wissenschaftler und Laien auf der ganzen Welt gerätselt haben. Man muss Deutsche und Nazis nur gleichsetzen, und das Rätsel des 20. Jahrhunderts ist gelöst. Wer würde für eine derart einfache Lösung auf eine komplexe Frage nicht dankbar sein?»

Abgesehen von solcher Kritik an dem Inhalt, wird in Israel nicht zuletzt deshalb so unaufgeregt und letztlich desinteressiert über «Hitler's Willing Executioners» gesprochen, weil es dort, aber auch bei vielen Juden in der Diaspora, einen allgemeinen Konsens gibt, der sich mit den wichtigsten Thesen Goldhagens deckt: dass der Antisemitismus der Deutschen als Endziel die Vernichtung der Juden im Auge gehabt, dass der Nationalsozialismus den Grossteil der deutschen Bevölkerung nicht zum Judenhass gezwungen, sondern sich seiner lediglich bedient, dass der Holocaust also einem kollektiven Urbedürfnis der Deutschen entsprochen habe.

Was auf den ersten Blick wie eine potenzierte Vervielfachung Goldhagen'scher Überlegung aussieht, ist jedoch nur die andere Seite ein und derselben Medaille. Wie oft kommt es vor, dass bei Diskussionen zwischen Juden und Deutschen das Gespräch versickert, ins Bodenlose abrutscht, weil auf jüdischer Seite äusserst emotional, auf deutscher Seite überwiegend «sachlich» argumentiert wird?

Wie schon bei der Serie «Holocaust» wird auch im Fall Goldha-

gen einmal mehr sichtbar, dass die Emotionalisierung eines Themas erst die Begreifbarkeit auch der monströsesten Inhalte ermöglicht.

«Als der Morgen heraufdämmerte, begannen die Deutschen, das jüdische Ghetto von Józefów zu räumen. Sie durchkämmten das Viertel in kleinen Gruppen von meist zwei oder drei Mann und trieben die Juden aus ihren Wohnungen. Die dritte Kompanie hatte wie alle anderen von ihrem Kommandeur die Anweisung erhalten, ‚dass bei der Räumung Kranke und Gebrechliche sowie Säuglinge und Kleinstkinder und Juden, die sich widersetzen, an Ort und Stelle zu erschossen sind’.

Diesen Befehl führten die Deutschen erbarmungslos und unglaublich brutal aus; wer nicht selber zum Sammelplatz laufen konnte, den erschossen sie. ‚Ich habe aber etwa 6 jüdische Leichen gesehen, die von meinen Gruppenkameraden an Ort und Stelle befehls-gemäss erschossen worden waren. U.a. sah ich eine Greisin, die in ihrem Bett tot lag.’ Nachdem die Deutschen ihre Aufgabe ‚erledigt’ hatten, lagen, wie einer von ihnen berichtet, überall im Ghetto, in ‚Vorgärten, Hauseingängen und auf der Strasse bis zum Marktplatz’ Leichen von Juden. Ein Angehöriger der dritten Kompanie beschreibt das Vorgehen so: ‚Ich weiss auch, dass nach diesem Befehl gehandelt wurde, denn als ich während der Räumung durch das Judenviertel ging, habe ich überall erschossene Greise und Säuglinge gesehen. Ich weiss auch, dass während der Räumung sämtliche Insassen eines jüdischen Krankenhauses von den Durchsuchungstrupps erschossen wurden.’ ...

Aller Wahrscheinlichkeit nach erschoss einer der Mörder ein Baby in den Armen seiner Mutter und die Mutter oben rein, oder aber er hielt das Kleine, wie es damals mitunter die Gewohnheit der Täter war, am Bein auf Armeslänge von sich, um es dann zu erschiessen. Vielleicht musste die Mutter dies voller Entsetzen mit ansehen. Der kleine Körper wurde dann wie Abfall fallen gelassen, und man liess ihn verrotten. So wurde ein Leben ausgelöscht...

Die Deutschen sammelten die Juden auf dem Marktplatz. Es hatte lange gedauert, sie aus ihren Wohnungen zu treiben. Da es sich hier um den ersten Mordeinsatz des Polizeibataillons 101 handelte, hatten die Männer noch keine effiziente Routine entwickelt. Einige der Offiziere waren mit dem Verlauf der Operation unzufrieden; sie gingen umher und spornten ihre Leute an: «Das geht nicht voran!» ‚Das geht nicht schnelle genug!‘

Gegen zehn Uhr vormittags hatten die Deutschen schliesslich die «Arbeitsfähigen aussortiert, etwa vierhundert Männer, die sie in ein ‚Arbeits‘lager in der Nähe von Lublin schickten. Die Männer des Polizeibataillons 101 näherten sich jetzt dem Höhepunkt ihres ersten Einsatzes. Sie erhielten neue Anweisungen und begannen daraufhin mit den systematischen Hinrichtungen. Über die empfohlene Schusstechnik hatte man sie bereits während des ersten Appells unterrichtet. «An Dr. Schönfelder habe ich aber eine ganz sichere Erinnerung ... Wir standen – wie bereits gesagt – im Halbkreis um Dr. Schönfelder und die anderen Offiziere herum. Dr. Schönfelder zeichnete auf den Erdboden, damit wir es alle sehen konnten, den Umriss eines menschlichen

Oberkörpers und bezeichnete am Genick den Punkt, auf den wir schiessen sollten. Das Bild steht mir noch genau vor Augen. Ich weiss nur nicht mehr sicher, ob er einen Stock oder etwas anderes benutzt hat, um auf den Erdboden zu zeichnen.' Der Bataillonsarzt, ein Heilkundiger also, unterwies die Männer nun in der besten Art des Tötens – offensichtlich galt sein hippokratischer Eid nicht für Juden ... Vom Marktplatz aus brachten die Deutschen die Juden gruppenweise auf Lastwagen in die Wälder ausserhalb von Józefów. ‚Die Juden wurden von den begleitenden Polizisten veranlasst, vom LKW herunterzuspringen, wobei natürlich zur Beschleunigung des Vorganges u.U. ‚nachgeholfen, wurde.‘ Obgleich dies ihr erster Mordeinsatz war, erschien es den Männern des Polizeibataillons 101 bereits als ‚natürlich‘, Juden zu schlagen – darin liegt die eigentliche Bedeutung des beschönigenden Ausdrucks ‚Nachhelfen‘ im obigen Zitat... Die Züge der ersten Kompanie bildeten Erschiessungskommandos von jeweils etwa acht Mann. Die anfängliche Vorgehensweise sah mehr oder weniger so aus: Ein Kommando ging auf die Gruppe von Juden, die gerade eingetroffen war, zu, und jeder suchte sich ein Opfer – Mann, Frau oder Kind – aus. Die Juden und die Deutschen marschierten dann in parallelen Einzelreihen, so dass der Täter sich im Gleichschritt mit seinem Opfer bewegte, bis sie schliesslich eine Lichtung erreicht hatten, wo die Hinrichtung stattfinden sollte; dort nahmen die Deutschen ihre Schussposition ein und warteten auf den Feuerbefehl des Kommandoführers. Der Weg in den Wald bot jedem Täter die Gelegenheit zum

Nachdenken. Er schritt Seite an Seite mit seinem Opfer, konnte das menschliche Wesen neben sich mit den Vorstellungen in seinem Kopf vergleichen. Neben einigen der Deutschen gingen gewiss Kinder. Höchstwahrscheinlich waren sie daheim in Deutschland fröhlich und neugierig mit ihren eigenen Kindern durch den Wald gestreift. Welche Gedanken und Gefühle bewegten diese Männer jetzt, da sie Seite an Seite mit einem vielleicht acht- oder zwölfjährigen Mädchen marschierten, das für einen nicht-ideologisierten Geist wie jedes andere Mädchen aussah? In diesen Augenblicken hatte jeder der Mörder eine persönliche, direkte Beziehung zu seinem Opfer, zu seinem kleinen Mädchen. Nahm er überhaupt ein kleines Mädchen wahr, und fragte er sich, warum er kurz davor war, dieses kleine, zarte menschliche Wesen zu töten? Hätte er in ihm wirklich ein kleines Mädchen gesehen, wäre dann sein Mitleid, sein Beschützerinstinkt und seine Fürsorglichkeit geweckt worden? Oder betrachtete er das kleine Mädchen nur als Jüdin, die zwar jung, aber eben doch eine Jüdin war? Fragte er sich ungläubig, womit es zu rechtfertigen war, dass er dem verletzbaren kleinen Mädchen das Hirn aus dem Kopf schoss? Oder sah er den Befehl als vernünftig, als notwendig an, damit die angebliche jüdische Gefahr im Keim erstickt würde? Das ‚Judenkind‘ konnte schliesslich eine jüdische Mutter werden.

Das Töten selbst war eine grausame Angelegenheit. Nach dem gemeinsamen Gang durch den Wald musste jeder Deutsche seine Schusswaffe auf den Hinterkopf des Opfers richten, das nun mit gesenktem Kopf dastand. Er bediente den Abzug, sah, wie die Person, manchmal ein kleines Mäd-

chen, zuckte und sich dann nicht mehr rührte. Die Deutschen mussten gefühllos bleiben angesichts der Angst und Verzweiflung der Opfer, ob nun eine Frau jammerte oder ein Kind wimmerte. Bei so geringer Distanz zu ihren Opfern bespritzten sich die Täter häufig mit menschlichem Blut. Einer von ihnen berichtet: ‚Durch den dadurch bedingten Nahschuss traf das Geschoss mit derartiger Rasanz den Schädel, dass zumindest die ganze hintere Schädeldecke abgerissen wurde und nun Blut, Knochensplitter und Gehirnmasse durch die Gegend spritzten und die Schützen beschmutzten. ‘ Wachtmeister Anton Bentheim verdeutlicht, dass dies nicht die Ausnahme, sondern der Regelfall war: ‚Die Schützen waren grauenvoll mit Blut, Gehirnteilen und Knochensplittern besudelt. Das hing an ihrer Kleidung.’»

Diese willkürlich herausgegriffene Passage aus «Hitlers willige Vollstrecker» ist ein geeignetes Beispiel, um zu zeigen, warum Juden zumeist gar nicht anders können, als emotional zu reagieren, und warum Deutsche häufig gar nicht anders können, als «sachlich» distanziert zu wirken. In beiden Fällen ist blankes Entsetzen die Ursache. Doch während auf der jüdischen Seite der Schmerz häufig nicht den Blick freigibt, um die Sachverhalte in ihren tatsächlichen Abläufen zu betrachten, wird von deutscher Seite alles unternommen, um sowohl den Schmerz der Juden als auch die eigene Scham möglichst nicht wahrnehmen zu müssen: Zu gross, zu überwältigend wären die Folgen. Doch erinnert diese Stelle nicht auch an die berührendsten Szenen in «Schind-

lers Liste»? In Steven Spielbergs Schwarzweissfilm taucht ein kleines jüdisches Mädchen auf einer Ghetto-Strasse auf, das durch einen Mantel gekennzeichnet ist, der schwach rot ist – der einzige Farbtupfer im ganzen Film.

Später wird dieser rote Fleck wieder auftauchen: in einem Leichenhaufen. Mit diesem so grandiosen, weil einfachen Stilmittel, gelingt es Spielberg, die 6-Millionen-Masse für einen Augenblick zu individualisieren. In diesem Moment wird das Schicksal derjenigen Juden für den Zuschauer greifbar, die nicht von Schindler gerettet werden konnten.

Goldhagen bedient sich in der von ihm beschriebenen, fast möchte man sagen, «Szene» des gleichen Stilmittels. Oder ist es bei ihm, einem Wissenschaftler, eher ein Trick? Vielleicht ist die Assoziation mit Spielbergs Film kein Zufall. Das Inszenatorische einer solchen Beschreibung – inwieweit ist das im Rahmen einer wissenschaftlichen Analyse zulässig? Viele deutsche Kritiker verbeissen sich in diesem Punkt und machen Goldhagen schwere Vorwürfe. Goldhagen beginne zu moralisieren und gleichzeitig fiktional zu ästhetisieren, heisst es. Dieser Vorwurf ist berechtigt. Aber er ändert nichts an den Vorgängen, die Goldhagen beschreibt. Es ändert nichts an der Tötungsart, nichts an der Grausamkeit der (eben nicht) «Szene», sondern der realen Situation. Und die Fragen, die Goldhagen den Mördern stellt – wer würde sie nicht stellen? Gibt es nicht neben der wissenschaftlichen Fragestellung eine ethische? Eine allgemein-menschliche? Dass Goldhagen Wissenschaft und Moral, Tatsachenbeschreibung und Fiction-Dramaturgie miteinander verbindet – es muss erlaubt sein, dieser voller Emotionen vorgebrachten Kritik von Sei-

ten vieler deutscher Kritiker nachzuspüren. Ist die Wut auf Goldhagen nicht deshalb so gross, weil er – tatsächlich oder eingebildetermassen – «den» Deutschen einen Spiegel vorhält?

An dieser Stelle wird der Medienzirkus um Goldhagen und sein Buch vor allem bizarr. Im Sinne der «Königsmacher» agieren so manche deutsche Kritiker mit ihrer Wut. Und das, obwohl, wie die meisten unisono behaupten, das Buch schlecht ist, weil es, wie die *TAZ* meint, «das Fantasy-Material der 40er und 50er Jahre neu aufbereitet», weil es sich angeblich auf die Vorstellung der Kollektivschuld beruft und so weiter. Sie selbst haben diesem «Fantasy-Material» soviel Publicity verschafft. Warum nur, warum? Warum diese Hysterie ...

Heinrich Jaenecke stellt im *Stern* vom 18. Juli dazu ganz richtig fest:

«Denn so provozierend und schief Goldhagens Antworten auch sein mögen – seine Fragen zielen genau ins dunkle Zentrum des deutschen Bewusstseins. Wir haben es uns ein bisschen zu leicht gemacht im Lauf der Zeit. Wir haben das Dritte Reich abgehakt und Hitler einen Platz im Panoptikum der deutschen Geschichte zugewiesen, einen dunklen Winkel natürlich, zwischen allerhand sonstigem Gerümpel.»

Oder, wie der Historiker Dan Diner erläutert: «Die Deutschen sprechen von den Nazis, als handele es sich um einen weiteren Stamm unter den deutschen Stämmen.»

* * *

Seit Wochen schleiche ich bereits um meinen Schreibtisch herum. Das Archivmaterial, das ich für dieses Buch bestellt und gesammelt habe, ist bereits ordentlich in blauen Aktenordnern abgelegt, die Literatur zum Thema steht fein säuberlich aneinandergereiht auf dem Boden, direkt neben dem Schreibtisch, die ersten Seiten sind geschrieben. Doch irgendwie wehre ich mich, habe keine Lust, bin faul. Gehe ins Café, treffe dort Freunde, rede über das Buch, über mein Thema. Immerzu rede ich darüber, aber so richtig schreiben kann ich nicht. Ich habe Angst, dass mir die Zeit davonläuft. Jeden Morgen stehe ich auf, will mich zwingen, gleich in der Früh ins Büro zu fahren, mich hinzusetzen, und heute, heute aber wirklich, endlich weiterzuschreiben. Wieder nichts. Warum habe ich bloss solche Widerstände? Das hatte ich bei meinen früheren Buchprojekten doch auch nicht? Im Gegenteil, ich hatte mich gefreut, mich einigeln zu können, jeden Morgen mit einer Kanne Tee an den Schreibtisch zu gehen – und los geht's, ganz konzentriert, vier, fünf Stunden. Doch diesmal? Ich will das Thema nicht, kann das sein? Irgend etwas in mir schreit nur noch: ‚Nein, nein, nein. Ich mag nicht mehr. Nicht schon wieder!‘

Ich versuche mich zu beruhigen, ‚Es geht ja gar nicht mehr um die Shoah. Es geht doch um ein heutiges Thema. Das, worüber du schreiben sollst, hat doch mit heute zu tun.‘ ‚Das glaubst du doch selbst nicht‘, greint die andere Stimme, ‚du wirst wieder mit der Vergangenheit konfrontiert, wieder wirst du mit den gleichen Bildern ins Bett gehen, mit den gleichen Bildern aufstehen, die dich immer begleiten, wenn du über den Holocaust arbeitest‘. ‚Ja, aber trotzdem, irgendwie ist das doch diesmal anders.

Es ist gereifter. Als ich meinen ersten Artikel über dieses Thema vor nun genau zehn Jahren geschrieben hatte, da war ich doch ganz anders. Da bin ich doch ganz anders als heute an das Thema herangegangen. Ich habe doch viel gelernt und erfahren, viel gesehen, viel verstanden. Ich habe doch mit so vielen Juden und Nichtjuden in diesem Land mittlerweile gesprochen, das kannst du doch einfach nicht mehr vergleichens

„Haha, dass ich nicht lache. Und was ist mit deiner Wut, die da schon wieder im Hintergrund lauert? Und was mit der Wut, die du gespürt hast, als du die Diskussionen über Goldhagen verfolgst? Und was geht in dir vor, wenn du einmal mehr irgendein antisemitisches Klischee in der Zeitung liest, im Gespräch hörst? Gib doch zu, dass viele Formulierungen in den Artikeln, die du für dieses Buch gelesen hast, dich bis an den Rand der Weissglut treiben!“ „Ja schon“, erwidere ich meiner inneren Stimme, nun schon etwas kleinlauter, „aber du musst zugeben, dass ich diese Wut doch mittlerweile relativ gut unter Kontrolle habe. Dass ich längst weiss, dass sie nur mir schadet, dass ich, vor allem, mit Wut nichts vermitteln kann.“

„Lügner, Lügner! Warum dann dieses Geschwätz von dem Eismeer und so weiter in der Einleitung? Warum? Vielleicht weil du ein wenig Angst hattest, du könntest bei diesem Thema doch entgleisen und müsstest dir jetzt schon eine Rechtfertigung suchen?“ Vielleicht... vielleicht wollte ich mir aber damit auch eine Tür offenhalten. Vielleicht ist es aber auch nur so, dass ich diese ständige innere Kontrolle so satt habe, dass ich einfach den Lesern auch mal zumuten will, dass sie mich buchstäblich unkontrolliert, von ihnen und mir unkontrolliert, erleben, erlesen“.

„Und – was soll das bringen?“

„Weiss ich auch nicht so genau ... Vielleicht ein Stückchen mehr Ehrlichkeit im Umgang miteinander. Vielleicht ist es auch das, was mich letztendlich bewogen hat, mich dieses Themas nun doch anzunehmen. Weil doch in der öffentlichen Auseinandersetzung permanent gelogen wird, weil alles immer übertüncht wird, weil Juden und Nichtjuden dieses perfide Spiel auf dem Rücken der Opfer austragen!“ „Ach, du erhebst dich also auf einmal zum Moralapostel? Du bist derjenige, der darübersteht, der also immer ehrlich und wahrhaftig ist. Komm, komm, das glaubst du doch selbst nicht.“

„Nein, doch ... ach, ich weiss nicht. Ich merke schon, dass ich selber ein Gefangener des Holocaust-Rituals bin, das sich in Deutschland entwickelt hat. Es ist so schwer, sich diesen ungeschriebenen Regeln zu entziehen, weil man sonst gar nicht wahrgenommen wird.“

„Stimmt. Und trotzdem fragst du dich doch auch ständig, warum du nach deren Regeln spielen sollst und nicht nach deinen eigenen?“

„Zumindest wäre das ehrlicher. Zumindest wäre das eine erste Voraussetzung für ein ehrlicheres Miteinander. Wenn man in diesem öffentlichen Holocaust-Ringelspiel wirklich so sein darf, wie man fühlt.“

„Na, herzlichen Dank, was meinst du, wie viele Deutsche dann ihr wahres Gesicht zeigen würden?“

„Ich weiss es nicht. Viele? Vielleicht auch weniger als ich befürchte? Vielleicht wäre das aber auch für sie ein erster Schritt, endlich einmal zu einer aufrichtigeren Form des Umgangs mit ihrer eigenen Vergangenheit zu kommen?“ „Ach, du spielst also jetzt Therapeut. Du kennst doch den Witz, wo ein Jude nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges auf der Strasse einen alten Nazi

trifft und der ganz reflexartig den rechten Arm nach oben reisst und Heil Hitler brüllt, worauf der Jude nur erwidert: Bin ich ein Psychiater? Willst du jetzt also zum Psychiater der Deutschen werden?’

‚Quatsch, ich will lediglich zeigen, was, meiner Meinung nach, in diesem Land alles schief läuft. Mehr nicht.’

‚Warum dann dieser Widerwille, über das Thema zu schreiben?’

‚Wegen der Bilder. Wegen der zu erwartenden, immerzu gleichen Reaktionen. Wegen ... des Lebens in der Vergangenheit. Wie sagte diese jüdische Bekannte, als sie kürzlich aus New York kam und mich daheim besuchte? Sie sass vor meiner Bücherwand, sah die Regalreihen mit den Büchern zum Dritten Reich und meinte nur lakonisch: Boy, you're living in the past! Als Jude lebt man in Deutschland immer in der Vergangenheit, weil es ja keine jüdische Gegenwart und keine jüdische Zukunft hier gibt.’

‚Und du glaubst, das interessiert die Deutschen?’

‚Wahrscheinlich nicht. Aber gehen wir doch einmal davon aus, dass Goldhagen die Wahrheit sagte ...’

‚Wie bitte? Du sagst doch in diesem Abschnitt des Buches immer wieder, dass Goldhagen mit seinen Thesen unrecht hat.’

‚Ja, wissenschaftlich betrachtet. Aber es gibt doch eine Wahrheit, die darüber hinausgeht, nicht? Die sich über die Fakten erhebt. Die sich in den Herzen der Menschen breitmacht ...’

‚Und was ist mit deinem Herz? Sind dort nicht auch deine Aggressionen verborgen?’

‚Ja ... ist das denn ein Wunder? Ich kenne keinen, wirklich keinen Juden in Deutschland oder im Ausland, der nicht so empfindet.

Vielleicht kann man das nur überwinden, indem man es zulässt, es ausspricht, den anderen damit konfrontiert?’
,Glaubst du, dass die Deutschen nicht genug davon haben?’
,Genau das befürchte ich ...’

* * *

PR-Trick? Dramaturgie? Zufall? Goldhagen wird quasi erst im dritten Akt die Bühne betreten. Schon Molière kannte dieses bewährte Mittel, die Spannung beim Zuschauer zu steigern. In seiner Komödie «Tartuffe» wird zwei lange Akte hindurch permanent von und über die Hauptperson geredet, ehe sie schliesslich erscheint. Für den Darsteller erhebt sich immer die Frage: Wie trete ich jetzt auf? Die Erwartung des Publikums ist riesengross, längst hat sich ein «Tartuffe»-Bild in den Köpfen aller festgesetzt. Dieser Phantasie gilt es Paroli zu bieten. Am besten, indem man sie zunächst konterkariert, das genaue Gegenteil spielt von dem, was das Publikum anscheinend erwartet. Indem man das Vor-Bild, das Vor-Urteil durchbricht, erreicht man am ehesten Wirkung. Der Blick des Betrachtenden wird wieder frei für den neuen Eindruck; er kann auch geschärft werden für das «Unrecht», das der Hauptperson zugefügt wurde, indem man ihr bereits mit falschen Bildern begegnete, und vor allem: Der Überraschungseffekt ist stets auf der Seite des Protagonisten.

Daniel Goldhagen spielt mit diesem Überraschungseffekt – mit Erfolg, wie sich zeigen soll. Wie bereits erwähnt, wird ihm im Laufe seiner Lesereise sogar der absurde Vorwurf gemacht, man

könne ihn gar nicht richtig kritisieren, weil er so ein netter Kerl sei.

Ja, in der Tat: Das Bild von Goldhagen, das über Monate von der Presse kreiert wird, widerspricht dem echten Goldhagen sehr: Kein blutrünstiger Deutschen-Hasser sass da auf dem Podium, sondern ein junger, gutaussehender, charmanter Mensch. Kein polternder, geifernder Eiferer, sondern ein stiller, versonnener Mann. Kein «Scharfrichter», wie ihn Rudolf Augstein titulierte, kein «Staatsanwalt», wie Volker Ullrich meint, sondern ein freundlicher amerikanischer Professor.

Dabei hat Goldhagen letztlich an seinem eigenen «Tartuffe»-Bild mitgewirkt. Denn ehe er sich der deutschen Öffentlichkeit in persona vorstellt, ist seine grosse Replik, die Antwort auf all die Artikel, Kritiken und Analysen, Anfang August in der *Zeit* erschienen. Titel: «Das Versagen der Kritiker». Allein die Überschrift gleicht einer Kampfansage. Doch ehe diese genauer betrachtet werden kann, lohnt es sich durchaus, die einzelnen Artikel, die dieser Gegendarstellung vorausgehen, Revue passieren zu lassen. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Es geht hier nicht erneut um eine Debatte, inwiefern die Thesen Goldhagens «richtig» oder «falsch», «überwältigend» oder «naiv» sind. Eher: Was hat die Kritiker eigentlich so provoziert, dass sie dermassen aufgeregt reagierten.

«Aber gerade diese Sichtweise verschärft das ursprüngliche Paradox: Wenn der deutsche ‚Sonderweg‘ keiner war, warum

ist der ‚Tod ein Meister aus Deutschland«? Auch Goldhagens Antwort befriedigt nicht. Dennoch sollte sie zur Pflichtlektüre werden ... Nach diesem streitbaren und umstrittenen Buch wird es nicht mehr so einfach sein, das einzigartige Verbrechen unter der Rubrik ‚im deutschen Namen« abzulegen‘.»

(Josef Joffe in: *Süddeutsche Zeitung*, 13.4.1996)

«Zumindest zu Teilen wird man diese epidemische Denunziationsbereitschaft mit jener ‚Mentalität des Genozids« in Verbindung bringen müssen, von der Goldhagen zu Recht sagt, dass sie in Deutschland weit verbreitet war – wohl auch weiter, als eine Historiographie es zur Darstellung brachte, die das Faktum der hochgradigen Identifikation mit Hitler und dem NS-Regime lange Zeit eher zu verdrängen suchte.»

(Norbert Frei in: *Süddeutsche Zeitung*, 13.4.1996)

«In zwei Fragen sind Daniel Goldhagen und ich der gleichen Ansicht: was die weitreichende Teilnahme zahlreicher gewöhnlicher Deutscher an der massenhaften Ermordung von Juden angeht und das hohe Mass an Freiwilligkeit, das sie dabei bewiesen.»«

(Christopher R. Browning in: *Die Zeit*, 19.4.1996)

«Goldhagen operiert mit seinen Feststellungen zugestandermassen nahe der Grenze des Erträglichen. In seinem Buch behauptet er zwar nicht, die Deutschen seien allesamt Mörder (einige Zeitungsberichte erwecken fälschlicherweise den Eindruck, als ob Goldhagen das getan hätte); aber er spricht davon, dass die Mordmaschinerie nicht hätte in Gang gesetzt werden können, wenn die ‚Vollstrecker« nicht

einen deutlichen Rückhalt in der Bevölkerung gespürt hätten. Darüber kann man durchaus diskutieren.»

(Julius H. Schoeps in: *Die Zeit*, 26.4.1996)

«Wie auch immer man es beurteilen wird, es wird die Leser zwingen, sich ernsthaft mit seinen Ansichten auseinanderzusetzen, anstatt sie einfach von der Hand zu weisen, was sie vielleicht am liebsten tun würden. Goldhagens Buch ist auch deshalb wichtig, weil es Aspekte des Holocaust beleuchtet, die in der Literatur bislang noch nicht hervorgehoben worden sind.» (Gordon A. Craig in: *Die Zeit*, 10.5.1996)

«Aber die kognitive und mentale Struktur der in der Vernichtungsmaschinerie handelnden ‚gewöhnlichen Deutschen‘ wurde bislang nicht systematisch erforscht. Eben das ist das Ziel von Goldhagens Buch.» (Ingrid Gilcher-Holtey in: *Die Zeit*, 7.6.1996)

«Dennoch trägt das Buch dazu bei, dass endlich jene Frage wieder öffentlich diskutiert wird, die beinahe vergessen schien und die den Nerv des deutschen Selbstverständnisses berührt: die nach Ausmass und Verbreitung des Judenhasses in der deutschen Bevölkerung und nach der Bedeutung, die ihm für den millionenfachen Mord zukommt.» (Ulrich Herbert in: *Die Zeit*, 14.6.1996)

« ... so zwingt es [Goldhagens Buch] doch erneut, sich mit der Frage auseinanderzusetzen, warum in einem fortgeschrittenen und hochzivilisierten Land wie dem unsrigen der Rückfall in die Barbarei, in die systematische Liquidierung

von Millionen Menschen, an erster Stelle von Juden, möglich gewesen ist, ohne dass ernsthafte Versuche unternommen worden sind, dem Verbrechen Einhalt zu gebieten.»
(Hans Mommsen in: *Süddeutsche Zeitung*, 20.7.1996)

Diese Zitate haben eines miteinander gemein: sie sind eindeutige «Ja, aber ...»-Aussagen, wobei das «Ja» in diesem Zusammenhang interessanter ist als das «aber».

Das dunkle Zentrum des deutschen Bewusstseins – man mag es kaum noch glauben, und doch offenbarte die Diskussion um die Thesen von Daniel Jonah Goldhagen, was bereits bei allen früheren öffentlichen Auseinandersetzungen um den Holocaust manifest wurde: die Schwierigkeit einer breiten öffentlichen Mehrheit in Deutschland, die Brutalität, das Grausame dieses Verbrechens an sich heranzulassen. Der bereits verschleierte Begriff «Holocaust» setzt automatisch Distanz zwischen dem deutschen Betrachter und dem Vorgang an sich. «Die Nazis», das ist im kollektiven deutschen Bewusstsein nicht nur ein anderer deutscher Stamm, sondern beinahe schon ein Synonym für extraterrestrische Wesen, die irgendwann, zwischen 1923 und 1933 mit einem UFO in Deutschland gelandet waren, dann für einige Jahre ihr Unwesen getrieben und schliesslich deutschen Boden auf ebenso merkwürdige Weise verlassen hatten, wie sie einst gekommen waren. Ein lächerliches Bild für den brutalsten Abschnitt der deutschen Geschichte? Mitnichten! Schon der immer und immer wieder verwendete Terminus «Im deutschen Namen» zeigt, wie

perfekt in Deutschland die Abspaltung des kollektiven Bewusstseins und Gewissens von den Geschehnissen während der NS-Herrschaft funktioniert. Das ist keine neue Erkenntnis, gewiss, doch anhand der Goldhagen-Debatte wurde dieser Vorgang einmal mehr offenkundig. Und trotzdem, oder gerade deshalb, wurde diese wissenschaftliche Arbeit zumindest vom deutschen Publikum, das in den vielen Podiumsdiskussionen mit Goldhagen sass, als neue Bibel, als direkter Weg zur Erlösung angesehen. Die eindeutige Benennung der Täter als «die» Deutschen ist wissenschaftlich, ist historisch sicher nicht haltbar. Dieser wichtigste aller Problempunkte, an dem sich die Mehrheit der Kritiker aufhängte, muss hier nicht erneut überprüft werden. Daniel Goldhagen gelang es jedoch mit solchen Formulierungen, eine Wahrheit zu beschwören, die jenseits der wissenschaftlichen, jenseits der aktenkundigen Wahrheit steht. Es ist die Wahrheit des common sense, auf jeden Fall die Wahrheit des Emotionalen, die auch dem aufgeklärtesten und distanziertesten Homo sapiens mehr zu Herzen geht als jede sachlich exakte, zehnfach überprüfte, aber emotionslose wissenschaftliche Aussage. Ist es nicht kurios, dass die drei in den Medien besonders gepuschten Auseinandersetzungen mit dem Holocaust, die das deutsche Volk wirklich gefesselt hatten, von Juden stammten? Die Fernsehserie «Holocaust», der Kinofilm «Schindlers Liste» und jetzt eben «Hitlers willige Vollstrecker»? Lässt man die Reaktionen der deutschen Öffentlichkeit im Zusammenhang mit diesen Grossereignissen Revue passieren, inklusive der gereizten Reaktionen der Goldhagen-Kritiker, dann

erhebt sich doch ganz automatisch die Frage, ob der, wenn man so sagen will, «jüdische» Zugang, die emotionsgeladene Hinwendung zur Shoah, nicht genau der Weg ist, der auch einen deutschen Nachkriegsgeborenen eher erreicht. Und: Ist es nicht offensichtlich, dass eben auch die Mehrheit der Deutschen sich, wenn überhaupt, dann solch eine Annäherung an ein kaum zu ertragendes historisches Erbe wünscht?

Während in den siebziger und achtziger Jahren die Versuche der jüngeren Deutschen, sich mit der Vergangenheit ihrer Väter, ihrer Familie zu konfrontieren, zum öffentlichen Thema wurde, scheint sich dieser Kampf zwischen Väter- und Söhne-Generation längst zu einer stillschweigenden Aussöhnung mit der Vergangenheit gewandelt zu haben. Das wird nicht nur am Beispiel von einstmaligen linken Autoren wie Botho Strauss oder Martin Walser sichtbar, das ist auch daran zu erkennen, dass die nationale Frage, die vor allem seit der Wiedervereinigung immer zentraler für die Zukunft Deutschlands zu werden scheint, viele Gemüter bewegt. Eine befriedigende nationale Identität aber lässt sich nur erreichen, wenn man die Vergangenheit in diese neue «Nationenwerdung» einbindet. Ob das in Form eines «Museums für deutsche Geschichte» geschieht, die die zwölf braunen Jahre in ein grösseres Kontinuum einfließen lässt, damit der Deutsche des ausgehenden 20. Jahrhunderts endlich einmal sein Augenmerk auf eine bedeutendere, umfassendere und vor allem «wichtigere» deutsche Vergangenheit lenken kann, oder in Form eines Versuches, das Denkmal der Neuen Wache in Berlin für alle Op-

fer der Weltkriege zu etablieren – bis der Zentralrat der Juden in Deutschland Einspruch erhob –, ist ganz gleich. Hauptsache es dient dem Zweck.

Sind diese Schlussfolgerungen zu grob gemeisselt, zu simplifizierend? Oder sind nicht vielmehr die, wohlgemerkt, öffentlichen Vorgänge, die symbolhaften Handlungen der Verantwortlichen so grob gemeisselt, damit der differenzierte Blick, der offene, der direkte Blick auf die Vergangenheit getrübt wird? Damit nicht, wie dies eine Holocaust-Überlebende einmal formulierte, «das deutsche Volk sich in 80 Millionen Irrsinnige verwandelt, weil sie, wenn sie sich wirklich einmal bewusst machen würden, was sie uns und der Menschheit angetan haben, gar nicht anders könnten, als irrsinnig zu werden»?

Irrsinnig erscheint aber auch die Debatte um Goldhagen. Es sei ja ein schlechtes Buch, es sei ja ein Rückfall in die fünfziger Jahre, es sei arrogant und dumm – das wurde immer und immer wieder betont.

Und doch nahmen die Beteiligten allmählich im Laufe der Wochen und Monate ihre Plätze in diesem Schauspiel ein. Man musste schliesslich den Holocaust in irgendeiner Form zelebrieren, das gehört sich so. Man musste diesem Fetisch auf dem Altar der eigenen Eitelkeit seinen Anteil opfern, um nur ja nicht aus der Bahn geworfen zu werden. Der Holocaust – dieses Reizthema ist öffentlich längst von einer erlesenen Anzahl von Autoren, Journalisten und Wissenschaftlern besetzt worden. Wie bei allen anderen Themen auch – Scientology, Umweltprobleme etc. – müssen sich immer die gleichen Experten zu Wort melden. Doch anders als bei den meisten Themen ist die Mischung aus

Informationsbedürfnis, Informationsnotwendigkeit, eine merkwürdige Form von Lustgewinn am Thema und die jeweilige Geltungssucht der «Spezialisten» ein schal schmeckendes Gebräu, eine Mischung, die eher Ekel hervorruft als Appetit. Auf Leichenbergen einherstolzieren und vor sich hindozieren zum eigenen Ruhme ... eine schwierige Gratwanderung für jeden.

* * *

Eberhard Jäckel hat sich den geschicktesten Part in dieser Inszenierung ausgesucht: Er mimt den Verweigerer. «Einfach ein schlechtes Buch» heisst seine Rezension. Mit dieser Überschrift muss er sich einfach allen weiteren Diskussionen verweigern. Obwohl zu einer der Podiumsdebatten eingeladen, zieht es Jäckel vor, sich zurückzuziehen. Von den aufrichtigen Beweggründe solch einer Haltung mal abgesehen, ist diese Rolle natürlich die beste und bequemste: Man ist im Gespräch, obwohl man nicht mitspricht. Man ist präsent, indem man sich rar macht. Diese Beurteilung mag hart klingen, doch verglichen mit der Haltung eines Wolfgang Benz, des Leiters des Zentrums für Antisemitismusforschung in Berlin, ist Jäckels Verhalten zumindest dubios. Benz teilt die Meinung Jäckels – und ist in der Öffentlichkeit weder zu sehen noch zu hören. Er nimmt an keiner der Printmediendebatten teil, er ist auf keinem Podium zu finden. Jäckel dagegen bringt sich ein, wie das heutzutage heisst, und steigt auch schon wieder aus.

Ganz anders dagegen Hans Mommsen. Er steigert sich zum grossen Antagonisten Goldhagens. Etliche, überaus lange Artikel ge-

gen Goldhagen, mehrere Auftritte bei Podiumsdiskussionen, zahlreiche Interviews: Mommsen ist im Grunde der ideale Gegenspieler Goldhagens; einen besseren hätten sich die Medien kaum wünschen können: hier der junge Amerikaner, da der alte Deutsche, hier der Jude, da der Nichtjude, hier der Nachkriegsgeborene, der das Dritte Reich nur noch vom Hörensagen kennt, da der Mann, der das Dritte Reich zumindest noch erlebt hat. Hier der Sohn eines Holocaust-Überlebenden, da der Sohn eines deutschen Historikers, der ganz im Sinne der Nazi-Ideologie Geschichte betrieben hat, selbst wenn Mommsen das heute nicht mehr wahrhaben will und sich lieber auf seinen Urgrossvater Theodor beruft, der sich zwar gegen den Antisemitismus eines Treitschke gewandt hatte, der dennoch im heutigen Sinne nicht als liberal gelten kann. Sein Vater Wilhelm hingegen hat unter vielen anderen Undingen 1943 einen Aufsatz über «Bismarck und Hitler» veröffentlicht, in dem er Hitler als Vollender und Überwinder der Bismarck'schen Politik lobt. Ist diese Familiengeschichte relevant für Hans Mommsens Haltung in der Goldhagen-Debatte? Muss Hans Mommsen büssen für die politische Haltung seiner Vorfahren? Natürlich nicht, doch wenn er öffentlich behauptet, er stamme aus einer «liberalen Familie», dann ist das schon einer genaueren Betrachtung wert.

Im Scheinwerferglanz des Medienspektakels gesehen, ist Mommsen also die ideale «Lichtfigur», die gegen die «Schattenfigur» Daniel Goldhagen antreten will und soll. Die Sehnsucht der Medien nach simplen Schwarzweisskonflikten ist damit gestillt.

Der Name Mommsen, in Deutschland ein Inbegriff für Geschichtsschreibung, kommt ihm da nur zugute. Und der Eindruck, dass da ein alternder Historiker ein wenig Publicity abbekommen will, verstärkt sich umso mehr, als er in der heißen Phase der Debatte einen nicht unattraktiven und spektakulären Auftrag erhält. Am 24. Juli 1996 schreibt zum Beispiel die *Süddeutsche Zeitung*:

«Der Historiker Hans Mommsen wird den neuen Band der Propyläen Geschichte Deutschlands (PGD) über die Zeit des Nationalsozialismus schreiben. Dies ist zwischen ihm und dem Verlag Ullstein/Propyläen (Berlin) vereinbart worden. Der Band soll die umstrittene Arbeit des Göttinger Studienrats Karlheinz Weissmann ersetzen, die von der neuen Führung des Ullstein Verlages (Berlin) vom Markt genommen worden war. Mommsen hatte schon den Band über die Weimarer Republik in der seit 1986 erscheinenden Geschichtsreihe verfasst. Auch für den brisanten [sic!] neunten Band über die Zeit zwischen 1933 und 1945 war Mommsen vorgesehen. Der Vertrag war aber von dem damals zuständigen Ullstein-Lektor Rainer Zitelmann gekündigt worden. Ohne Einverständnis der Herausgeber hatte der Verlag damals Weissmann mit dem Band über das ‚Dritte Reich‘ beauftragt. Mommsen äusserte sich erfreut, dass der Verlag versucht habe, mit der Herausnahme des umstrittenen Bandes das verlorene Ansehen der renommierten Propyläen-Reihe wieder gutzumachen [sic!]. Mommsen gehe es um eine Neuinterpretation der Hitler-Zeit. Er wolle ‚weg von der Totalitarismus-Theorie und anderen Interpretationen‘.

Eine dem modernen Forschungsstand entsprechende, umfassende Darstellung der NS-Zeit stehe noch aus.»

Es mag ja Zufall sein, dass diese Entscheidung just in der heissen Phase der Goldhagen-Debatte gefallen ist. Und natürlich ist sie zu begrüssen angesichts der zu vermutenden Tendenz des Göttinger Autors, wofür schon der Name Zitelmann bürgt. Und doch wird angesichts der vollmundigen Ankündigung des Geschichtsprofessors, er wolle nun etwas ganz Neues und ganz anderes machen als alles, was schon dagewesen ist, deutlich erkennbar, dass der Fehdehandschuh, den Mommsen Goldhagen hingeworfen hat, in seinem neuesten Buch gewiss seinen Niederschlag finden wird. Seine neue Popularität, seine Medienpräsenz zur Zeit der Goldhagen-Debatte kann seinem Buch nur dienen. Klappern gehört selbstverständlich auch zum Shoah-business. Doch auch da wird mit zweierlei Mass gemessen: Mommsen darf davon sprechen, dass sein neues Werk etwas noch nie Dagewesenes sein wird, Goldhagen nicht. So stossen sich viele an den vollmundigen Aussagen im Vorwort der amerikanischen Ausgabe:

«... we must substantially rethink important aspects of German history, the nature of Germany during the Nazi period, and the perpetration of the Holocaust.

This rethinking requires, on a number of subjects, the turning of conventional wisdom on its head, and the adoption of a new and substantially different view of essential aspects of this per-

iod, aspects which have generally been considered settled. Explaining why the Holocaust occurred requires a radical revision of what has until now been written. This book is that revision.»

Unbehagen macht sich breit angesichts der eigenartigen Rolle, die Mommsen in all den Wochen gespielt hat. Das liegt nicht nur daran, dass er – ganz entgegen den Gesetzen der elektronischen Medien – meist sauertöpfisch dreinguckt und jede Behauptung Goldhagens wie einen persönlichen Affront aufnimmt. Vielmehr sind nur schwer nachzuvollziehende Gedankengänge Mommsens für das schlechte Gefühl verantwortlich. So schreibt er tatsächlich am 20. Juli 1996 in der *Süddeutschen Zeitung*:

«...Vorgänge dieser Art zeigen, dass das Regime nicht hoffen konnte, Zustimmung bei der Bevölkerung für die Genozid-Politik zu erhalten. Heinrich Himmler musste überdies befürchten, dass auch in engeren Parteikreisen die Mitbeteiligung verdrängt und dem SS-Apparat die alleinige Verantwortung für die Ermordung des Judentums aufgebürdet werden würde. Das war der Grund dafür, dass der Reichsführer SS am 6. Oktober 1943 in einer denkwürdigen Rede vor den Reichs- und Gauleitern in Posen die Judenvernichtung intern aufdeckte, die er an anderer Stelle als ein ‚nie geschriebenes und nie zu schreibendes Ruhmesblatt‘ bezeichnete, das er mit ins Grab nehmen werde, weil kommende Generationen kein Verständnis für die notwendige Härte der Massnahmen aufbringen würden.

Berücksichtigt man diese Umstände, wird klar, dass der Holo-

caust keine von langer Hand geplante Aktion darstellte, sondern dass sich die systematische Massenvernichtung als *Ausweg aus einer Kette von spektakulären Fehlschlägen letzten Endes aufdrängte*, obwohl selbst Himmler noch im Mai 1940 in seiner ‚Denkschrift über die Behandlung des Fremdvölkischen im Osten‘ ein solches Vorgehen förmlich ausgeschlossen hatte. Was Hitlers persönliche Vorstellungen angeht, *sind wir auf Vermutungen angewiesen*. Die praktische Umsetzung der Vernichtungsmetaph/ier, die er unablässig gebrauchte, in die Realität war, obwohl er ständig den Motor, Antreiber und Scharfmacher *abgab*, nicht eigentlich sein Werk.»
(Alle Hervorhebungen von RCS)

Wie soll man eigentlich angesichts solcher Vorstellungen reagieren? Zugegeben, diese Passage ist aus einem längeren Kontext herausgegriffen, aber dennoch: sowohl Formulierungen als auch Thesen sind äusserst dubios. Wie kann man angesichts folgender Passage aus Hitlers berühmter Reichstagsrede zum sechsten Jahrestag der Machtergreifung am 30. Januar 1939 von «Vernichtungsmetaphern» sprechen, wie von «Vermutungen», was Hitlers Vorstellungswelt angeht:

«Und eines möchte ich an diesem vielleicht nicht nur für uns Deutsche denkwürdigen Tage nun aussprechen: Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen und wurde meistens ausgelacht. In der Zeit meines Kampfes um die Macht war es in erster Linie das jüdische Volk, das nur mit Gelächter meine

Prophezeiungen hinnahm, ich würde einmal in Deutschland die Führung des Staates und damit des ganzen Volkes übernehmen und dann unter vielen anderen auch das jüdische Problem zur Lösung bringen. Ich glaube, dass dieses damalige schallende Gelächter dem Judentum in Deutschland unterdes wohl schon in der Kehle erstickt ist. Ich will heute wieder Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum innerhalb und ausserhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa!»

Am 8. November 1942 bezog sich Hitler auf diese Rede:

«Man hat mich immer als Prophet ausgelacht. Von denen, die damals lachten, lachen heute Unzählige nicht mehr, und die jetzt noch lachen, werden es vielleicht in einiger Zeit auch nicht mehr tun.»

Am 24. Februar 1943 heisst es dann:

«Dieser Kampf wird deshalb auch nicht, wie man es beabsichtigt, mit der Vernichtung der arischen Menschheit, sondern mit der Ausrottung des Judentums in Europa sein Ende finden.»

Und schliesslich, am 2. April 1945, erklärte sich Hitler erneut:

«In einer moralisch mehr und mehr durch das jüdische Gift verseuchten Welt musste ein gegen dieses Gift immunes Volk schliesslich und endlich die Oberhand gewinnen. So gesehen, wird man dem Nationalsozialismus ewig dafür dankbar sein, dass ich die Juden aus Deutschland und Mitteleuropa ausgerottet habe.»

Sind wir wirklich auf «Vermutungen» angewiesen, was Hitlers «Vorstellungswelt» betrifft? Eine Äusserung Mommsens, die mehr als nur Kopfschütteln provoziert.

Ist also Mommsens «Vorstellungswelt» in diesem Fall auch eine «mikrologische» Analyse, wie die *FAZ* dies für seine Studie über die Geschichte des Volkswagenwerks am 7. September 1996 konstatiert und sie gleichzeitig zur Gegendarstellung von «Hitler's Willing Executioners» macht, wenn sie behauptet, dass durch die Volkswagenstudie «die Diskussion um die Deutschen und den Holocaust eine neue Wendung nehmen» könnte?

Schliesslich – und damit wird eine weitere Breitseite gegen Goldhagen abgeschossen – gibt es «im Vorhof der Betroffenheit keinen Erkenntnisgewinn.» Was wahrlich erst zu beweisen wäre!

Ob es hier um Erkenntnisgewinn geht oder vielleicht nicht doch um Prestige und entsprechende Marktanteile im Shoah-business? Im *FAZ*-Interview mit Mommsen gibt der Historiker gleich zu Beginn denn auch zu:

«Es ist sehr zu bedauern, dass die deutsche Holocaust-Forschung, die jetzt gerade mit den Arbeiten von Dieter Pohn, Thomas Sandkühler, Götz Aly und anderen erste international

wichtige Erfolge präsentieren kann, in der deutschen Öffentlichkeit keine besonders starke Resonanz gefunden hat. Insofern sieht man mit etwas tränendem Auge, dass gleichzeitig ein Buch wie das von Daniel Goldhagen, wenn auch mit Widerständen bei deutschen Verlagen, solche Furore machen kann.»

Und gleichzeitig fordert Mommsen trotziger erneut einen «deutschen» Zugang zum Thema:

«Feststellbar ist aber in der Tat eine mir noch nicht hinreichend erklärbare hohe Emotionalisierung dieses politisch-historischen Komplexes ... Ich habe immer wieder für Nüchternheit plädiert, aber neuerdings wird mir gesagt, man darf mit diesen Dingen nicht nüchtern umgehen. Eine sehr merkwürdige Tendenz, die ich für höchst problematisch halte, weil sie mit einer wirklichen Aufarbeitung von Geschichte und auch mit einer gewissen Stabilität der Werte in einer Gesellschaft nicht vereinbar ist.»

Letzteres verstehe, wer nun will...

* * *

2. August 1996: Die Zeit ist reif für eine Replik des Vielgescholtenen. Eine Woche vor Erscheinen der deutschen Ausgabe darf und muss sich Daniel Goldhagen endlich ausführlich zu Wort melden, nachdem beinahe zwei Dutzend Kritiker über das Buch öffentlich hergefallen sind.

Sein Widerspruch («Das Versagen der Kritiker») ist das ideale

Vorspiel für die bald danach stattfindenden Podiumsdiskussionen in Deutschland. Wie reagiert Goldhagen also auf all die heftige Kritik?

Wer sich in den Wochen zuvor mehr mit dem Ablauf der «Affäre» Goldhagen als mit dem Inhalt beschäftigt hatte, konnte und musste davon ausgehen, dass Goldhagen heftig zurückschlagen würde. Was sollte er denn auch tun? Den Kritikern recht geben? Das hätte ihn als Wissenschaftler diskreditiert, mehr noch: es hätte dem Verkaufserfolg seines Buches geschadet. Mit einem windelweichen «Ja, aber» reagieren? Also den Kritikern einerseits recht geben, andererseits ihnen widersprechen? Das wäre vielleicht inhaltlich die angemessenste Reaktion gewesen, denn – um das hier noch einmal zu betonen – der gerechten Kritik an «Hitlers willige Vollstrecker» gab und gibt es genug. Doch mit solch einer vielleicht ehrlichen und aufrechten Reaktion hätte Goldhagen wiederum das Feuer, das um sein Buch nun einmal entbrannt war, sogleich zum Ersticken gebracht. Nein, Goldhagen musste dem Affen noch Zucker geben, er musste ganz einfach draufhauen. Nur so konnte er sich sicher sein, dass die Kontroverse weiter verschärft wird, dass die öffentlichen Podiumsdiskussionen zum eigentlichen Höhepunkt der Werbekampagne geraten, wenn er endlich mit seinen Widersachern in den Clinch steigen würde, wenn es zum ganz persönlichen Duell zwischen ihm und all den Alys und Mommsens und Barings kommen würde.

Für seine Attacke erhält Goldhagen den prominentesten Platz, den es wohl in der deutschen Printmedienlandschaft gibt: Das Zeit-Dossier überlässt ihm das Feld. Eine persönliche Antwort

als Dossier, das hat es zuvor noch nicht gegeben. Unter solchen Voraussetzungen sind seine Angriffe denn auch konsequenterweise mächtige Hiebe und nicht nur kleine Stiche; hier ein paar Kostproben:

«Wenn ich im Folgenden von Kritikern rede, dann meine ich in der Regel die Kritiker, die meine Arbeit herabsetzen. Diese Kritiker scheitern mit ihren Angriffen auf mein Buch aber ganz grundsätzlich und in mehrfacher Hinsicht. Sie scheitern *auf der ganzen Linie*, weil sie sich um die wichtigsten Themen herumdrücken.

Sie sind pflichtvergessen, was ihre *besonderen Voraussetzungen* als Kritiker betrifft. Die hauptsächlichen *Einzelvorwürfe*, die sie vorbringen, sind hohl. Und die *grundsätzliche Position*, die sie einnehmen, was die Rolle Deutscher bei der Verfolgung und Ausrottung der Juden betrifft, ist nicht bloss unhaltbar, sondern auch nicht plausibel ... Die Kritiker weigern sich nicht nur, sich der Herausforderung durch meine Diskussion von Methoden und Theorie zu stellen ... Sie tun mein komplexes Buch als vereinfachend ab und verunglimpfen es ... Die Kritiker werfen mir vor, ich würde überzogene Schlussfolgerungen vorbringen, dabei sind es vielmehr ihre Positionen, die einem schon mit ein wenig Nachdenken höchst zweifelhaft vorkommen müssen ... warum stellen die Kritiker sich nicht der Herausforderung und liefern dort, wo meine Ansichten als revisions- und verbesserungsdürftig bezeichnet werden, Interpretationen, die den meinen überlegen sind?»

Starker Tobak, arrogante, überhebliche Provokation oder schlicht nur eine weitere Umdrehung auf der PR-Spirale? Mit Sicherheit wird man diese Frage wohl nie beantworten können, aber ein bisschen was von beidem dürfte es schon sein ...

* * *

Etwa zur gleichen Zeit ist Goldhagen endlich auch ausführlich im Fernsehen zu bewundern. Das Nachrichtenmagazin *Focus*, das schon seit geraumer Zeit die ZDF-Kultursendung *aspekte* sponsert, hat sich etwas ganz Besonderes ausgedacht. Es lädt Michel Friedman ein, nach Amerika zu reisen, um dort vor laufender Kamera mit Goldhagen ein Gespräch über seine Thesen zu führen. Michel Friedman war Mitglied des CDU-Vorstandes; er wurde 1994 in dieses Gremium gewählt, zu einem Zeitpunkt, als die Republik von ausländerfeindlichen Aktionen erschüttert wurde, als die CDU also ein «Zeichen» setzen musste. Zwei Jahre später kam er bei den erneuten Wahlen nicht mehr in den Vorstand. Es war auch nicht mehr nötig. Die Ausländerfeindlichkeit in Deutschland war nicht mehr in den Schlagzeilen. Der Jud' hat seine Schuldigkeit getan, der Jud' kann gehen.

Michel Friedman, auch Mitglied des Zentralrats der Juden in Deutschland, wird nicht zufällig von *Focus* ausgewählt. Erst vor Kurzem wurde er von der Zeitschrift *Männer Vogue* zum bestgekleideten deutschen Politiker gewählt; seine Vorliebe für italienische Luxusanzüge ist bekannt, ebenso sein Faible für Haargel und die Begleitung attraktiver Damen. Ein bunter Gesellschaftslöwe, ein wenig exotisch, irgendwie schillernd und vor allem ei-

ne willkommene Abwechslung im schlechtsitzenden Grau/Blau der Bonner Politik, erst recht, seit die Öffentlichkeit weiss, dass seine Eltern auf Schindlers Liste waren – eine Art «Ehrenmitgliedschaft» seit Spielbergs Kinoerfolg.

Friedman gehört zur deutschen Prominenz, aber eigentlich auch wieder nicht. Er will dazugehören, und eigentlich auch nicht. Er wird bewundert, doch in der Art, wie die deutsche Presse so gut wie jeden ihrer Artikel damit beginnt, dass sie auf «keinen Fall» über sein Äusseres berichten möchte, wird die Spiessigkeit und Kleinkariertheit deutscher Redaktionsstuben nur noch offensichtlicher. Selbst die ARD war sich nicht zu dumm, vor einigen Jahren, zur besten Sendezeit gleich nach der *Tagesschau*, ein Porträt des jungen jüdischen Politikers auszustrahlen, das durchaus kritisch ausfiel, was in Ordnung war, sich aber gleichzeitig einiger abgegriffener antijüdischer Klischees bediente – etwa der Hinweis auf seine finanziellen Verhältnisse oder auf seine kosmopolitische Lebensweise –, was ganz und gar nicht in Ordnung war.

Jener Paradiesvogel Friedman, dem eine gewisse Vorliebe für die eigene Medienpräsenz nicht abgestritten werden kann, soll also als besonderer Coup von *Focus* gegen Goldhagen antreten. Herausgekommen ist eine etwas dünne Unterhaltung zweier junger Juden der Zweiten Generation.

Doch wieder einmal soll sich auch hier zeigen, dass die Qualität des Gesprächs völlig nebensächlich ist. Friedman, so muss man nach dieser halbstündigen Fernsehdiskussion glauben, sei das Tüpfelchen auf dem i gewesen. Die Kombination seiner Promi-

nenz mit der frischgebackenen Popularität Daniel Goldhagens macht diese Sendung zu einem von *Focus* selbsternannten «Highlight» der aktuellen Debatte, ehe die deutsche Öffentlichkeit Goldhagen leibhaftig ansichtig werden darf. *Focus* meint, mit der Sendung endlich erfolgreich seinen Namen mit in die Goldhagen-Diskussion gebracht zu haben, und unterstreicht diese PR-Aktion in eigener Sache noch durch einen Artikel im Blatt: ein Entstehungsbericht der Sendung, um noch einmal den Lesern von *Focus* zu verdeutlichen, welche enorme Leistung und Anstrengung, sowohl geistiger als auch finanzieller Art, dieser papiergewordene Video-Clip unternahm, um immer «en vogue» zu sein.

Dass Goldhagen beinahe so etwas wie eine Star-Ikone geworden ist, unterstreicht neben *Focus* im Übrigen ein weiteres Produkt aus dem Hause Burda: Die *Bunte* nimmt sich am 22. August des amerikanischen Wunderkindes an und offenbart damit lediglich, dass auch Klatschillustrierte für ihre Auflage von Goldhagen profitieren wollen. Die *Bunte* kommt ihrem Stil entsprechend zu herrlich komischen Ergebnissen:

«Hitlers willige Vollstrecker'. Er meint damit uns.»

«Wie recherchierte Goldhagen? Er las und las und las.»

«Muss ich mich als Deutscher schämen? Nein.»

Womit der willige Illustrierten-Leser so ziemlich alles weiss, was er für den nächsten Party-Smalltalk zu wissen braucht.

* * *

Den Kopf auf Goldas Knie gelegt, tauchte er aus seiner eisigen Erstarrung auf und dachte, die Seele müsse aus Nichts gewirkt sein, dass sie ohne zu zerbrechen die Prüfungen erträgt, die Gott dem Menschen aus Fleisch und Blut vorbehält. «Du weinst im Schlaf», sagte Goldas ferne Stimme, «du hast ununterbrochen Tränen vergossen: kannst du denn nicht träumen?» schloss sie in leicht vorwurfsvollem, klagendem Ton, während Erni, der sich auf seinen Ellbogen hochstemmte, ungläubig das unwirkliche Halbdunkel des Güterwagens wiederentdeckte, der ganz allein in einem Geratter von Rädern und Achsen dahinzusausen schien, ohne Gefährten der Lokomotive ausgeliefert, die aus all ihren Nüstern eines vorsintflutlichen Tieres schnaubte und jene paar hundert Körper zu ihrer Höhle schleppte. Diese lagen jetzt alle auf dem erzitternden Boden und wirkten wie gefrorene Leichen, obwohl es an wahrhaft Getrösteten nur die paar Dutzend Tote gab, die mit wirr durcheinander liegenden Gliedmassen und aneinanderstossenden Schädel drunter und drüber in der Ecke angehäuft waren, welche zunächst für die kranken Kinder bestimmt gewesen und dann unmerklich zur Leichenhalle geworden war. «Wart, ich trockne dir zuerst die Augen, sie sind ganz rot.» Während Golda Ernīs Kopf wieder in ihren Schoß zog, hauchte sie auf ihr vor Kälte starres Taschentuch und trocknete damit die Augen ihres Geliebten, der hellwach wurde, da er plötzlich das Gefühl einer Anwesenheit empfand und den Kreis der um das Paar liegenden Kinder wahrnahm. Es waren ihrer rund fünfzehn, jeden Alters; sie hatten sich in verschiedene Stellungen aneinandergedrängt, ihre Körper waren aus dem gleichen Reflex heraus ver-

schlungen, der Männer und Frauen als kompakte Masse unter den zusammengetanen Decken näherrücken liess, und mitten aus ihren seltsamen Gesichtern, welche die Ruhr blau gefärbt hatte, starrten ihre Augen, die im Halbdunkel alle schwarz wirkten, mit ein und demselben Ausdruck tierhafter Erwartung auf Erni; manche öffneten den Mund oder liessen vielleicht auch ihren Unterkiefer hängen, und der schweigenden Wunde ihrer Lippen entströmte ein dünner Atemhauch, dergrau war wie Rauch. «Sie warten darauf, dass du mit ihnen sprichst», sagte Golda. Und von dem wilden, leicht kindischen Groll erfüllt, der seit vierundzwanzig Stunden, seitdem die Mehrzahl der in diesem Todesabteil eingeschlossenen Menschen aufgehört hatte, menschlich zu sein, über sie gekommen war, setzte sie böse hinzu: «Ich kann dich nicht mehr für mich haben. « Und als sie das sagte, tauchten weitere kindliche Gestalten aus dem Dunkel auf, näherten sich auf den Knien oder schleppten sich auf den Ellbogen über das von Kohlenstaub geschwärzte und von Kot beschmierte Stroh vorwärts. «Wie spät ist es?» fragte Erni. – «Es ist der dritte Morgen», antwortete Golda mühsam. «Hat es immer noch nicht geregnet?» – «Nein, aber der Reif hat die Eiszapfen gemacht.» Und mit ihren steifen Fingern riss sie aus einem Spalt in der Wagenwand einen jener Stalaktiten, die sich nachts zwischen den Brettern des Wagens aus der durchgesickerten Feuchtigkeit bildeten, und hielt ihn an Erniss Lippen. Noch ganz in Unbewusstheit versunken, sog er unter den neidischen Blicken der Kinder langsam mit Schmerz und Entzücken daran; sein Gaumen brannte vor Kälte, doch seine Kehle löschte mit unsäglichem Glücksgefühl

ihren Durst. «Bin ich denn nichts für dich?» sagte Golda. Erni begriff dass sie vor den Kindern getröstet zu werden wünschte; sich aufsetzend, drückte er das Bündel Decken, in die das junge Mädchen gehüllt war, an sich, schob die bei den Toten geliehenen Wollsachen, mit denen sie ihren Kopf umwickelt hatte, leicht beiseite und küsste das bläulich gewordene Marmorgesicht, hielt sodann Wange an Wange Golda umschlungen: «Du bist mein alles», begann er mit der langsamen und gleichsam verzaubernden Stimme, von der er wusste, dass sie die einzige war, die auf die Nerven der Elenden wirkte, für die er sorgen musste; «du bist für mich mehr als Brot und Wasser und Salz, du bist für mich mehr als das Feuer, du bist für mich mehr als das Leben ...», fuhr er fort, ohne allzu sehr an den Sinn der Worte zu denken und nur darauf bedacht, den ernstesten, lindernden Rhythmus der Bibelverse zu treffen, indes Golda, von ihrer schlaflosen Nacht erschöpft, ihre Stirn an Ernits Schulter lehnte und in das Vergessen der Tränen versank. «Das kommt alles daher», sagte Erni und sah auf die Kinder, die an seinen Lippen hingen, «dass du an den Wagen glaubst und an die Dinge, welche darin geschehen, während es diese nicht gibt. Nicht wahr, ihr Kinder?... Das kommt alles daher, dass du deinen Augen und deinen Ohren und deinen Händen traust...» Bei diesen Worten liessen die Kinder der vordersten Reihe ihre Unterkiefer hängen, und während mehrere begannen, den Kopf nach rechts und links zu wiegen, als wollten sie sich besser vom Traum durchdringen lassen, der Ernits Mund entströmte, rückten die anderen mit gerecktem Hals begierig näher, und schon netzte Speichel ihre Lippen.

«Du sprichst nicht für mich», schluchzte Golda, «du sprichst für die Kinder.»

Verängstigt traten die aus der vordersten Reihe mit erschreckender Langsamkeit den Rückzug an; wortlos stiessen sie den Boden mit ihren Ellbogen oder den Knien zurück, indes sie mit aller Kraft ihrer Blicke an Ernis Lippen hängenblieben und dieser abermals über die ausserordentliche Widerstandskraft seiner Seele staunte. ‚O Gott‘, dachte er, ‚Du hast mir eine Katzenseele gegeben, die man dreimal töten muss, bevor sie stirbt.‘ Goldas Wange streichelnd, die immer noch an seiner Schulter lehnte, löste er sodann seine Lippen mühsam zu einem ungewissen, schwärzlichen, sanften Lächeln, zwinkerte denen in der vordersten Reihe zu und murmelte auf jiddisch: «Lauft doch nicht davon, meine kleinen Kinder, achtet nicht auf sie, tretet näher, damit ich euch sage, wie unser Reich ist...» Ein Bübchen in der vordersten Reihe öffnete leicht ein Auge; es war von der Verletzung angeschwollen, die es am Vortag erlitten hatte, als der ganze Wagen von einem Wahnsinnsanfall geschüttelt worden war. Mit klangloser Stimme, so als erreichte seine Zunge seinen ausgedörrten Gaumen nicht mehr, um die Laute zu bilden, flüsterte er: «Es ist nicht für uns, M’sieur, es ist für den andern, der liegt, er verlangt nach Ihnen.» – «Warum hat man mich nicht geweckt?» fragte Erni. «Ich habe gedacht, da es das erste Mal war ...», sagte Golda beschämt. Schweigend löste sich Erni von ihr, und sich an allen Gliedern wie gerädert fühlend, rutschte er auf den Knien zwischen den Kinderkörpern voran, die sich beiseiteschoben, um ihn durchzulassen, oder über die er stieg, damit sie nicht um den Vorteil der Reglosigkeit kommen sollten. Das Kind, auf das er

hingewiesen worden war, lag zwei Meter von dem Leichenberg entfernt, und die alte Ärztin sass neben ihm, den Rücken an den Bretterverschlag gelehnt. Ihr Gesicht war hart wie eine Maske unter dem weissen Käppchen mit rotem Kreuz, das sie mit sonderbarer Beharrlichkeit trug, wiewohl ihre ganze ärztliche Hilfe sich seit dem Vortag darauf beschränken musste, die eisigen Körper der Ruhrkranken zu reiben und zuzusehen, wie sie starben. Sie starrte auf einen unsichtbaren Punkt im trüben Raum des plombierten Wagens, und als Erni herankam, zuckte sie nicht mit der Wimper. «Er ist gestorben», sagte sie schlicht. Das Gesicht der alten Frau war ein vor Kälte blauer und ausgedorrter Knochen, und ihre Nasenlöcher waren ebenso verkniffen wie die des hingeschiedenen Kindes. Da er alle Kinderblicke hinter seinem Rücken spürte, erklärte Erni mit sehr lauter Stimme, damit keiner sich täuschte: «Er ist eingeschlafen ...» Dann hob er die sterbliche Hülle des Jungen hoch und legte sie mit unendlicher Zartheit auf den wachsenden Haufen jüdischer Männer, jüdischer Frauen, jüdischer Kinder, die das Rattern des Zuges in ihrem letzten Schlaf durcheinanderrüttelte.

* * *

September 1996: Nun ist also der ganz grosse Augenblick gekommen, die Climax steht unmittelbar bevor: Daniel Jonah Goldhagen berührt deutschen Boden, er schwebt als transatlantischer Mythos ein, den es nun zu demontieren gilt.

Doch bereits die erste Podiumsdiskussion in Hamburg verläuft ganz anders, als alle geglaubt hatten: Dannys Charisma packt die

Massen. Und, erstaunlich, erstaunlich, es hindert seine Kritiker, ihn allzu harsch anzugreifen. Irgendwie trauen sie sich nicht, ihn ebenso frontal und brutal anzugehen wie in ihren Artikeln. Ausserdem gibt es in Hamburg noch eine zweite Sensation zu bestaunen. Jan Philipp Reemtsma, kurz zuvor noch als Geisel in den Händen Krimineller, tritt im Rahmen dieser Podiumsdiskussion zum ersten Mal seit seiner Entführung wieder in der Öffentlichkeit auf. So gibt es an diesem Abend zumindest zwei Protagonisten. Eine Hamburger Boulevardzeitung titelt: «Sein erster Auftritt», gemeint ist nicht Goldhagen, sondern Reemtsma.

Zwei Podiumsdiskussionen mögen hier näher betrachtet werden. Es sind dies die Veranstaltungen, die jeweils von der ARD und dem ZDF übertragen wurden und die somit einer breiten Öffentlichkeit zugänglich waren.

Peinlich und skandalös ist die Vorstellung in der ARD. Bereits die Sitzanordnung deutet an, dass es sich hier nur um ein Tribunal handeln kann. In einem leichten Halbkreis sitzen nebeneinander eindeutig die Ankläger: Jürgen Engert vom SFB, Hans Mommensen, Sylke Tempel und, ausgerechnet, Ignatz Bubis. Ihnen gegenüber, einsam, allein, der Angeklagte Goldhagen. Diese Konstellation macht von vorneherein klar: Hier wird nicht unter Gleichen diskutiert, hier wird verhandelt, ach was, hier wird verurteilt. Das Studio ist ringsum mit riesigen Tafeln geschmückt, auf denen man Erschiessungsszenen aus dem Dritten Reich sehen kann. Ignatz Bubis sitzt, äusserst geschmackvoll von der Regie so eingerichtet, unter solch einem Bild.

Moderator Martin Schulze, der an diesem Tag wahrlich nicht in Bestform ist, vergisst gleich zu Beginn der Sendung den genauen Titel des Buches, und leistet sich dann noch einen einschneidenden und bezeichnenden Fauxpas. Er begrüsst Ignatz Bubis, indem er betont, dass dieser Jude sich ganz besonders um das Ansehen Deutschlands verdient gemacht habe. Und flugs ist die klassische Situation geschaffen, für die sich Bubis einmal mehr in seiner steilen Karriere als Star der deutschen Medien (auch das übrigens eine interessante Entwicklung im Shoah-business: der Holocaust-Überlebende, der die BRD so lobt für ihre demokratische Ordnung, wird ganz schnell zum Darling der Deutschen. Kein jüdischer «Terminator», sondern ein überaus sympathischer, wunderbarer «Exculpator») leider immer öfter hergibt: als guter Jude, als deutscher Schutzwall vor allzu brutalen jüdischen Angriffen von aussen. Mit dieser Einleitung hat Schulze die Karten bestens vorgemischt: Der gute Jude Bubis, der als Überlebender natürlich viel authentischer und wahrhafter urteilen kann, auf der einen Seite, auf der anderen der jüdische Lausejunge Goldhagen, viel zu jung, um wirklichen Durchblick haben zu können, ein Jude aus der Neuen Welt noch dazu, der die komplexen und äusserst differenzierten Zusammenhänge im Mutterland Europa sowieso nicht wirklich zu begreifen vermag. Der Verlauf der Diskussion ist wie der aller anderen Runden auch: Goldhagen wiederholt seine Statements, versucht immer wieder klarzumachen, dass er eigentlich alles ganz anders meine, als seine Kritiker dies aus seinem Opus magnum herauslesen,

gibt hier ein bisschen zu, da ein wenig nach, um dann allerdings wieder zur ursprünglichen Ausgangsthese über die «ganz gewöhnlichen Deutschen» zurückzukehren und damit jedem Ergebnis und jedweder Entwicklung innerhalb der Diskussion wieder den Boden zu entziehen. Bubis legt sich für das deutsche Volk mächtig ins Zeug, reitet permanent auf Goldhagens Formel «die» Deutschen herum, erklärt lang, breit und umständlich, dass solch eine Verallgemeinerung nicht in Ordnung sei, immer im Wissen, dass er schliesslich auch nach der Goldhagen-Debatte noch in Deutschland leben wird und auch weiterhin die öffentliche Anerkennung braucht, obwohl er mittlerweile sogar öffentlich zugibt, dass er Deutschland nach 50 Jahren und einer einschneidenden Familienerfahrung doch nicht mehr unbedingt als das gelobte Land betrachtet. Der folgende *Spiegel*-Artikel ist insofern aufschlussreich, als er ein völlig neues Licht auf Bubis' Tätigkeit seit Beginn seiner Amtszeit als Zentralratsvorsitzender wirft. In einer Besprechung seiner im Herbst 1996 erschienenen Autobiographie erfährt man:

«Im Februar 1996 fliegt Bubis nach São Paulo zu Verwandten seiner Schwägerin Dina, der Frau seines 21 Jahre älteren Bruders Jakob, der im September 1939 mit seiner Familie in den sowjetisch besetzten Teil Polens flüchtete und dort, vermutlich von den Nazis, ermordet wurde. Von Dinas brasilianischen Verwandten hatte er zufällig bei einem Besuch in der Jerusalemer Holocaust-Gedenkstätte Jad Vashem erfahren.

Der Aufenthalt bei den Beiguemans, die seit den zwanziger Jahren in Brasilien leben, stellt für Bubis vieles in Frage, was

ihm all die Jahre vorher so wichtig erschienen war. Jetzt kann er den Gedanken kaum noch vertreiben, wie sein Leben wohl verlaufen wäre, wenn er damals gleich ausgewandert wäre. ‚Würde ich meine Zeit mit Vorträgen vor einem deutschen Publikum verbringen und es als meine Aufgabe ansehen zu erklären, dass ich kein Fremder in Deutschland bin?‘ Als er aus São Paulo zurückkehrt, hat er ein Foto seiner in der Nazi-Zeit ermordeten Nichte Rachel im Gepäck. Das Kind, Tochter von Jakob und Dina, steht im Sommerkleidchen auf einer Wiese und lächelt verschmitzt in die Kamera. Seit er das Bild gesehen hat, verfolgt ihn der Blick des kleinen Mädchens. ‚Es ist, als würde sie mich fragen, warum ich in dem Land geblieben bin, das für ihren Tod und den Tod ihrer Eltern verantwortlich ist.‘»

Angesichts dieser neuen Entwicklung von Bubis stellt sich die Frage erst recht, inwiefern der Siebzigjährige seine Pflichten als Zentralratsvorsitzender verantwortungsvoll erfüllt, inwiefern er sich aber auch, dank des Holocaust, im strahlenden Glanz der Scheinwerfer sonnt. Die Verleihung eines «Bambis» aus dem Hause Burda – ist das eine Notwendigkeit für seine Arbeit? Oder ein angenehmer Seiteneffekt, der sich vor dem Hintergrund der Shoah ausgerechnet in Deutschland als besonders wertvoll darstellt?

Doch zurück zur Fernsehdiskussion: Sylke Tempel versucht sich recht intellektuell als Frau und Jüngere gegen die männlichen Dinosaurier um sie herum durchzusetzen; Mommsen hat zumeist einen roten Kopf, und lediglich Jürgen Engert, Vorsitzender der

Historiker-Kommission der ARD, nimmt die ganze Veranstaltung ernst und bemüht sich, ihr etwas Seriosität zu verleihen. Er stellt kluge und nachdenkliche Fragen, die jedoch immer dann konterkariert werden, wenn Martin Schulze Fragen von Zuschauern, die sich während der Sendungen direkt via Telefon bei der Redaktion melden können, zum Besten gibt. Warum dabei ausgerechnet die Fragen mit den grössten antisemitischen Klischees ausgewählt werden, wird wohl auf ewig das Geheimnis der Redaktion bleiben. Soll damit Goldhagen provoziert werden, soll er Gelegenheit erhalten, etwas zu beweisen, oder gibt es aus der Bevölkerung wirklich nur antisemitische Äusserungen? Dann allerdings wäre Goldhagen mit seinen Thesen ja gar nicht so auf dem Holzweg, höchstens mit der Behauptung, Deutschland hätte sich nach 1945 radikal verändert – eine Überzeugung, die übrigens Moshe Zimmermann heftig kritisierte, als er Goldhagen vorwarf, die Stunde-Null-Illusion zu verbreiten und die Umfrageergebnisse der Amerikaner im besetzten Deutschland ebenso zu vernachlässigen wie die zahlreichen verbalen und körperlichen Übergriffe gegen Juden, auch noch einige Jahre nach Ende des Krieges.

Goldhagen war die widerliche Sitzordnung im Übrigen sogleich nach Betreten des Studios aufgefallen – das erwähnte er später in einem Interview. Warum er allerdings nicht darauf bestanden hatte, dass diese geändert werde, ist ebenso erstaunlich wie die ganze Veranstaltung, bei der übrigens der Titel des Buches auf dem Boden des Studios zu lesen war. Wer wollte, konnte das

Buch also mit Füßen treten ... eine etwas weithergeholte Assoziation? Aber irgendwie lässt sie sich nicht so ohne Weiteres beiseiteschieben.

Einem ganz ähnlichen Strickmuster unterliegt die Podiumsdiskussion, die das ZDF ausstrahlt. Guido Knopp hat zu den Aschaffburger Gesprächen geladen. Mit von der Partie: Arnulf Baring und Erich Mende, mittlerweile schlohweiss und über achtzig Jahre alt. Mende wird nicht müde, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, dass die Wehrmacht, deren Offizier er war – ein Umstand, auf den er bis heute überaus stolz ist –, eine ganz saubere Armee war. Keiner in der Wehrmacht hätte gewusst, was da mit den Juden im Osten geschehe. Mit beleidigter Miene verteidigt er seine heilige Truppe gegen diesen Rotzlöffel aus Harvard. Das ist dann sogar Hans Mommsen zuviel, der, selbstverständlich, auch wieder anwesend ist. Mommsen verweist Mende auf den längst aufgeklärten Umstand, dass die Wehrmacht sich sehr wohl am Holocaust beteiligt hatte, das sei gerade in der letzten Zeit auch durch eine Wanderausstellung durch die Republik eindrücklich nochmals publik gemacht worden. Arnulf Baring, der sich die Ehrenrettung Deutschlands zur obersten Pflicht zu machen scheint, gehen irgendwann die Argumente aus. Ihm fällt nichts anderes mehr ein als immer wieder zu betonen, wie jung Goldhagen doch sei, dass er den «Jungen» ja überaus sympathisch finde, er sich aber grosse Sorgen über seine wissenschaftliche Zukunft mache, da er mit seinem Werk seine ganze Reputation aufs Spiel gesetzt und verloren habe. Eine Besorgnis, die übrigens auch Eberhard Jäckel, der nun so gar nicht im rechten Lager zu suchen ist, in seiner Zeit-Rezension äussert. Er zeigt

sich über das Ergebnis der Arbeit persönlich enttäuscht, schliesslich habe er Goldhagen als «intelligenten, sympathischen jungen Mann in Erinnerung».

Eingerahmt von diesen alten Herren, neben den bereits Erwähnten sind da noch der Historiker Klaus Hildebrandt und Ralph Giordano, wirkt Goldhagen, ganz gleich was er macht oder sagt, wie ein erfrischender Jungbrunnen. Gerade in dieser Diskussion wird ein Umstand offensichtlich, der die gesamte Goldhagen-Debatte durchzieht: Die Mehrzahl der Beteiligten fühlt sich von dem Amerikaner persönlich auf den Schlipps getreten, obwohl Goldhagen auch im ZDF stets höflich, leise und charmant bleibt. Fühlen sich die Historiker ertappt? Haben sie tatsächlich im Zuge ihrer langjährigen Forschungsarbeit etwas übersehen? Es gab mehrere Stimmen, die immer wieder darauf hinwiesen, dass zumindest in der deutschen Geschichtswissenschaft ein etwas verzerrtes Bild der NS-Diktatur entstanden sei: Hitler und seine Kumpane wären über das deutsche Volk wie eine Plage hereingebrochen, die Deutschen wären ein erstes Opfer der Nazis gewesen – in dieser Ecke fühlten sich bekanntlich die Österreicher über viele Jahrzehnte äusserst wohl. Die deutsche Geschichtswissenschaft, so wurde öfter kritisiert, hätte in den vergangenen Jahren viel zu wenig ihr Augenmerk auf den «ganz gewöhnlichen Deutschen» gerichtet und noch weniger auf die einzelnen Opfer. «Sechs Millionen» – abgesehen davon, dass diese Zahl tatsächlich nur als amorphe Masse bewusst wahrgenommen werden kann, wurde sie, ebenso wie die Begriffe «Auschwitz» oder «Holocaust» oder «Shoah» zu einer Metapher, die viel, sehr viel Dis-

tanz zwischen dem Betrachtenden von heute und den Realitäten von damals schuf.

Insofern hat Goldhagen ja wirklich den Finger auf eine Wunde gelegt, die in Deutschland endlich vernarben sollte. Das aber lässt sein Buch nicht zu. Ob sich durch Goldhagens Auftritt in Deutschland, durch den Bestseller-Erfolg von «Hitlers willige Vollstrecker» tatsächlich eine Wahrnehmungs- und Bewusstseinsveränderung in der deutschen Seele feststellen lassen wird, wie manche Kommentatoren hoffnungsfroh behaupteten, bleibt bis zum Gegenbeweis eher fraglich. Doch Goldhagens theoretischer Ansatz, der durchaus seine Berechtigung hat, zeigt zugleich, wie eng im Shoah-business ehrliche Intentionen mit erfolgsträchtiger Provokation verbunden sein können. Eine extreme Gratwanderung, die jedoch um so gefährlicher wird, je größer der Erfolg ist, den das anfängliche gewissenhafte Bemühen nach sich zieht...

Dass Neid eine nicht ganz unwichtige Rolle bei der Bewertung des Goldhagen-Buches spielt, wurde bereits erwähnt. Doch keiner der deutschen Historiker macht dies so offenkundig wie Christian Meier bei der Gesprächsrunde in München. Er thematisiert den grossen Erfolg Goldhagens, bedauert das, macht dem Autor dies gar zum Vorwurf und verweist, leicht beleidigt, auf Christopher Brownings «Ganz normale Männer», von dem vielleicht gerade mal «zwei- oder dreitausend Stück» verkauft worden seien.

* * *

Mommsen, bei dem man mit zunehmender Dauer der Goldhagen-Diskussion immer mehr zu der Überzeugung gelangen

muss, dass er der zweite ganz grosse Gewinner ist, da er sich mit aller Vehemenz in den Vordergrund spielt, veröffentlicht schliesslich auch noch in der *Zeit*, dem Goldhagen-Publikationsorgan, einen weiteren Artikel, in dem er sich einmal mehr als trockener, versachlichender und distanzierender Historiker ausweist. Genau diese Haltung will Goldhagen allerdings immer wieder zur Diskussion stellen, um nachzuweisen, dass «die» Historiker bis zum Erscheinen seines Werkes keinerlei emotionalen Ansatz in ihrer Betrachtung gefunden hätten und damit auch die entscheidenden Fragen nach dem Warum, nach den Intentionen und der Verantwortung der Individuen vernachlässigten.

Einmal mehr betont Mommsen seinen historischen Ansatz, dass die «Endlösung» keineswegs von Anfang an die Intention Hitlers gewesen sei. Der Streit um diese Frage ist unter Historikern nicht neu. Wenn er also schreibt: «Goldhagen steht auf dem äussersten Flügel der Intentionalisten und schliesst sich der These an, dass Hitler stets die gewaltsame ‚Endlösung‘ im Auge gehabt und sie implementiert habe, sobald die internationalen Bedingungen es gestatteten», dann wirkt das angesichts der historischen Entwicklung pervers. Wenn es tatsächlich nur darum gegangen wäre, die Juden aus dem Deutschen Reich vertreiben zu wollen, warum dann diese Grausamkeiten? Warum dann auch, über viele Jahre hinweg, die allmähliche Entrechtung der Juden? Allein nur deswegen, weil man die deutsche Bevölkerung darauf vorbereiten musste? Weil es sonst zu Demonstrationen gekommen wäre? Wo waren diese Demonstrationen am 1. April 1933 – also in einem

ganz frühen Stadium der Diktatur? Und wenn die «Endlösung», also die Ausrottung der Juden, tatsächlich erst im Laufe des Zweiten Weltkrieges ein neuer Gedanke der NS-Führungsriege gewesen wäre, wieso, um einmal ganz persönlich zu werden, wieso sind dann bereits 1938 mein Grossvater und mein Vater in der Slowakei in die Synagoge zum Gebet gegangen, um Gott zu bitten, er möge verhindern, dass die Deutschen die Juden umbringen?

Und ist es nicht zumindest bedenkenswert, wie Ingrid Strobl in der *TAZ* nachweist, dass Mommsen in seinem *Zeit*-Aufsatz immer wieder eine verräterische Terminologie benutzt, die Elemente des Nazi-Jargons beinhaltet?

«Als wissenschaftlich gilt dagegen, wie Professor Hans Mommsen in der *Zeit*, von ‚den anderen rassistischen Gegnern des Regimes‘ zu schreiben, von ‚wilden Judenübergriffen‘, vom ‚Ausschaltungsprozess der Juden‘ und von den ‚auf Deportation ihrer Juden nach Osten drängenden Gauleiter(n) des ‚Altreichs,‘. Während Mommsen die Worte ‚wilde‘ und ‚Altreich‘ in distanzierende Anführungszeichen setzt, spricht er ohne sichtbare Distanzierung von *rassistischen Gegnern*, von *ihren* [der Gauleiter] *Juden*, von *Judenübergriffen* statt von Übergriffen gegen Juden und vom *Ausschaltungsprozess der Juden* (als sei der Ausschaltungsprozess das Werk der Juden gewesen) statt vom Prozess der Ausschaltung von Juden.»

Darüber hinaus verweist Mommsen, als einen von vielen Beweisen für seine These, dass die «Endlösung» nicht von Anfang an

das Ziel Hitlers gewesen sei, auf den Umstand, dass von ihm keine schriftliche Fixierung des «Endlösungsbefehls» vorliegt. Mommsen darf so argumentieren, Goldhagen natürlich nicht. In einem Interview mit Rudolf Augstein weist Goldhagen auf das Fehlen von Belegen als Beweis dafür hin, dass die deutsche Bevölkerung nichts gegen die «Reichskristallnacht» gehabt hätte. Dafür wird er sowohl von Augstein als auch in einer Replik von Marion Gräfin Dönhoff aufs Schärfste angegriffen.

Noch einmal: Es gibt genug wissenschaftliche Argumente, um die ausgeweitete Dissertation von Daniel Goldhagen anzugreifen, das steht ausser Zweifel. Doch neben der wissenschaftlichen Kritik mischte sich auch eine Menge Niederträchtiges und Beleidigendes in die deutsche Kritik. Erst dadurch wurde das Buch zum Medienspektakel in Deutschland. Die einerseits provokanten und herausfordernden Thesen Goldhagens, verbunden mit einer überaus emotionalen Darstellung der Geschehnisse, die Grundannahme, dass jedes Individuum, also auch jeder, absolut jeder für seine Taten verantwortlich ist – übrigens ein Grundprinzip des jüdischen Glaubens – und eben nicht so ohne Weiteres als ängstlicher, widerstrebender Befehlsempfänger zu sehen ist, wie sich das im allgemeinen Selbstbildnis der Deutschen längst durchgesetzt hat, diese Voraussetzungen machen das Ereignis «Goldhagen» aus.

Mit «Schaum vor dem Mund» hätten viele deutsche Kritiker geschrieben, konstatiert Hanno Loewy. Eben diejenigen, die am lautesten die Unwissenschaftlichkeit von Goldhagens Buch kriti-

sierten, leisteten sich aufschlussreiche Fehler. Der heiss umstrittene Begriff «eliminationist antisemitism» bei Goldhagen, in der deutschen Fassung als «eliminatorischer Antisemitismus» übersetzt, erhält in den Rezensionen, die vor dem Erscheinen der deutschen Ausgabe veröffentlicht wurden, vielfältige, zum Teil verräterische Deutungen. Da wird zwar auch vom «eliminatorischen Antisemitismus» geredet, aber durchaus auch vom «eliminativen», vom «eliminierenden», «exekutorischen», sogar vom «ausmerzenden» Antisemitismus.

Darüber hinaus wird Daniel Goldhagen einmal als Historiker, dann wieder als Soziologe, schliesslich als Politologe bezeichnet. Was er denn nun wirklich ist, wird zumindest in der öffentlichen Debatte niemals so richtig geklärt, obwohl gerade dies seinen wissenschaftlichen Ansatz, der ja als unhistorisch abgetan wurde, verständlich gemacht hätte. Da wird ihm – immer vorne dabei Rudolf Augstein – sein Alter oder besser seine Jugend vorgeworfen; da wird ihm einmal gar die Fähigkeit abgesprochen, sich über den Nationalsozialismus zu äussern, weil er, Goldhagen, damals noch gar nicht gelebt habe. Und gerne wird er herabwertend als «Juniorprofessor» titulierte, im Grunde noch völlig unerfahren, ohne die höheren Weihen des Wissenschaftsbetriebes – ein Grund mehr, dieses Buch als minderwertig betrachten zu dürfen. Jost Nolte glaubt schliesslich in seiner Rezension in der *Welt* vom 2. September zu wissen, warum Goldhagen der armen Hannah Arendt so übel mitspielt.

«Der Zorn auf Hannah Arendt ist nicht so leicht zu erklären. Womöglich ist sie irgendwann Daniel Goldhagens hochge-

schätztem Mentor und Hauptzeugen für die Zeitgeschichte auf die Zehen getreten, seinem Vater Erich Goldhagen, der die Erforschung der Shoah, die er überlebt hatte, zu seinem Lebenszweck machte und dessen Name in der Literatur selten auftaucht, auch nicht in den Arendtschen Büchern über totalitäre Herrschaft im Allgemeinen und den Schreibtischtäter Eichmann im Besonderen.»

Da wird ihm von vielen Seiten, insbesondere von Jäckel, sein anthropologischer und damit angeblicher rassistischer Denkansatz empört vorgehalten. Und erst ein kleiner Artikel in der *Zeit* klärt die überwiegend männlichen Rezensenten auf, dass der englische Begriff «anthropologist» auf deutsch «Ethnologe» und nicht «Anthropologe» bedeutet.

Da wirft man Goldhagen vor, dass er den deutschen Antisemitismus nicht mit dem Antisemitismus in anderen europäischen Ländern verglichen habe, dass seine Begründung, der Holocaust beweise, dass der deutsche Antisemitismus anders gewesen sei, lediglich ein «Zirkelschluss» sei.

Doch niemand scheint darüber nachgedacht zu haben, ob es nicht doch etwas spezifisch «Deutsches» im Holocaust gegeben hat. Diese Frage kann allerdings auch Goldhagen nicht beantworten. Und wenn er dann immer wieder betont, die Deutschen hätten sich nach 1945 grundlegend geändert, dann wirft er seine ganze These mit diesem Statement über Bord. Bleibt nachzufragen, ob nicht die Verneinung eines spezifisch deutschen Antisemitismus im Zusammenhang mit der «moralischen Grunderneuerung» der

deutschen Seele nach 1945 eine ganz wichtige Voraussetzung dafür ist, dass das vereinte Deutschland die zwölf braunen Jahre endgültig als «Betriebsunfall» abtun kann und somit endlich wieder erhobenen Hauptes im Kreis der Staatengemeinschaft einherstolzieren darf. Der immer wiederkehrende Verweis auf den Antisemitismus in anderen Ländern wirkt in diesem Kontext schon eher als Versuch der Relativierung denn wie ein begründetes wissenschaftliches Argument und weckt Erinnerungen an den «ersten» Historikerstreit.

Da regen sich in der Podiumsdiskussion in München die beiden Historiker Messerschmidt und Meier über eine bestimmte Formulierung auf, suchen sie umständlich in der deutschen Ausgabe, um schliesslich zunächst von Goldhagen abgekanzelt zu werden («So habe ich das nicht geschrieben. Das ist ein Übersetzungsfehler»), und sich dann auch noch von ihrem israelischen Zunftgenossen Moshe Zimmermann die Ohrfeige abzuholen, dass es eigentlich eine wissenschaftliche Selbstverständlichkeit sei, ein Buch nur in seiner Originalsprache zu lesen und danach zu beurteilen.

Und schliesslich: der ganz normale Antisemitismus. Ja, auch er ist in dieser Debatte stets präsent. Nicht nur als Gegenstand der Betrachtung, sondern auch als Teil der Kritik gegen Daniel Jonah Goldhagen. Den Vogel schießt gleich zu Beginn der Debatte die *Frankfurter Rundschau* ab, als man da über die amerikanische Goldhagen-Rezeption lesen kann:

«Für all diejenigen, die nie daran geglaubt haben, dass sechs Millionen Juden ,allein von Banden kranker Nazi-Sadisten erniedrigt, gequält und ermordet worden sind‘, so schreibt der

Kolumnist A.M. Rosenthal, bestehe der Wert des Buchs darin, dass es aufzeige, wie wenig Zwang zur Teilnahme an dem Massenmord nötig war. Was und wieviel daran unter Geschichtswissenschaftlern wirklich neu ist, wird dabei in der US-Debatte bisher nur selten gefragt, diskutieren hier doch meist jüdische Nicht-Historiker, sprich Journalisten und Kolumnisten unter sich.»

Mariam Niroumand setzt in der *TAZ* noch einen drauf:

«Einen quasi genetisch transferierten ... Antisemitismus ... als einzigen Motor der Vernichtungsmaschinerie auszumachen erlaubt auch, ihn als permanente, wenn auch latente Drohung zu charakterisieren.

Schon möglich, dass eine solche Drohung amerikanischen Juden als brauchbarer Schutzschild gegen die antisemitische Verdächtigungsrhetorik von Leuten wie dem schwarzen Aktivist Louis Farrakhan erscheint oder auch als identitätsstiftend in Zeiten schwindender Bindung an die Religion.»

Gerne weisen die Kritiker darauf hin, dass Goldhagen Jude, dass sein Vater ein Überlebender des Holocaust sei und in Harvard 25 Jahre lang über den Holocaust gelesen habe. Dies, sowie der Umstand, dass Goldhagen sich in dem Buch bei seinem «Lehrer und Vater» bedankt, dass er seit seiner frühesten Jugend mit dem Thema gelebt habe, macht ihn für viele deutsche Kritiker zur wissenschaftlichen Unperson. Die dauernde Wiederholung seiner Herkunft – selbst Peter Glotz ist sich in einem Artikel für *Die*

Woche dafür nicht zu schade – insinuiert, dass der amerikanische Jude, weil er familiär vorbelastet, nicht objektiv sein könne. Womit sich natürlich die Frage stellt, ob nicht auch Mommsen, Jäckel, Frei und alle anderen Deutschen unfähig sind, objektiv über die Taten ihres Volkes zu forschen ...

Ausgerechnet zwei Juden, Henryk M. Broder im *Spiegel* und Jacob Heilbrunn im *Tagesspiegel* reiten auf der von deutschen Rezensenten so bereitwillig benutzten Argumentation herum. Heilbrunn und Broder machen sich in ihren Artikeln mit Wonne über Vater Goldhagen her, geben ihn in seinem väterlichen Stolz der Lächerlichkeit preis, bemühen sich eine psychologische Skizze der schwierigen Situation im Elternhaus von Klein-Danny nachzuzeichnen, der doch ununterbrochen mit der Shoah konfrontiert wurde und mehr über «Adolf Eichmann und Heinrich Himmler wusste als über Tom Sawyer und Huckleberry Finn». Als ob diese Situation nicht auf viele, viele Familien von Holocaust-Überlebenden zuträfe, als ob die Reaktion des Vaters auf den Erfolg seines Sohnes das Buch automatisch diskreditieren würde. Traurig, dass sich Juden hier für eine unterschwellig antijüdische Sache einspannen lassen, vielleicht aber auch schon wieder bezeichnend für die Situation der in Deutschland lebenden Juden. Der amerikanische Professor Andrei S. Markovits weist in der *Frankfurter Rundschau* darauf hin.

Bleiben noch die beiden Flakschiffe des deutschen Nachkriegsjournalismus: Marion Gräfin Dönhoff und Rudolf Augstein. Letzterer, dessen antijüdische Haltung in den vergangenen Jah-

ren in zahlreichen Kommentaren immer wieder durchschimmert-e, weiss den PR-Effekt des Harvard-Professors für den *Spiegel* bestens auszuschlachten. Nachdem diesmal beim Run um die Lesergunst *Die Zeit* die Nase vorn hat, greift Augstein persönlich ein, um den *Spiegel* auch am Goldhagen-Geschäft profitieren zu lassen. Nach einem ersten Kommentar und einer langen Cover-Story lädt Augstein den Mann, den er zuvor in einem Leitartikel so heftig angegriffen hatte, in sein Haus nach Sylt ein. Der Dialog wird im Heft durch gemütlich-familiäre Fotos der beiden auf Sylt begleitet.

Der Effekt für die Auflagensteigerung mag funktioniert haben, schliesslich kam keiner der grossen deutschen Verleger oder Chefredakteure auf die Idee, Danny privatissimo einzuladen und dies dann für das eigene Blatt auszuschlachten. Doch diese Aktion konnte nicht vertuschen, dass Augstein auch jetzt wieder mit durchaus antijüdischen beziehungsweise Geschichte verharmlo-senden Argumenten sich als im Grunde reaktionärer Charakter darstellt.

In seinem ersten Kommentar zu Goldhagen am 15. April mit dem martialischen Titel «Der Soziologe als Scharfrichter» – Goldha-gen ist übrigens Politologe – haut Augstein gleich heftig über die Stränge:

«Das Ergebnis ist mager, man kann auch sagen, es ist gleich Null». Als Beleg dafür führt Augstein den Historiker Raul Hil-berg an, den er als Israeli ausweist, obwohl er ein aus Wien emi-grierter Amerikaner ist.

Doch ob Jude oder Israeli, das ist letztendlich egal. Die Juden stecken sowieso alle unter einer Decke, was Augstein dann auch

einige Zeilen weiter gleich wieder bei «meist jüdischen Kolumnisten» in den USA ausmacht.

«Das alles wissen wir nicht erst, seit Goldhagen forscht. Wir wussten es, während es ihn als akademische Grösse noch gar nicht gab.»

Also Achtung, liebe Nachwuchshistoriker, wechselt bitte alle sofort den Beruf, es gab vor euch immer schon Zeitgenossen, die längst schon alles gewusst haben, um so mehr als: «Die Debatte, ob Auschwitz nun ein einmaliges Verbrechen war, kann doch nun, weil erledigt, nicht jedes Jahr neu aufgerollt werden» und erst recht, wenn «wir ... von Leuten, die davon nun wirklich nichts verstehen» lernen sollen.

Die Geschichtsklitterung, die Augstein Goldhagen vorwirft, begeht er dann gleich selbst noch:

«Alle unsere Bundespräsidenten, den heutigen kraft Geburt ausgenommen, und all unsere Bundeskanzler – den jetzigen wiederum ausgenommen – müssten demgemäss in einem Sumpf von potentiellen Judenkillern aufgewachsen sein.»

Kein Wort über die Vergangenheit Heinrich Lübkes, kein Wort über Karl Carstens oder Kurt-Georg Kiesinger. Und ebenso verharmlosend darf Augstein in seinem eigenen Blatt auch noch feststellen:

«Dass die Deutschen ,die Juden wirklich mit einer Leidenschaft gehasst haben, die sich zu einer nationalen Psychose

hochschaukelte' – diese Behauptung Goldhagens ist natürlich purer Unsinn.»

Na klar, und dass Elie Wiesel das Buch so schätzt, «versteht sich», denn Wiesel «erforscht nichts anderes» als den Holocaust. Ein wenig engstirnig, also, der j üdische Friedensnobelpreisträger.

Marion Gräfin Dönhoff setzt schliesslich der monatelangen Debatte die Krone auf. In ihrem abschliessenden Urteil in der *Zeit* vom 6. September kommt sie einmal mehr zu dem Schluss, das Buch sei aus verschiedensten Gründen schlecht. Im letzten Abschnitt ihres Credos schreibt sie:

«Bedauerlich ist, dass er seine Thesen so überspitzt und so übertreibt, dass sie Widerspruch herausfordern und die Reaktion darum vermutlich negativ sein wird. Statt die Menschen für neue Einsichten zu öffnen, ist zu befürchten, dass sie sich mit dem Argument ‚so war es ja gar nicht‘ verschliessen und überhaupt nicht mehr über diese Schandtaten nachdenken.»

So weit, so gut. Doch dann kommt der fatale letzte Satz:

«Auch ist die Befürchtung, dass das Goldhagen-Buch den mehr oder weniger verstummten Antisemitismus wieder neu beleben könnte, leider nicht ganz von der Hand zu weisen.»

Schrieb's und merkte offensichtlich nicht, in welches antisemitische Riesenloch sie da soeben hineingefallen war. Denn mit die-

ser ziemlich unoriginellen Behauptung, die aus der antijüdischen Mottenkiste stammt, konnten nur zwei Vermutungen zur Person Gräfin Dönhoffs aktuell werden: Entweder ist sie, die Galionsfigur des liberalen deutschen Nachkriegsjournalismus, eine Antisemitin, oder aber sie schrieb diesen Satz aus Dummheit beziehungsweise völlig unbewusst.

Denn dieser Schlusssatz heisst nichts anderes, als dass die Juden doch an allem schuld sind. Hiess es noch bei den Nazis geradeheraus und direkt: «Die Juden sind unser Unglück», so wurde diese Überzeugung nach dem Krieg in ein scheinbar wohlmeinendes, selbstgefälliges Mäntelchen gehüllt: ‚Ihr Juden müsst euch schon anständig benehmen, denn sonst wird es leider wieder antisemitische Reaktionen geben. Natürlich sind wir Deutschen keine Antisemiten mehr, aber wenn ihr Juden uns dermassen provoziert, dann können wir beim besten Willen einfach nichts dagegen tun, dann ist unser Antisemitismus geradezu eine zwanghafte Folge eures Verhaltens!‘

So in etwa lautet der Subtext der Dönhoff'schen Befürchtung. Das Vergehen des Daniel J. Goldhagen ist nicht, dass er ein wissenschaftlich angreifbares Buch geschrieben hat, sondern dass er es gewagt hat, den Verhaltenskodex dieser politisch korrekten, anständigen und, nicht zu vergessen, demokratischen deutschen Gesellschaft zu missachten. Dieses «typisch jüdische subversive» Element ist es, das Gräfin Dönhoff und viele andere Kritiker offensichtlich nicht ertragen können. Und wenn der Jude Goldhagen alle mühsam errichteten gedanklichen Schranken in

Deutschland durchbricht, dann braucht er sich gar nicht zu wundern, was er damit alles auslöst.

Hat sie dieses wirklich gemeint? Die Mehrheit der deutschen Journalisten würde das brüsk verneinen. Ist dann Gräfin Dönhoff dumm? Das nun gewiss nicht. Also spricht da vielleicht «es», wie Henryk M. Broder dies einmal bezeichnete, aus ihr? Dieser alte deutsche Antisemitismus, der über die Jahrhunderte von Generation zu Generation weitergegeben wurde? ...

* * *

Der Vorhang schliesst sich, die Debatte ist Ende September vorbei. Viele Monate sind ins Land gezogen, es scheint nichts Wichtigeres gegeben zu haben als das Buch von Daniel Jonah Goldhagen.

Alle hatten von dieser Auseinandersetzung profitiert: die beteiligten Zeitungen, die Historiker, die Journalisten, die TV-Macher der öffentlich-rechtlichen und der Privatsender, die Veranstalter, der Verlag und, natürlich der Hauptakteur, Daniel Goldhagen.

Mit unglaublicher Verve hatten sich alle Beteiligten auf das Thema, auf den heissgeliebten Fetisch gestürzt. Man musste dabei gewesen sein, man muss sich geäussert haben, man musste sein Engagement der deutschen Öffentlichkeit und der ganzen Welt zeigen. Man wollte, in der einen oder anderen Form, auch daran verdienen. Geschickt brachte etwa der Verlag Hoffmann und Campe genau rechtzeitig zum Erscheinen der deutschen Ausgabe von «Hitler's Willing Executioners» eine Dokumentation zur Goldhagen-Kontroverse heraus. «Ein Volk von Mördern?» verkaufte sich im Zuge der Nachfrage um das Goldhagen-

Buch auch nicht schlecht, selbst wenn die Dokumentation bei Weitem nicht vollständig ist.

Der Tanz um das Goldene Kalb wirkt aus der Distanz noch krasser, als er tatsächlich war. Wenn das Buch schon so gnadenlos schlecht ist, warum dann so viel Wind darum machen?

Der publizistische Reflex, den das Wort «Holocaust» in Deutschland auslöst, ist ein Grund; der ewige Zwang, sich rechtfertigen zu müssen, aber gleichzeitig im Leiden am Holocaust bereits auch schon so etwas wie eine perverse Lust, eine Gier nach mehr zu empfinden ist sicher ein weiterer Grund. Der Witz von dem Oberammergauer Schnitzer, der einem amerikanischen Touristen eine Jesus-Figur verkaufen will und auf Bitten des Touristen in das Gesicht Jesu noch ein wenig mehr Leid hineinschnitzt, ist bezeichnend. Immer wieder zeigt der Schnitzer dem Amerikaner das Ergebnis, der möchte aber immer noch ein bisschen mehr «Schmerz» haben. Plötzlich, mitten in der Arbeit, beginnt der Schnitzermeister zu fluchen: «Sakra, jetzt lacht er!»

Die Lust am Holocaust – sie ist nicht nur in Deutschland vorhanden. Doch da gibt es noch einen anderen Grund für diese nahezu hysterische Debatte: der Erfolg des Buches in den USA. Obwohl auch dort zahlreiche Wissenschaftler Goldhagens Thesen mit denselben Argumenten wie hierzulande verdamnten, wurde das Buch dort ein Bestseller und beschäftigte, wie in Deutschland *Die Zeit*, vor allem die *New York Times*.

Soll man sagen, dass der Zeitgeist förmlich nach diesem Buch schreit? Sind die simplifizierenden Gedanken Goldhagens für die

USA das ideale Argument für eine neu erwachende Angst vor dem wiedervereinten deutschen Staat, eine erneute Bestätigung alter Feindbilder? Als «Ersatzreligion» für die Juden, wie die *TAZ* meint? Sind Goldhagens Überlegungen für Deutschland notwendig, um zu beweisen, dass man aus der Geschichte gelernt hat? Dass man eben ganz anders ist, als die Welt, insbesondere die Juden – nicht zuletzt nach Rostock, Mölln und Solingen – wieder und erneut glauben?

Was ist das Geheimnis des Erfolgs?

Kann es sein, dass «Hitler's Willing Executioners» im Wesentlichen nur der Wut- und Verzweiflungsschrei eines Nachgeborenen ist? Dass die 700 Seiten ein einziger grosser Emotionsausbruch sind, obwohl gerade die Wissenschaft dies angeblich nicht erlaubt? Immer wieder stellten die Kritiker fest, dass es Goldhagen mit seiner Darstellungsweise gelungen ist, den Schleier der vergangenen 50 Jahre fortzureissen und die Geschehnisse nachempfindbar, nacherlebbar zu machen. Vielleicht ist dies tatsächlich der einzige Verdienst Goldhagens. Doch es scheint, dass er damit ein Bedürfnis gestillt hat. Auf jüdischer Seite, weil die Zweite Generation, zu der er gehört, allmählich den Platz der Eltern, der Überlebenden, der letzten Zeugen des Geschehens, übernimmt. Auf deutscher Seite mag es das gleiche Bedürfnis aus ähnlichen Gründen gegeben haben.

Die Geschichtswissenschaft wird weitermachen. Und sie wird weiter in einer eher stillen, sachlichen Art die Ursachen des Holocaust erforschen. Das gesellschaftliche Bewusstsein braucht et-

was anderes. Goldhagen hat es ihm gegeben, und die Kritiker auch. Die Emotionalisierung der Holocaust-Debatte zeigt die Bedürfnisse, die Schwächen, die schwarzen Löcher in der Seele des einzelnen auf.

* * *

Wochenlang habe ich mir die Goldhagen-Diskussion wie ein Unbeteiligter angesehen. Mich geht das nichts an. Ich werde mich nicht dazu äussern. Diese Diskussion ist nicht meine. Natürlich hatte auch ich zunächst den instinktiven Drang zu glauben, mich dazu äussern zu müssen. Auch ich kenne dieses Gefühl, wenn in Deutschland das Wort «Holocaust» fällt. In mir löst das sofort Unbehagen aus, ich muss reagieren, muss erklären, muss aufklären. Merkwürdig, welche Reaktionen, welche Hybris letztendlich in einem aufkeimen.

Im letzten Jahr, ganz am Ende der grossen Erinnerungszereemonien zum 50. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung vieler KZ, wurde ich vom Hörfunk eingeladen, an einer Live-Diskussion in Dachau teilzunehmen. Der genaue Titel der Diskussion ist mir entfallen, aber er lautete sicher so ähnlich wie «Wie kann man Erinnerung bewahren». Zum ersten Mal lehnte ich ab. Ich sagte der Moderatorin, dass ich mir ganz genau vorstellen könne, wen sie alles eingeladen hätte und welche «Rolle» jeder spielen müsste. Mir war die Rolle des aufbegehrenden, kämpferischen Juden zugefallen. Denn noch ein anderer Jude war eingeladen worden: ein versöhnlicher Jude. Pro und contra, good and bad – im Holocaust-Ringenspiel sind alle Rollen vorhanden, alle Rollen schon von vorneherein verteilt. Beurteilt werden die Beteiligten anhand ihrer öffentlichen Äusserungen, natürlich.

Diesen Sommer traf ich nach langer Zeit eine jüdische Freundin aus Kindertagen wieder. Sie lebt mittlerweile mit einem Nichtjuden zusammen, der der Sohn eines bekannten deutschen Politikers ist. Sie erzählte mir, neulich wäre bei einem Abendessen mein Name gefallen und man hätte sich über mein Buch «Zwischenwelten» unterhalten. «Der Schneider-der jagt doch Menschen», hätte die Frau des Politikers gesagt. Meine Kindheitsfreundin hatte mich daraufhin verteidigt, erklärte ihrer «Schwiegermama», dass mein Buch ein ganz gutes Abbild für das Lebensgefühl der Kinder der Überlebenden in Deutschland sei. Trotzdem, ich sei ein Menschenjäger, ich wäre erbarmungslos mit meinen Gegnern.

Meine Freundin und ich sassen in einem Strassencafé, ich weiss noch, wie ich irritiert und verwirrt wegschaute, auf die sich im Wind wiegenden Pappeln, deren Blätter immer wieder das Sonnenlicht brachen. Ein schönes, das Herz wärmendes Bild. Sommer, ach, Sommer.

Ich ein Menschenjäger? Ich war zutiefst verwirrt und schockiert. Ich bemühte mich, nach aussen ganz locker zu wirken, da ich als Journalist völlig locker mit solchen Angriffen umzugehen habe. Naja, wenn man sich öffentlich äussert, dann muss man schliesslich auch darauf gefasst sein, dass man angegriffen wird.

Doch diese Aussage traf mich, weil sie einfach nicht zutrifft; vor allem kann ich in meinen «Zwischenwelten» keine Passage finden, die darauf rückschliessen lässt, ich sei ein «Menschenjäger». Und doch muss es in meinem Text etwas gegeben haben, das dieses Gefühl bei der Frau des Politikers ausgelöst hatte. Ist denn unsere Wahrnehmung tatsächlich so anders, die von Nichtjuden

und Juden in Deutschland? Ist vielleicht unser Fell, das jüdische Fell, dicker, weil wir mehr einzustecken gewöhnt sind? Nein, das ist Unsinn, das ist schon wieder so eine dumme Verallgemeinerung, das bringt mich in diesem Fall auch nicht weiter.

Ich kann mich erinnern, als ich an meinem ersten Buch geschrieben hatte, wie ruhig ich war – ohne grosse innere Wut, eher traurig-nüchtern. Ich versuchte innerlich so offen wie nur möglich zu sein, um dem späteren Leser einen Einblick zu geben, wie das so ist als Jude in Deutschland.

Und ich weiss noch, wie erstaunt ich war, dass ich immer wieder von Lesern erfuhr, einzelne Kapitel hätten sie als äusserst aggressiv empfunden, sie hätten sie wahnsinnig wütend gemacht. Sind die Deutschen zu empfindlich? Ertragen sie es nicht, wenn ihnen ein Jude einfach mal sagt, wie er sich fühlt. Wenn er sich nicht hergibt, um entweder das leidende Opfer zu spielen oder den freundlichen Versöhner, allzeit bereit zum deutsch-jüdischen Dialog?

Ich wollte keine Rolle mehr innehaben in diesem Holocaust-Ringelspiel. Ich hatte keine Lust mehr, mit immer den gleichen Leuten der Holocaust-Szenerie zu debattieren. Man kannte sich ja längst, jeder wusste um die Position des anderen, jeder konnte den anderen genau einschätzen. Die Diskussionsrunden waren, wo auch immer, ähnlich besetzt. Herr A und Frau B, dann Herr C und Frau D, meistens moderiert von Frau X. Oder ein anderes Mal Herr C und Frau B, Frau X und Herr E, diesmal moderiert von Herrn A. Ein Ringelspiel. Gleichzeitig eine wunderbare Arbeitsbeschaffungsmassnahme für Hausierer in Sachen Holocaust und Vergangenheitsbewältigung. Die Nachfrage ist gross, der Bedarf enorm. Und daneben aber auch das immer wieder echte Engagement der Beteiligten, dieses Bedürfnis tatsächlich überall

dabeizusein, um die eigene Botschaft loszuwerden, um irgend etwas zu bewegen in den Köpfen der Leute. Ignatz Bubis ist ein ausgezeichnetes Beispiel für diese eigenartige Fusion zweier eigentlich kontradiktorischer Elemente in einem Menschen.

Ja, ich habe mich oft ungestüm und kämpferisch geäußert und dargestellt. Das war häufig auch Schutz vor der eigenen Verletzlichkeit, auch ein Verstecken des Schmerzes, den ich seit meiner Kindheit mit mir herumtrage. Das Leiden meiner Eltern und das der Eltern meiner Freunde, das Fehlen der Grosseltern, von Verwandten, Onkeln und Tanten, das Gefühl, als Emigranten in einem völlig falschen Land zu leben – damit wächst man auf.

Ich – ein Menschenjäger? Heydrich war einer, Himmler – aber ich?

Dringt zwischen den Zeilen, die ich schreibe, tatsächlich meine Wut so stark durch, oder muss ich vielleicht anders fragen: Ist die Wut, die ich immer wieder spüre, tatsächlich so stark, dass sie ein anderer als dermassen bedrohlich erlebt? Ich kann mir das nicht vorstellen. Aber vielleicht ist es doch so. Vielleicht ist diese Wut, die nie ausgelöscht werden kann, die nicht besänftigt werden kann, die nie getröstet werden kann, die sich auch nicht in den Arm nehmen lässt, um ein wenig hin- und hergewiegt zu werden, vielleicht ist diese Wut auch ein Motor, das Movers, die Motivation für das, was man tut, Positives wie Negatives.

Darf Wut nicht auch sein? Warum eigentlich nicht. Ich erinnere mich, es ist viele Jahre her, da versuchte ich eine weinende Frau zu trösten. Sie sass am Strassenrand; ich kannte sie nicht, sah nur, wie sie bitterlich weinte und immer wieder mit dem Fuss auf den

Boden stampfte und fluchte. Sie wirkte sehr verzweifelt, sehr wütend, sehr allein. Ich ging auf sie zu; sie beachtete mich nicht. Ich setzte mich neben sie; sie liess das zu, schaute mir in die Augen und weinte einfach weiter. Immerzu mir in die Augen blickend, rannen ihr die Tränen das Gesicht herunter. Sie weinte ohne Scham, ohne Hemmungen und stampfte immer wieder mit dem Fuss auf. Ich hielt ihrem Blick stand, lächelte, zunächst verlegen, dann, um ihr etwas Mut zu machen; schliesslich nahm ich sie in den Arm. Ebenso wie für mich, schien dies auch für sie ganz normal zu sein, dass da ein fremder Mann sie einfach in den Arm nahm, mitten auf der Strasse. Sie legte ihren Kopf an meine Schulter und weinte weiter und schimpfte. Ich strich ihr mit der Hand über den Kopf, und allmählich begann ich, auf sie einzureden. Ich wollte sie beruhigen, gab irgendwelche Laute von mir, die sie einlullen sollten, summete, streichelte sie, bis ich schliesslich anfang zu sprechen: «Beruhige dich, sei ganz ruhig, es ist nicht so schlimm. Ganz ruhig, ganz ruhig.» Immer wieder redete ich so auf sie ein. Ich spürte, wie sich ihr ganzer Körper versteifte, ich verstand nicht warum. Plötzlich riss sie sich von mir los und fauchte mich an. Ich solle machen, dass ich fortkomme, ich sei wie alle anderen Männer auch, ich würde es nicht ertragen, sie einfach zu nehmen, wie sie ist. Sie habe ein Recht darauf, wütend zu sein; sie habe ein Recht darauf, traurig zu sein, und ich solle ja nicht versuchen, sie mundtot zu machen, ihre Gefühle zu ersticken, sie zu unterdrücken. Völlig perplex liess ich von ihr ab, verstummte. Spürte, wie in mir die Wut hochkochte. ,Dieses undankbare Ding. Da versuche ich sie zu trösten, und sie wirft mir das noch vor. Ich kenne diese Frau überhaupt nicht. Das hat man davon, wenn man versucht, sich um seine Mitmenschen zu

kümmern/ Ich stand auf, verletzt und beleidigt, warf ihr noch irgendeinen bösen Satz vor die Füße und ging weg. Das ist lange her, fast 20 Jahre.

Denke ich heute an diese Situation zurück, so meine ich, dass diese Frau vielleicht recht hatte. Warum soll sie nicht weinen und wütend sein dürfen? Warum sollte sie nicht ihren Gefühlen Ausdruck verleihen, und dies solange, wie sie es braucht und will. Und ja, warum sollen wir anderen Menschen nicht dastehen und diesen Schmerz ertragen lernen. Es ist tatsächlich schwer, die Wut und den Schmerz des anderen zu ertragen, selbst wenn man selber nicht gemeint ist. Um wieviel schwerer ist es dann, diese Gefühle auszuhalten, wenn man gemeint ist?

Ist es das, was die Frau des Politikers gespürt hatte, als sie auf mein Buch so reagierte? Ist es ihre Unfähigkeit, meine Wut, meine Gefühle zu ertragen, die sie vielleicht bei der Lektüre ganz genau wahrgenommen hatte, vielleicht deutlicher sogar als ich selbst, als ich den Text geschrieben hatte?

Geht es also letztendlich darum, dass wir die Wut des anderen aushalten? Oder schliesslich die eigene, jeder für sich allein?

Ich war nicht aufrichtig, als ich oben schrieb, dass ich die Goldhagen-Diskussion unbeteiligt verfolgt habe. Wie kann ich dabei schon unbeteiligt sein. Aber ich habe versucht, mich rauszuhalten, es nicht als ganz persönliche Sache, sondern als eine Diskussion zu sehen, in die ich diesmal nicht eingreifen müsste – es sind schon genug andere da, die dies tun, die unbedingt dabeisein wollen.

Ganz am Anfang, als ich noch gar nicht absehen konnte, was für Furore «Hitler's Willing Executioners» machen würde, hatte ich für das DeutschlandRadio Berlin einen Kommentar verfasst. Ich

hatte die englische Ausgabe gelesen, hatte meinen Kommentar geschrieben, ihn dann im Studio aufgenommen und hatte die Sache innerlich beiseitegelegt. Das Buch ist kein grosser Wurf, nun gut, ein Buch mehr über den Holocaust, was soil's. Bis die Lazine losbrach ...

Das war irgendwann im April. Doch im September dann, ganz zum Schluss der Debatte, da musste ich mich nun doch zu Wort melden. Da war dieser widerliche, antisemitische, dumme, arrogante, höhnische, wahnsinnige Satz:

«Auch ist die Befürchtung, dass das Goldhagen-Buch den mehr oder weniger verstummten Antisemitismus wieder neu beleben könnte, leider nicht ganz von der Hand zu weisen.»

Marion Gräfin Dönhoff schrieb diesen Satz, und er schrie zum Himmel. Diesmal war ich es, der schäumte, nicht die deutschen Kritiker.

Das war zuviel. Das konnte nicht unwidersprochen so stehenbleiben. So einen Satz kann man nicht schreiben, schon gar nicht, wenn man Gräfin Dönhoff heisst. Gerade weil dieser Satz von ihr geschrieben wurde, war er so schlimm. Denn sie ist viel zu klug, um nicht zu wissen, was sie da schreibt. Also ist es ihre Absicht, es kann nicht anders sein.

Nachdem ich meinen heftigen Angriff auf Gräfin Dönhoff in der *Süddeutschen Zeitung* veröffentlicht hatte, brach ein kleiner, aber doch heftiger Sturm los. Wütende Angriffe wurden nun gegen mich publiziert, auch in meiner nächsten Umgebung gab es Kollegen, die mich für völlig verrückt erklärten, für jüdisch-überzo-

gen; ich hätte über das Ziel hinausgeschossen, da sei ich nun wirklich einen Schritt zu weit gegangen. Ein Redakteur drohte mir gar, einen bereits laufenden Auftrag zu canceln. In was für ein Wespennest hatte ich denn da gestochen? Ist es wirklich solch ein Sakrileg, die heilige Ikone Dönhoff anzugreifen? Noch dazu, wenn es dafür einen guten Grund gibt?

Von vielen Seiten erhielt ich allerdings auch Zustimmung, und diejenigen jüdischen Journalisten, mit denen ich gesprochen hatte, stimmten mit mir, egal ob sie links oder rechts stehen, überein, die ostpreussische Gräfin habe nicht gerade ein Faible für die Kinder Abrahams, Jitzchaks und Jaakows, to say the least.

Tatsächlich finde ich in den Archiven einige höchst aufschlussreiche Artikel der Gräfin. Und in Y. Michal Bodemanns Buch «Gedächtnistheater» entdecke ich eine sehr genaue Analyse über Gräfin Dönhoffs Artikel in den Anfangsjahren des Staates Israel, die mein eigenes Urteil nur bestätigt.

Bereits 1947/48 finden sich in den Artikeln Gräfin Dönhoffs zur Nahostproblematik einige merkwürdige Formulierungen, die die jüdische Gemeinschaft (übrigens auch die arabische) in Palästina zumindest als minderwertig kennzeichnen.

Am 8. April 1948 verrät sich Gräfin Dönhoff durch eine allzu augenfällige Terminologie, als sie von den Problemen schreibt, die dem UNO-Teilungsplan im Wege stehen. Noch läge keine für «beide annehmbare Endlösung» vor, meint Gräfin Dönhoff, was ihrer Meinung nach zu tun habe mit dem «fortgeschrittenen Stadium eines hasserfüllten Blutrausches, der längst von einer individuellen in eine kollektive Blutrache übergegangen ist».

Das Thema der Blutrache beschäftigt, wie Bodemann zeigt, Gräfin Dönhoffs Phantasie noch öfter. Am 23. September 1948 beschreibt sie in dem Artikel «Völkischer Ordensstaat Israel», in dem sie, wie der Titel bereits zeigt, Vergleiche mit dem Nationalsozialismus zieht, die bedrohliche Situation in Nahost wie folgt: «... stehen doch zwei zur äussersten Vernichtung entschlossene gegnerische Armeen mit entscherten Karabinern und dem täglich erneuerten Schwur einer unerbittlichen Blutrache einander gegenüber.»

Am 22. April 1948 vergleicht die Journalistin die Situation in Palästina mit den deutschen Verbrechen, die für sie wie eine «unheimliche Vision» im Raume stehen. Gemeint ist der Kampf im Warschauer Ghetto. Ihrem Eindruck zufolge gibt es in Israel nur rachsüchtige, fanatische Juden. Die jüdische Untergrundbewegung «Stern» wird in diesem Artikel ebenfalls mit den Nazis verglichen: «... jene Mischung von Romantik und Brutalität, von religiösem Ethos und politischer Zweckmässigkeit, von Zynismus und völkischem Idealismus'. All das kennen wir in Deutschland zur Genüge aus der Zeit der Fememorde bis zu den Ordensburgen Adolf Hitlers.» Und weiter behauptet sie allen Ernstes, dass Israel selbst bereits auf jenem Weg angelangt sei, «der erst vor Kurzem ein anderes Volk ins Verhängnis geführt hat». Der Vergleich mit den Nazis hindert Dönhoff allerdings nicht, die jüdischen Untergrundbewegungen in einem Artikel vom 18. März 1948 als «Sowjetrusslandverehrer» zu sehen. Eine besondere Rolle lässt Dönhoff den jüdischen Displaced Persons im besetzten Deutschland zukommen, die ihrer Meinung nach, als «Fünfte Kolonne» Moskaus nach Palästina kommen.

Ein Jungmädchenstreich all diese Artikel? Vielleicht auch noch

ein wenig Ausfluss der Unerfahrenheit? Wohl kaum. Denn am 23. September 1988 wird jener Artikel «Völkischer Ordensstaat Israel», in dem sie die jüdischen Untergrundorganisationen mit den Nazis verglich, in der *Zeit* noch einmal abgedruckt. In diesem Artikel mockiert sie sich übrigens auch darüber, dass es «augenblicklich ... Mode [geworden ist], dass alle Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ihre Familiennamen ‚hebräisieren‘, indem sie Namen aus dem Alten Testament oder der Landschaft Palästinas annehmen.»

Ja, das kann Gräfin Dönhoff einfach nicht begreifen, dass ein altes Volk in seinem jungen Staat zu seiner ursprünglichen Sprache zurückfinden will und die alten, oftmals verhöhnenden Namen, die es im christlichen Europa annehmen musste, ablegen will.

Und 1952, nach dem Luxemburger Abkommen, der sogenannten «Wiedergutmachung», meldete sich Dönhoff mit bereits bekanntem Kolorit wieder zu Wort. Diesmal fragte sie sich am 16. Oktober 1952 «bängen Herzens», inwieweit die Deutschen durch die Wiedergutmachung an Israel nicht eine «neue Schuld auf sich ... laden». Die «Sorge der Araber» würde nicht genug berücksichtigt; man würde nur das «Kriegspotential» der Israelis stärken, wobei ausschliesslich nichtmilitärische Güter im Rahmen der Wiedergutmachung an Israel geliefert wurden. Doch das focht Gräfin Dönhoff nicht an. Sie bestand auf einer ausgewogenen Politik im Nahen Osten. Darum also bitte die Wiedergutmachungslieferungen erst, «wenn der Kriegszustand im Vorderen Orient beendet ist, also erst, nachdem Israel und die arabischen Staaten Frieden geschlossen haben». Mit anderen Worten: 1993. Michael Wolffsohn weist darauf hin, dass Israel wahrscheinlich

ohne die deutschen Wiedergutmachungszahlungen nicht überlebt hätte ...

1985 hatte Gräfin Dönhoff auch grundsätzlich nichts dagegen, dass das antisemitische Stück von Rainer Werner Fassbinder «Der Müll, die Stadt und der Tod» aufgeführt werden sollte.

In ihrer Rede zur Verleihung des Heinrich-Heine-Preises 1988 stellte sie denn auch die Tatsache, dass in der *Zeit* zu diesem Thema je ein Artikel pro und contra Aufführung abgedruckt wurden, als Beweis für die Liberalität des Blattes heraus. Und in derselben Rede konnte sie nicht umhin darauf hinzuweisen, dass sich niemand darüber aufrege, wenn Israelis kleine Kinder erschossen würden; wenn aber ein israelischer Soldat getötet würde, dann müssten gleich Hunderte von Menschen im Libanon darunter leiden.

Am 6. August 1993 erregte sich Gräfin Dönhoff über den Juden Simon Wiesenthal. Dieser hatte die westliche Welt aufgerufen, die Not der 300'000 Menschen endlich zur Kenntnis zu nehmen, die in Sarajevo eingeschlossen und dem Hungertod ausgeliefert waren. Was aber machte Gräfin Dönhoff? Sie erregte sich, sie klagte Wiesenthal an. Warum? Weil Wiesenthal nicht in gleicher Weise auf die 300'000 Libanesen hingewiesen habe, «die von den Israelis mit Artillerie und Panzern aus ihrer Heimat verjagt wurden». Angesichts solch eines Vergehens, solchen Verschweigens des Juden Wiesenthal, der in Gräfin Dönhoffs kurzsichtiger Überlegung als Jude natürlich erstens dafür verantwortlich ist, was in Israel geschieht, auch wenn er österreichischer Staatsbürger ist, der sich zweitens nur um die Schweinereien seiner eigenen Glaubensgenossen zu kümmern hat und nicht etwa um die

Verbrechen, die 50 Jahre nach Kriegsende schon wieder mitten in Europa geschehen, nur eine knappe Flugstunde von seiner Wohnung entfernt – angesichts solch eines Vergehens sieht Gräfin Dönhoff die «Diskussion über Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum nutzlosen Geschwätz» verkommen.

Einige Wochen nach Erscheinen meines «Zwischenrufs» in der *Süddeutschen Zeitung* erhalte ich auf Umwegen einen Brief. Der Briefkopf lautet «Union Internationale de la Résistance et de la Déportation». In diesem Brief von der Historischen Kommission der Union heisst es, dass auch diese Institution – die unter anderem von Robert M.W. Kempner gegründet worden war und die versucht, Rehabilitatoren des Nationalsozialismus, die mit der «Auschwitz-Lüge» operieren, das Handwerk zu legen – in der Vergangenheit bereits unangenehme Erfahrungen mit Gräfin Dönhoff gemacht habe, allen voran Professor Eugen Kogon, der Verfasser des «SS-Staates».

Wie die historische Kommission vom Generalstaatsanwalt beim Kammergericht in Berlin erfahren habe, soll die aus der NS-Zeit bekannte antisemitische Ideologin Melitta Wiedemann in Zusammenarbeit mit dem früheren SS-Mann Werner Best und einem Beamten des niedersächsischen Amtes für Verfassungsschutz gute Beziehungen zur ‚Zeit‘ und da vor allem zu Gräfin Dönhoff unterhalten haben. Als die Kommission eine Reihe von Ausstellungen zum Genozid der Juden («Der Zweite Weltkrieg und der Völkermord», «Auschwitz») Ende der siebziger Jahre vorbereitete, aus deren Darstellung klar ersichtlich wurde, dass der Völkermord geplant war, habe sich vor allem die ‚Zeit‘ gegen diese Ausstellungen stark gemacht. Dabei sei es auch um die Verhinderung eines Sammelbandes mit dem Titel «Nationalsozialis-

tische Massentötungen durch Giftgas» gegangen, den Professor Eugen Kogon mit seinen Mitarbeitern herausgeben wollte. Kogons Protest bei Gräfin Dönhoff sei mit einer läppischen Antwort abgewiesen worden, und Gräfin Dönhoff habe damals auch Angriffe von Frau Wiedemann und anderen Herrschaften in Form von Leserbriefen abdrucken lassen.

Der Brief scheint meine eigenen Beobachtungen bestens zu bestätigen. Ich rufe den Verfasser des Briefes an, einen Historiker, der selber KZ-Häftling war. Lange unterhalten wir uns. Er bekräftigt seine Aussagen in allen Einzelheiten und möchte mir die entsprechenden Unterlagen zusenden.

Warum tue ich das? Aus Sensationslust? Aus Wut oder Rache? Es gibt und gab doch weitaus schlimmere Menschen in der Nazi-Zeit und danach als Marion Gräfin Dönhoff. Nun gut, in meinen Augen, und denen vieler anderer Menschen, hat sie sich als antisemitisch erwiesen. Da gibt es für mich kaum noch Zweifel. Aber gibt es nicht Tausende, ja Zehntausende von Antisemiten in diesem Land. Warum rege ich mich gerade so über diese alte Frau auf? Aufgrund ihrer Position? Ihrer gesellschaftlichen und politischen Bedeutung? Aufgrund der Tatsache, dass sie das Markenzeichen für deutschen Liberalismus ist und tatsächlich dieses Prädikat gar nicht wirklich verdient? Oder zumindest mit einigen Abstrichen? Ja, das mag es wohl sein. Es ist diese Tünche, die über Deutschland liegt. Diese heuchlerische Entnazifizierung, dieses «Schwamm drüber», das wir, die Nachkriegsgenerationen, bis heute auszubaden haben. Wie kann ein ehrliches Gespräch zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland zustande kommen, wenn immer noch soviel Verdrängung existiert.

Warum musste sich Gräfin Dönhoff einmischen in die Goldha- gen-Debatte, angesichts ihrer Einstellung? Warum konnte sie dann nicht zumindest ihre eigenen Äusserungen über Juden zur Debatte stellen, sie untersuchen und feststellen, dass vielleicht auch sie in manchen Teilen ihres Denkens ein Opfer ihrer Erzie- hung und des Denkens einer gewissen Zeit ist. Wer ist denn wirk- lich frei von Vorurteilen? Niemand. Warum sollte sie es dann sein. Aber ist es nicht zumindest möglich, sich immer wieder, und sei es nur in seinem privaten Kämmerlein, die eigenen Vor- urteile genau anzuschauen?

Wieder packt mich die nackte Wut über die «Herrenreiterin», wie ein Kollege sie gerne nennt. Da reicht mir jemand den Artikel von Peter Gauweiler, den er am 12. Oktober 1996 im *Bayernku- rier* veröffentlicht hat, und fragt mich, wieso ich eigentlich nichts gegen Peter Gauweiler schreibe, warum ich ausgerechnet Gräfin Dönhoff aufs Korn nehmen müsse?

Ich überfliege den Artikel und zucke nur mit den Achseln. Was soll man schon sagen, wenn Gauweiler schreibt, «dass die deut- sche Nachkriegs-Politik der grossen Aufbaujahre bestimmt war von Männern und Frauen, die durch das Feuer entweder des Krie- ges oder der Verfolgung gegangen waren. Die sich gemeinsam der These von der kollektiven Schuld nicht beugten und darin einen demokratischen Akt der Solidarität mit dem eigenen Volk sahen. Der geschichtlichen Verantwortung Deutschlands ent- sprachen sie mit ihrer Politik des Antitotalitarismus. Und der Wiedergutmachung». Und einige Zeilen weiter bemüht der «schwarze Peter» seinen Ziehvater Franz Josef Strauss, der 1984 bei einer Rede in den Münchner Kammerspielen gesagt hatte:

«Aber wenngleich die Deutschen mit anscheinend unerschöpflicher Leidensfähigkeit und Geduld das Hitler-Regime ertrugen, so wurden sie doch in ihrer überwältigen Mehrzahl nicht zu Verbrechern. Wie ich bereits gesagt habe: Die moralische Substanz der Nation blieb erhalten.»

Warum rege ich mich über den Artikel von Gauweiler weniger auf als über den von Gräfin Dönhoff? Ignatz Bubis hatte dies neulich in einem Interview ironisch beantwortet. Er meinte, den Rechten «gestehe» er solches Denken zu, da erwarte er nichts anderes. Aber bei den Linken oder Liberalen, da könne man schon mehr erwarten. Recht hat er.

Um so ärgerlicher ist es, dass die Israelitische Kultusgemeinde München einem Mann wie Gauweiler auch noch ein Forum für seine opportunistischen Solidaritätsbekundungen mit Israel zur Verfügung stellt. Was war dieser Mann doch stolz darauf, dass er während des Golfkrieges, nach den ersten Scud-Angriffen auf Tel Aviv, der erste deutsche Politiker war, der Israel besuchte – also noch vor dem peinlichen Auftritt des damaligen Aussenministers Genscher, der gleich das Scheckheft mitgebracht hatte, um die israelische Regierung zu besänftigen. Gauweiler nahm dann auch gleich an einer Solidaritätsveranstaltung für den Staat Israel in der Münchener Kultusgemeinde teil und wurde von allen (jüdischen) Seiten hofiert...

Aber auch darüber kann ich letztendlich nur die Achseln zucken. So funktioniert Politik. Eine Hand wäscht die andere, man braucht sich gegenseitig, da tut man sich auch nicht weh.

Trotzdem, ich stelle es beim Schreiben dieser Zeilen gerade fest,

die Wut darüber, vor allem aber über Gauweilers Geschichtsverdrehung ist auch da. Sie ist eigentlich immer da. Dafür brauche ich nicht erst seinen Artikel, in dem er allerdings treffend darauf aufmerksam macht, was für ein blendendes Geschäft dieser Medienrummel um Goldhagen war. Doch ganz spät hat Gauweiler sich ja auch noch vor diesen Zug gespannt. Denn in letzter Zeit ist es ja ziemlich still um den Münchener CSU-Mann geworden. Und der Wirbel, den dieser Artikel ausgelöst hat-Gauweiler konnte sich die Hände reiben: Plötzlich war er wieder in aller Munde. Dank Daniel Jonah Goldhagen.

O, du schöner Fetisch Holocaust, wie brauchen wir dich doch alle. Immerzu. Amen.

In welchem Masse der Holocaust in Deutschland funktionalisiert wird, das zeigte bereits Jane Kramer, die Europa-Korrespondentin des Magazins *The New Yorker*, in einem am 14. August 1995 veröffentlichten Essay mit dem Titel «The Politics of Memory». Schon einmal, wie im Jahr darauf durch Goldhagen, wurde Deutschland von den USA aus für seine merkwürdige Art und Weise, mit der eigenen Vergangenheit umzugehen, abgewatscht. Ohne viel Federlesens beschreibt Jane Kramer ihre Beobachtungen und bringt sie in klaren Worten zu Papier. Deutschland versuche, sich aus einer unaussprechlichen Vergangenheit herauszureden und diese in «Geschichte» umzuwandeln. Dabei sei Deutschland so dreist, sich selbst auch noch als Opfer zu stilisieren:

«... sie sind dazu entschlossen, ihre Verbrechen in der ‚Geschichte‘ abzulegen. Sie wollen die Pflicht, sich zu erinnern und die Sehnsucht zu vergessen, dekretieren, als wären Pflicht und Wunsch die These und die Antithese einer Dialektik des Schicksals ... Sie bevorzugen die symbolischen Schlichtheiten der Objektivierung – Monumente, Mahnmale und «Gedenkstätten», die die Erinnerung aufnehmen und diese sozusagen in die Landschaft hineinstellen, wo sie bei angemessenen zere-

moniiellen Anlässen besichtigt werden kann und nicht übermässig das Alltagsleben stört... Die Deutschen wollen, dass ihre Vergangenheit ihnen ‚zugefügt‘ wurde. Sie wollen an sich selbst gelitten haben, so wie alle anderen unter ihnen gelitten haben.» (Übersetzung RCS)

Dieses Leiden an sich selbst lässt sich allerdings wunderbar in bare Münze umsetzen. Bestes Beispiel: das Holocaust-Mahnmal für Berlin.

Die bekannte und äusserst streitbare Fernsehjournalistin Lea Rosh, zuletzt Chefin des NDR-Hörfunks in Hannover, hatte bereits vor dem Mauerfall die Idee, einen Förderkreis ins Leben zu rufen, der sich für die Errichtung eines Holocaust-Denkmal in Berlin, mittlerweile die neue/alte Hauptstadt des vereinten Deutschlands, einsetzen sollte.

Zusammen mit dem Historiker Eberhard Jäckel hatte sie in den achtziger Jahren eine vielbeachtete Fernsehdokumentation «Der Tod ist ein Meister aus Deutschland» gemacht, die die Judenverfolgung in Europa darstellte und dabei vor allem auch auf die Kollaboration anderer europäischer Staaten hinwies. Dafür hatten Rosh und Jäckel den Münchener Geschwister-Scholl-Preis erhalten. Doch das war Rosh noch lange nicht genug.

Rosh, die, anders als es ihr Name vermuten lässt, keine Jüdin ist, aber mit ihrem angenommenen jüdischen Namen nur allzu gerne für eine solche gehalten wird – eine in linksliberalen, «gutmeinenden» deutschen Kreisen immer wieder zu beobachtende, verlogene Identifikation mit den Opfern –, Lea oder Edith Rohs, wie

sie eigentlich heisst, machte sich also Ende der achtziger Jahre daran, ein Holocaust-Denkmal für Deutschland zu erschaffen. Tatsächlich hatte sich rund 40 Jahre lang keine bundesdeutsche Regierung darum gekümmert, ein Denkmal oder eine entsprechende Gedenkstätte für das grösste Verbrechen der Menschheitsgeschichte zu errichten. Israel hat Yad Vashem, die USA haben neben zahlreichen Holocaust-Denkmalern und -Museen im ganzen Land mittlerweile ihr Holocaust-Memorial in Washington, nur in Deutschland gibt es keine vergleichbare Gedenkstätte. Rosh hatte also ein gutes Gespür. Sie versuchte diese Lücke, dieses Desinteresse von öffentlicher Seite durch eine Basisaktion zu bekämpfen. Wenn schon keine Regierung, weder auf Bundes- noch auf Länderebene, entsprechende Anstrengungen unternimmt, um die Greuelthaten des Zweiten Weltkrieges in irgendeiner Form der Zukunft zur Mahnung werden zu lassen, dann müssen das die Bürger dieses Landes selbst in die Hände nehmen. Ein frommer Wunsch, der natürlich, was war auch anderes zu erwarten, irgendwann «entarten» musste. Helmut Kohl war es, der eine ähnliche Lücke gespürt und deswegen ebenfalls versucht hatte, diese zu füllen, wenngleich aufgrund ganz anderer Intentionen, die vor allem auf seinem Geschichtsverständnis beruhen. Auch er benötigte dringend eine zentrale «Kranzabwurfstelle», wie der Berliner Volksmund dies spöttisch bezeichnet. Und er «schuf» die Neue Wache in Berlin, jene Gedenkstätte für die Opfer von Krieg und Verfolgung, in deren Mitte, nach dem Wunsch und Kunstverständnis des Kanzlers, eine überdimensional aufge-

blasene Skulptur von Käthe Kollwitz steht – die Pietà. Eine Gedenkstätte für *alle* Opfer hatte sich der Kanzler ausgedacht, und erst nach dem Protest des Zentralrats der Juden entschloss man sich, eine separate Tafel anzubringen, um wenigstens dem Anschein nach die Trennung zwischen wahren Opfern und gefallenen Tätern zu vollziehen.

Lea Rosh sah also durchaus berechtigt Handlungsbedarf. Doch allzu bald sollte sich ihr Unternehmen als undurchdacht und laienhaft, vor allem aber als Profilneurose der Journalistin und der wichtigsten Teilnehmer entpuppen.

Das Phänomen des deutschen «Gutmenschen», der aufgrund der fatalen Vergangenheit alles richtig machen will, jedoch so ziemlich alles falsch macht, was man nur falsch machen kann, der – und das ist noch entscheidender – festgestellt hat, dass man mittels des Holocaust viel für das eigene Image tun kann, lässt sich am Beispiel der skandalösen Geschichte des Holocaust-Denkmal zu Berlin bestens ablesen.

* * *

Der von Jäckel und Rosh ins Leben gerufene «Förderkreis zur Errichtung eines Denkmals für die ermordeten Juden Europas» hatte schon frühzeitig namhafte Mitglieder geworben. Edzard Reuter, 1987-1995 Vorstandsvorsitzender der Daimler-Benz AG, sowie der frühere Verfassungsrichter Helmut Simon und der Aufsichtsratsvorsitzende der Robert Bosch AG, Marcus Bierich, waren für das Unternehmen schnell gewonnen.

Doch bereits der Name des Förderkreises zeigte an, in welche

Richtung die Aktion gehen sollte. Jäckel und Rosh wollten ein Denkmal lediglich für die ermordeten Juden, nicht aber für all die anderen Gruppen, die von den Nazis ermordet worden waren. Jäckel begründete diese Reduzierung auf eine Opfergruppe mit der zentralen Idee des Nationalsozialismus, nämlich das jüdische Volk auszurotten. Keine andere Minderheitengruppe sei ideologisch und faktisch so gezielt bekämpft worden, die Judenvernichtung sei ein wesentlicher Programmpunkt des Nationalsozialismus gewesen. Obwohl die Argumentation durchaus richtig ist, mussten doch Jäckel und Rosh eigentlich wissen, dass sie damit, knapp 50 Jahre nach Kriegsende, eine Ausgrenzungspolitik betrieben, die, im schlimmsten Fall, von den Medien mit der der Nazis verglichen werden musste. Jäckel, der dies wohl schon geahnt hatte, war auch schnell mit einer Alternativlösung zur Hand, als sich frühzeitig der Unmut der Sinti und Roma über das geplante Denkmal regte. Er schlug vor, diese sollten ein eigenes Monument auf dem Hohen Asperg bei Stuttgart erhalten, wo 1940 die Deportationen der «Zigeuner» begonnen hatten. Die gewiss zunächst nicht böswillige Ausgrenzung vieler Opfergruppen verkam allerdings allzu schnell zum puren Zynismus, als etwa der ZDF-Redakteur Joachim Braun in seiner Funktion als Vorstandsmitglied des Förderkreises zu den Forderungen der Sinti und Roma lapidar erklärte:

«Die Sinti wollen doch nur via Huckepack-Verfahren aufs Denkmal, um einen Kranzablageplatz zu bekommen.»

Es konnte gar nicht ausbleiben, dass sich der Zentralrat der Juden in diese von ihm nicht ausgelöste oder initiierte Diskussion einmischte. Er befürwortete ein «rein jüdisches» Denkmal, da schliesslich die politische Bedeutung des Holocaust sichtbar gemacht werden müsse. Doch die Sinti und Roma, vertreten durch ihren Zentralratsvorsitzenden Romani Rose, blieben hartnäckig. Die unsägliche Auseinandersetzung, welche Opfer nun eigentlich ein Anrecht auf welches Denkmal hätten, trieb immer schlimmere Blüten.

1992 schlug der Berliner Senator für kulturelle Angelegenheiten Ulrich Roloff-Momin eine Lösung vor, die er wohl als salomonisch betrachtete, die aber zu noch groteskeren Reaktionen führen musste. Um Rose zu besänftigen, unterbreitete er ihm tatsächlich den Vorschlag, Sinti und Roma sollten ein eigenes und eigenständiges Holocaust-Mahnmal erhalten. Im Juli des gleichen Jahres hatte sich mittlerweile die Stimmung gegen die beiden Opfergruppen gerichtet. Nun wurde ihnen der Schwarze Peter zugeschoben, der doch eigentlich Lea Rosh und ihrer Initiative gehörte. Sowohl der damalige Bundesinnenminister Rudolf Seiters als auch die Berliner Kulturverwaltung sprachen sich für ein gemeinsames Mahnmal aus, man wolle jedoch nicht dem Wunsch der «grössten Opfergruppe» zuwiderhandeln. Daher müsse man, so Wolfgang Abramowski, persönlicher Referent des Berliner Senators für kulturelle Angelegenheiten dafür Sorge tragen, dass zeitlich und konzeptionell in gleicher Angemessenheit ein Sinti-und-Roma-Denkmal entstände. Und nicht genug, dass der ausufernde Schildbürgerstreich immer mehr zu einer

Angelegenheit zwischen Juden und Sintis wurde; um die Stimmung anzuheizen, zitierte man gerne in der Öffentlichkeit aus einer Rede des früheren Zentralratsvorsitzenden der Juden, Heinz Galinski. Der hatte am 9. Juni 1983 erklärt:

«Sinti und Roma wie Juden sind durch eine existentielle Gemeinsamkeit miteinander verbunden. Sie haben eine ähnliche Vergangenheit, weil sie über Jahrhunderte verfolgt, vertrieben und schliesslich von einer selbsternannten Herrenrasse als unwertes Leben planmässig vernichtet wurden.»

Aha, meinten Teile der deutschen Presse, Juden und Sintis haben eine existentielle Gemeinsamkeit, doch gemeinsam gedenken wollen sie nicht. Was als typisch deutsche Farce begann, wurde nun zu einer typisch jüdischen umgemünzt. Erbarmungslos, diese Juden, die immer und überall ihren Platz an der Sonne haben wollen, die glauben, immer das Exklusivrecht des Leidens für sich gepachtet zu haben – so artikulierte sich Volkes Stimme in so manchen Kommentaren. Man gab sich auf Kosten der Juden allzu gerne als demokratisch-aufgeschlossen. Das Bundesinnenministerium konnte gar nicht oft genug betonen, dass man die Haltung der Juden «respektiere», dass man keinesfalls gegen ihr Veto agieren würde. Das sah natürlich gut aus in der internationalen Öffentlichkeit: Die deutsche Regierung fügt sich den Wünschen der Juden. Wer da noch von antisemitischen Tendenzen sprechen wollte, gar von Ausländerfeindlichkeit, musste sich da eines Besseren belehren lassen, trotz Rostock, Mölln und Solingen. Und schliesslich hatte sich die Bundesregierung entschieden, für die-

ses Denkmal 20'000 Quadratmeter Grund südlich des Brandenburger Tores zur Verfügung zu stellen. Und Roloff-Momin verkehrte die Situation vollends, als er erklärte, man könne den Juden kein «Zwangsgedenken» in einem von ihnen abgelehnten gemeinsamen Mahnmal zumuten, als ob hier eine Gedenkstätte für Juden gebaut werden sollte und nicht eine Erinnerungsstätte für die eigenen Verbrechen, die Deutsche und Deutschland begangen hatten. Doch obwohl bereits das Wort vom «Gedenkpark» und «Disneyland» umging, es war beschlossene Sache: Zwei Holocaust-Denkmäler würden gebaut werden, eins für die Juden, eins für die Sinti und Roma. Natürlich bestand nach dieser Entscheidung die Gefahr, dass sich jetzt auch Schwulenverbände, die Zeugen Jehovas oder die Bibelforscher melden und ebenfalls ein eigenes Denkmal einfordern würden ...

Während diese Diskussion in der Öffentlichkeit immer weitere Kreise erfasste, während alle Seiten nicht müde wurden, immer wieder zu betonen, dass sie ja wirklich guten Willens seien, die eigene Vergangenheit in irgendeiner Form endlich zu «bewältigen», drängten sich angesichts einer zunehmenden Welle ausländerfeindlich motivierter Gewalttaten andere Schlüsse auf. Die 1991 und 1992 statistisch erfassten Übergriffe gegen nicht-deutsche Menschen zeigten, dass die Aktionen pogromartigen Charakter angenommen hatten. Man muss sie sich ausführlicher vergegenwärtigen, um die laufende Problematisierung des richtigen Gedenkens in einem grösseren Zusammenhang sehen zu können: Im Januar 1991 waren die Meldungen über ausländerfeindliche

Aktionen noch bescheiden. Zwei Brandanschläge waren registriert worden und «mehrere» Überfälle oder Gewalttätigkeiten. Im September sah die Statistik schon wesentlich dramatischer aus: Es wurden mindestens 33 Brandanschläge registriert, mindestens 31 Gewalttätigkeiten oder Überfälle, mindestens vier Tote und mindestens 57 Verletzte und Schwerverletzte. Die Gesamtstatistik für das Jahr 1991 war dementsprechend entsetzlich. Es hatte mindestens 383 Brandanschläge gegeben, mindestens 1483 Gewalttätigkeiten oder Überfälle, mindestens 38 Friedhofs- und Mahnmalschändungen, mindestens elf Tote und mindestens 310 Verletzte und Schwerverletzte.

1992 wurde demgegenüber noch eine Steigerung verzeichnet. Brandanschläge: mindestens 701, Gewalttätigkeiten, Überfälle etc.: mindestens 2'285, Friedhofs- und Mahnmalschändungen: mindestens 77, Tote: mindestens 22, Verletzte und Schwerverletzte: mindestens 269. Und so sollte es in den folgenden zwei Jahren weitergehen ...

Was heutzutage nur noch als Kurzformel «Deutschland von Rostock, Mölln und Solingen» umschrieben wird, war in Wirklichkeit ein Flächenbrand, der entsetzliche Auswüchse annahm. Der Hitlergruss und skandierende Massen, die «Deutschland den Deutschen, Ausländer raus!» brüllten, wurden zu Alltagsbildern in den täglichen Nachrichtensendungen.

In dieser Atmosphäre wollte Lea Rosh jedoch an ihrem Fetisch unbedingt festhalten. Sie hatte längst erkannt, dass sich – ganz egal, was in dieser Republik geschieht – der Holocaust, wenn man ihn denn zur eigenen Sache erklärt, stets für die eigenen Zie-

le nutzen lässt. Den nun folgenden Wettbewerb, der ausgeschrieben wurde, um die passende künstlerische Lösung für das Holocaust-Mahnmal zu finden, wollte Rosh auch noch gleich in ihre Gewalt bringen. Rudolf Kraft kommentierte dies in der *Zeit* am 24. Juli 1992 so:

«Auf dem Berliner Stadtforum erklärte Lea Rosh kürzlich, ein von der öffentlichen Hand ausgeschriebener Wettbewerb sei bei der heutigen Finanznot doch viel zu teuer – ihr privater Förderkreis werde das in eigene Regie nehmen ... In Wahrheit will sie auf dem Wettbewerbsdampfer, der auf ihrer Seite ohnehin schon Schlagseite hat, auch noch Kapitän werden und eine neutrale staatliche Leitung ausbooten. Ihr ‚Förderkreis‘ hat sich bereits die gleichen Rechte zusichern lassen wie die Bundes- und die Landesregierung, nämlich die Benennungsrechte für ein Drittel der ‚Findungskommission‘, die die Künstler auswählt, und ein Drittel der Jury.»

Dass sich der Förderkreis mittlerweile selbst im Unklaren war, wie solch ein Denkmal aussehen sollte, zeigte sich daran, dass er einen angeforderten Entwurf des Schweizer Künstlers Harald Szeemann wieder verwarf. Während dieser Entwurf oberirdisch eine Skulptur vorsah, sollten unter der Erde «Erlebnisräume» entstehen, die in der Form eines Davidsterns angeordnet waren. Im September 1992 veröffentlichte der Zentralrat Deutscher Sinti und Roma einen ganzseitigen Aufruf an Bundesinnenminister Seiders und den Zentralrat der Juden in Deutschland, einem

gemeinsamen nationalen Holocaust-Mahnmal in Berlin zuzustimmen. Ignatz Bubis, nach dem Tode Galinskis nun neuer Vorsitzender des Zentralrats, übernahm die Diskussion um das Mahnmal von seinem Amtsvorgänger und sah sich bald gezwungen, mit harten Worten gegen Romani Rose vorzugehen. Im Oktober 1993 stellte er eine gemeinsame Kranzniederlegung in Yad Vashem in Frage, weil Rose wiederholt verlangte, dass die beiden Mahnmale «in gestalterischer Verbindung» miteinander stehen müssten, obwohl man mit der Bundesregierung längst übereingekommen war, dass zwei voneinander getrennte Gedenkstätten entstehen sollten. Bubis' Weigerung, die beiden Orte miteinander zu verbinden, und sein Wunsch, dass zwischen beiden Anlagen mindestens 200 Meter Abstand – später waren es nur noch 50 Meter – bestehen müssten, hatte Romani Rose bei dem gemeinsamen Besuch in Jerusalem dazu veranlasst, ihn der «Apartheid» zu bezichtigen. Bubis hatte daraufhin empört das Gespräch abgebrochen. Doch warum wollte Bubis diese räumliche Trennung? Weil, wie er sehr viel später erklärte, nur so das Holocaust-Denkmal ein Friedhofersatz für all diejenigen jüdischen Opfer sein könne, die kein Grab erhalten hatten. Nur so sei der jüdische Charakter des Ortes garantiert, nur so sei gewährleistet, dass Rabbiner und Kantoren bei entsprechenden Anlässen die Trauergebete und das Kaddisch sprechen könnten. Bubis hatte sich also die verdrehte Ansicht der deutschen Beteiligten an dem Projekt zu eigen gemacht. Hier ging es nicht mehr um ein Zeichen der Erinnerung an deutsches Verbrechen, sondern um einen Friedhofersatz für

die toten Juden. Warum aber sollte der ausgerechnet auf deutschem, blutgetränktem Boden stehen?

* * *

«Er war mein Bruder», sagte ihm ein kleines Mädchen mit einer Art Zögern und unklarer Verwirrung, als hätte sie sich noch nicht entschieden, was für eine Haltung sie vor Erni einnehmen sollte. Er setzte sich neben sie, und sie auf seine Knie ziehend sagte er: «Auch er wird gleich mit allen anderen erwachen, wenn wir im Reich Israel angelangt sind. Dort finden die Kinder ihre Eltern wieder, und alle Welt freut sich. Denn das Land, in das wir gehen, ist unser Reich, das sollt ihr wohl wissen. Dort geht die Sonne nie unter, und man kann dort alle Dinge essen, die einem in den Sinn kommen. Ewige Freude wird eure Köpfe umkränzen. Fröhlichkeit und Freude werden kommen und Ächzen und Schmerz werden verfliegen ...»

«Dort», mischte sich ein Kind mit glücklicher Stimme ein und wiederholte seine Worte in einem bestimmte Rhythmus, als hätte er das schon mehrmals gesagt oder gedacht oder gehört, «dort wird man sich Tag und Nacht wärmen können.»

«Ja», stimmte Erni ihm zu, «so wird das sein.»

«Dort», sagte ein zweiter Mund im Dunkeln, «dort sieht man weder Deutsche noch Wagen, noch irgendeines der Dinge, die weh tun.»

«Nein, nicht du», unterbrach ihn aufgebrachtem kleines Mädchen, «lass den Rabbiner sprechen, es ist besser, wenn er es tut.»

Die Schwester des Toten noch immer auf seinen Knien wiegend, fuhr Erni fort zu reden. Rings um ihn schaukelten die Köpfe seiner kleinen Zuhörer leicht auf deren Schultern, und er bemerkte, dass etwas weiter weg einige erwachsene Männer und Frauen heimlich zuzuhören begannen, indes in ihren Augen ein schwacher Abglanz des Deliriums aufleuchtete, das die Kleinen beherrschte. Das kleine Mädchen auf seinen Knien begann plötzlich tränenlos zu weinen, wie die Kinder, die in den ersten beiden Tagen zuviel geweint hatten, und schaute Erni mit grossen Augen an. Die blauen Kugeln seiner Fäuste an die Brust gedrückt, schlief es schliesslich ein.

«Und mich auch», flüsterte eine ersterbende Stimme, «wollen Sie nicht machen, dass ich schlafe? Ich habe seit dem Anfang nicht geschlafen.»

Die Stimme gehörte einem etwa zwölfjährigen Jungen, dessen Gesicht einen solchen Grad von Ausgezehrtheit erreicht hatte, dass die hervorstehenden Augäpfel nur wie durch ein Wunder darin zu halten schienen.

«Und weshalb?» fragte Erni.

«Ich fürchte mich.»

«Aber du bist ein bisschen zu gross, um gewiegt zu werden», sagte Erni und lächelte, ohne es zu wollen, «ich weiss nicht, wie ich das machen soll.» «Trotzdem», flehte der Ruhrkranke, «wenn ich auch gross bin, so möchte ich doch schlafen.»

Erni schob das kleine Mädchen unter die Decken, und nach vielfachen Bemühungen von beiden Seiten gelang es ihm, den Jungen auf seine Schenkel zu setzen; aber er war selber so geschwächt, dass sein Wiegen einzig darin bestand, den Oberkörper des kleinen Kranken und seine vor Kot glänzenden Knie abwechselnd

hochzuheben. Golda begann, die erstarrten Gliedmassen der bedrohtesten Kleinen zu reiben, wobei ihr einige Frauen halfen, die sich so gut es ging wieder aufgerafft hatten. «Wenn wir im Reich Israel sein werden ...» murmelte Erni, über den Knaben gebeugt, dessen Augen sich nun mit einem gelblichen, verträumten, besänftigenden Belag überzogen. Kurz darauf entdeckte er ganz dicht neben sich das verwüstete Antlitz der Ärztin. Sie schien voll rasenden Zorns. «Was tun Sie?» flüsterte sie Erni ins Ohr, während die Kinder der vordersten Reihe verängstigt zurückwichen. Erni senkte die Augen und entdeckte, dass der lebende Leichnam, den er wiegte, sich in einen toten verwandelt hatte. Die Ärztin packte ihn kräftig an der Schulter, und ihre Nägel gruben sich in das, was von Ernīs Muskeln übriggeblieben war.

«Wie können Sie ihnen sagen, es sei ein Traum?» hauchte sie mit hasserfüllter Stimme.

Mechanisch das Kind wiegend, begann Erni tränenlos zu weinen.

«Madame», sagte er schliesslich, «für die Wahrheit ist hier kein Platz.»

Dann hörte er auf, das Kind zu wiegen, und als er leicht den Kopf wandte, entdeckte er, dass sich der Ausdruck der alten Frau verändert hatte.

«Wofür ist denn Platz?» begann sie.

Und Erni genauer ansehend, sich jede Einzelheit seines Gesichts einprägend, hauchte sie: «Sie glauben also nicht, ganz und gar nicht an das, was Sie sagen?» Sie weinte mit einer Art bitteren Bedauerns und einem leichten Lachen, das irr und entsetzt war.

* * *

Im April 1994 wurde der Wettbewerb für das «Denkmal zur Erinnerung an die ermordeten Juden Europas» ausgeschrieben. 15 Preisrichter, unter ihnen natürlich Lea Rosh, der jüdische Architekt Arie Rahamimoff, Professor Walter Jens, der frühere Bundesbauminister Oscar Schneider und der Senator für kulturelle Angelegenheiten Ulrich Roloff-Momin, sollten entsprechend den Zeitplänen im Januar 1995 den Sieger des Wettbewerbs ermitteln, damit im Frühjahr gleich mit dem Bau begonnen werden könne. 15 Millionen Mark dürfe das Denkmal kosten; davon würden der Bund und Berlin 50% aufbringen, der Rest solle vom Förderverein gesammelt werden. Schnell hatten sich über tausend Interessierte den Ausschreibungstext für die «schwierigste Aufgabe, die sich Künstler je stellten», wie Roloff-Momin dies bezeichnete, besorgt.

Doch auch der Wettbewerb hatte bereits seine unlauteren Haken. Nachdem zunächst verlangt worden war, dass nur Deutsche sich an der Ausschreibung beteiligen dürfen, war dies rasch umgeändert worden in die Auflage, Künstler, die mindestens sechs Monate in der Bundesrepublik lebten, kämen in Frage. Diese Veränderung war nötig geworden, da gleichzeitig zur Ausschreibung zusätzlich zwölf international namhafte Künstler eingeladen wurden, unter ihnen Richard Serra, Rebecca Horn, Dani Karavan und Jannis Kounellis. Diese erhielten obendrein noch ein Bearbeitungshonorar von je 50'000 DM für ihre Teilnahme! Der Ausschreibungstext war naturgemäss ebenso vage wie nichtssagend:

«Erinnern muss die Stätte an das Ausmass des Judenmordes, zugleich darf aber die jede Vorstellungskraft übersteigende Millionenzahl der Opfer nicht verdecken, dass es einzelne Menschen, Männer, Frauen und Kinder waren, die ermordet wurden.»

Und ausserdem:

«Das Gelände für das geplante Denkmal... steht für Extreme der vergangenen 60 Jahre deutscher Geschichte. Seine Nähe zur Reichskanzlei, dem Amtssitz Hitlers, verweist auf die Täter, aber auch auf ihre Unterwerfung und Entwaffnung ... Heutige künstlerische Kraft soll die Hinwendung in Trauer, Erschütterung und Achtung symbiotisch verbinden mit der Besinnung in Scham und Schuld.»

Nicht «statisch» solle das Denkmal sein, es bedürfe einer besonderen «Ereignisstruktur».

Die Finanzierung des Denkmals stand bereits zu diesem Zeitpunkt in Frage. Rosh und ihre Mitstreiter versuchten, das Problem gar nicht erst an sich herankommen zu lassen. Man habe ja noch viel Zeit, wurde da verkündet, angesichts magerer 120'000 DM, die auf den Spendenkonten der Initiative lagen. Dank der Beteiligung Edzard Reuters kam in den Medien schnell das Gerücht auf, Daimler-Benz hätte acht Millionen gespendet. Reuter dementierte das, um gleich danach den Vorwurf, Daimler würde sich nur deshalb an dem Projekt beteiligen, um sich von seiner Schuld, während des Krieges Zwangsarbeiter verpflichtet und sich an dem Programm «Vernichtung durch Arbeit» beteiligt zu

haben, reinzuwaschen. Reuter gab etwas lau zu, dass noch kein deutsches Unternehmen diesbezüglich Entschädigungen gezahlt habe, weil «die Definition von Ansprüchen» nicht geklärt sei. Darum sei von Daimler lediglich an Institutionen im In- und Ausland Geld überwiesen worden, viel Geld, wie Reuter betonte, aber nicht an Opfer oder deren Nachkommen.

Inwiefern sich der ehemalige Konzernchef unter solchen Gesichtspunkten guten Gewissens an dem Denkmal-Projekt beteiligen konnte, bleibt sein Geheimnis, doch steht er mit dieser merkwürdigen Doppelmoral in der deutschen Republik nicht allein da. Der Streit um das Denkmal verführte schliesslich die *FAZ* dazu, am 20. Mai 1994 einen diesbezüglichen Artikel folgendermassen zu titeln: «Die Untaten entzweien die Opfer». Nun also war es amtlich. Das, was als deutsches Gerangel um den Fetisch Holocaust mit entsprechenden Gewinnabsichten begann, hatte sich zu einem Zwist der Opfer entwickelt.

Leider hatten sich die Opfer – Juden, Sinti und Roma – zu diesem Irrwitz verführen lassen. Denn der Kampf ums Denkmal, der auch unterhalb der Gürtellinie ausgetragen wurde, spielte sich ja vor den Augen einer überraschten und schliesslich «moralisch entrüsteten» deutschen Öffentlichkeit ab. Juden und Sinti und Roma lieferten den Deutschen herrliche Argumente, um im Grunde alles zu bauen nur kein Holocaust-Mahnmal.

Während Ignatz Bubis seine unglückliche Haltung aufgrund seines Amtes und den daraus resultierenden Zwängen immer wieder revidierte und anpasste – denn bei aller Kritik, er wollte ja unbe-

dingt das Denkmal als Gräberersatz –, traute sich nur ein einziger Jude, mit aller Vehemenz gegen Frau Rosh anzutreten.

In einem scharfen Artikel im *Spiegel* wandte sich der Schriftsteller Rafael Seligmann gegen die Pläne der Initiative. Zu Recht verwies er auf die bereits vorhandene «Topographie des Terrors», die in und um Berlin herum existiert:

Die Wannsee-Villa, in der 1942 die «Endlösung der Judenfrage» beschlossen worden war, die Konzentrationslager Oranienburg und Sachsenhausen sowie die unterirdischen Gemäuer der Gestapo in der ehemaligen Prinz-Albrecht-Strasse, die inzwischen unter grossem Energieaufwand von Reinhard Rührup zu einer ständigen Mahnausstellung umgestaltet wurden. Und an die Adresse von Jäckel und Rosh gewandt, meinte Seligmann:

«Genug bemitleidet, identifiziert und geopfert! Genug von dieser Schmetterlingssammlerliebe, die die Juden fast ausschliesslich als Opfer begreifen will und sie so innig herzt, dass den lebenden Juden die Luft zum Atmen wegbleibt.»

* * *

Am 4. September 1992 hatte ich in der *Zeit* einen Artikel veröffentlicht, in dem ich, unter dem Eindruck der damaligen Pogromwelle gegen Ausländer und Asylanten, versuchte, meine Gefühle zu beschreiben. Hier ein kurzer Auszug:

«Die Geschichte wiederholt sich. Wie vor fünfzig Jahren fühlt man sich als Jude, als Asylant, als Ausländer plötzlich wieder

allein in diesem Land. Fassungslos sehe ich, wie sich offensichtlich kaum jemand darüber erregt, dass die Polizei und die Feuerwehr tatenlos zuschauten, als Neonazis ihre Molotow-Cocktails auf das unbewachte Asylantenheim warfen. Ist es da noch ein Wunder, dass alte Erinnerungen wach werden? Die Geschichte darf sich nicht wiederholen.»

Kurze Zeit danach kontaktierten mich die beiden Berliner Architekten Joachim von Rosenberg und Wolfgang Göschel. Sie hatten den ersten Preis in einem Wettbewerb gewonnen, der ausgeschrieben worden war, um vor dem Haus Wolfenstein in Berlin-Steglitz ein Denkmal zur Erinnerung an die deportierten Steglitzer Juden zu errichten. Das Haus Wolfenstein war 1897 von dem Textilkaufmann Moses Wolfenstein zu einer kleinen Synagoge umgebaut worden. Dort beteten die Mitglieder des Religiösen Vereins Jüdischer Glaubensgenossen in Steglitz bis zur «Reichskristallnacht» 1938. Als eine der wenigen alten Synagogen hatte das Gebäude das Dritte Reich überstanden. Doch das Gotteshaus wurde im Laufe der Nachkriegsjahre umgebaut und seiner ursprünglichen Bestimmung enthoben. Darum also jetzt ein Wettbewerb, die Wiedergutmachung in Form eines Denkmals; was konnte man mehr verlangen? Ein immer wiederkehrendes Muster im Umgang mit der Vergangenheit. Das, was wirklich hätte geschehen müssen – sei es, wie in diesem Fall, eine Synagoge zu bewahren, sei es eine würdige finanzielle Unterstützung von Opfern zu leisten, die das Luxemburger Abkommen in irgendeiner Weise nicht berücksichtigt hatte –, fand natürlich nicht statt. Stattdessen zieht man es vor, «Ersatzhandlungen» als Wiedergut-

machungs- und Reueakt einzuführen. Dann haben alle Seiten scheinbar etwas davon. Die Opfer, weil man ja ihrer gedenkt, die Täter oder Kinder der Täter, weil sie etwas für ihr schlechtes Gewissen und für ihre internationale Reputation gemacht haben. Eine typisch deutsche Rechnung, die aber leider nie so recht aufgehen will.

Die Architekten von Rosenberg und Göschel hatten den Wettbewerb mit ihrem Entwurf einer Spiegelwand gewonnen. In diese Spiegelwand sollten unter anderem alle Namen der ermordeten Steglitzer Juden eingraviert werden und auch das obige Zitat aus meinem Ze/t-Artikel. Sie hatten mir alle Unterlagen geschickt und mich um Erlaubnis gebeten, das Zitat verwenden zu dürfen. Geehrt und geschmeichelt zugleich, gab ich ihnen natürlich mein Einverständnis. Doch abgesehen von meiner Eitelkeit, die sich an der Vorstellung erfreute, bald würde mitten in Berlin eine Aussage von mir «für immer und ewig» sicht- und lesbar sein, interessierte mich die Tatsache, dass die Spiegelwand gebaut werden sollte, nur wenig.

Deutschland ist voll von Denkmälern, die in irgendeiner Form an das Dritte Reich und dessen Opfer erinnern sollen, und je weiter historische Ereignisse in der Vergangenheit angesiedelt sind, desto mehr solcher Denkmäler werden errichtet – inflationäre Auswüchse einer sehr deutschen Gedenkkultur. Auch in München steht so ein merkwürdiger Klotz an der Brienner Strasse, oder, wie es genau heisst, am «Platz der Opfer des Nationalsozialismus». In einer Art Käfig brennt dort ein Feuer als «ewiges Licht», das jedoch viele Jahre nur abends entzündet wurde, weil eine Befuerung über 24 Stunden der Stadt zu teuer war. Abgesehen von diesem netten Aperçu, interessiert mich jedoch auch dieses Denkmal herzlich wenig. Es mag daran liegen, dass es

wirklich hässlich und nichtssagend ist, doch meine Erinnerung, mein Gedenken verbindet sich nicht mit diesem Platz, sondern mit ganz anderen Schauplätzen der Geschichte, die ja in Deutschland existieren – anders als in den USA oder in Israel. Insofern ist die Frage, die in der Diskussion um die Notwendigkeit eines Holocaust-Mahnmals in Berlin immer wieder aufgeworfen wurde, durchaus berechtigt: Braucht ein Land, das den Holocaust in sich trägt, tatsächlich ein künstliches Gebilde, eine «zentrale Gedenk-mal-stätte»?

Das Bedürfnis, überall Denkmäler hinzustellen, um an die ermordeten Juden zu erinnern, ist eine deutsche Angelegenheit. Welcher Ort ist nötig, um mich an die Shoah zu erinnern? Keiner. Ich brauche nur an meine Familie zu denken, schon ist die Shoah präsent, präsenter als jedes Denkmal es jemals provozieren kann. Ich gab also den Architekten meine Einwilligung, und beide bemühten sich, mich über den Stand der Dinge, den weiteren Verlauf der Realisation des Projektes, auf dem Laufenden zu halten. Doch es kam anders, als alle Beteiligten dies dachten.

Im Dezember 1992 begann die Steglitzer CDU eine Kampagne gegen die Aufstellung der Spiegelwand. Unter anderem wollte sie das Denkmal verhindern, weil es zu gross sei und ausserdem zu teuer. Zu teuer? Der Wettbewerb war doch ausgeschrieben worden, wie kann dann plötzlich die Errichtung zu teuer sein? Nein, um die Errichtung ging es ja auch nicht, sondern um die Folgekosten: Die Herrschaften von der Steglitzer CDU befürchteten, dass angesichts der damaligen Stimmung im Lande die Spiegelwand rechtsradikale Kräfte zu Schmierereien provozieren könnte und diese jedesmal wieder beseitigt werden müssten. Und

eben diese Kosten könne die kleine Gemeinde von Steglitz nun wahrlich nicht tragen.

Was sich hinter solchen Argumenten verbarg, war – und die weiteren Argumente gegen die Spiegelwand bestätigten dies – das schlichte Bedürfnis, die Geschichte ruhen zu lassen, die Vergangenheit zu vergessen und ebenso die ermordeten Juden.

Natürlich war auch meine Aussage den Politikern von rechts bis extrem-rechts – denn selbstverständlich wollten auch Die Republikaner die Spiegelwand nicht – ein Dorn im Auge. Ich hätte die Vorgänge von damals und heute miteinander verglichen. Wörtlich sagte dazu ein Mitglied der Steglitzer Bezirksverordnetenversammlung (BW):

«Ein kleines Denkzeichen für die kleine Vereinssynagoge sollte schon sein. Allerdings ist der in die Spiegelwand eingearbeitete Text des Schriftstellers Richard Chaim Schneider... eine kollektive Beleidigung der heute lebenden Deutschen. Ausserdem läuft ‚die Wand‘ Gefahr, ständig beschmiert zu werden ...»

CDU, FDP und Die Republikaner versuchten nun in einer gemeinsamen Aktion, das ganze Projekt zu Fall zu bringen. Immerhin erreichten sie, dass die Spiegelwand nur in einer modifizierten Form und auf alle Fälle ohne meinen Text realisiert werden durfte. Im BVV-Beschluss 142 vom 16. Juni 1993 heisst es dazu unter Punkt 2:

«Ein Vergleich zwischen dem Holocaust und aktuellen Geschehnissen in Schrift- oder Bildform soll unterbleiben.»

In ihrer Not alarmierten die beiden Architekten die Presse, die auch mit entsprechender Empörung über die Affäre berichtete. Auch an mich wandten sich Joachim von Rosenberg und Wolfgang Göschel mit der Bitte, nach Berlin zu kommen und dort vor einem Gremium zu sprechen. Das allerdings konnte und wollte ich nicht und schrieb ihnen deswegen am 2. Juli 1993:

«... ich muss schon sagen, dass sich hier im Kleinen der Zustand der Gesellschaft und dieses Staates 1:1 spiegelt. Man sollte gleich noch eine zweite Spiegelwand für diesen Vorgang irgendwo aufstellen! Ich denke, es kann nicht angehen, dass ich als Verfasser dieser Zeilen und als Jude mich vor irgendeinem Gremium stelle und meine Meinung in irgendeiner Form verteidige oder, in diesem Falle, dafür eintrete, dass man ‚bitte, bitte‘ diese Passage doch auf der Spiegelwand eingraviert. ... Wenn die Verantwortlichen sich gegen den Text entscheiden, dann kann ich nur noch achselzuckend sagen: das ist euer Problem, das ist ein deutsches Problem. Seht zu, was ihr davon haben werdet. Für uns Juden, für mich besonders, ist das nicht mehr relevant ... Die Vorstellung, vor irgendeinem Gremium zu stehen und meinen Text in irgendeiner Form zu verteidigen oder Argumente zu liefern, warum er auf der Spiegelwand sein sollte, sein dürfte, sein müsste, wäre eine pervertierte Parallele zu einem alten Verhaltensmuster jüdischer Geschichte in Deutschland und Europa: Der Jude als Bittsteller vor seinem Schutzherrn.»

Auch heute, wenn ich an diesen Brief und die Folgezeit zurückdenke, bin ich von einem merkwürdigen Desinteresse. Diesen

Kampf der Architekten gegen die Borniertheit deutscher Politiker und Geschichtsverdränger – ich kannte ihn, ich kenne ihn. Es ist ein täglicher Kampf, den man als Jude auszufechten hat, sofern man in und an dieser deutschen Gesellschaft teilnehmen und teilhaben will. Ich kenne viele Juden, die sich diesem Land völlig entziehen, obwohl sie bereits 30, 40 Jahre hier leben. Sie haben sich ihr eigenes kleines Ghetto geschaffen, darüber hinaus interessiert sie nichts.

Ich kenne die Politiker aus der Steglitzer Bezirksverordnetenversammlung nicht. Über sie kann ich nur die Achseln zucken. Mir ist völlig klar, dass sie im Falle einer Realisation des Holocaust-Denkmal von Lea Rosh diejenigen sein werden, die ganz vorne mitmischen wollen, wenn die internationale Presse bei der Enthüllung des Denkmals dabei sein wird. Das ist typisch und nichts Neues.

Wütend allerdings bin ich auf Lea Rosh, auf die Selbstherrlichkeit, mit der sie sich des Schicksals der ermordeten Juden und damit auch meiner Familie bemächtigt. Ich erlaube ihr nicht, sich mit mir in das gleiche Boot setzen zu wollen! Ich erlaube ihr nicht, sich bei uns lebenden Juden anzubiedern und dann aber gleichzeitig noch Kritik aus jüdischen Kreisen arrogant und überheblich abzutun, wie sie das in der Fernsehdiskussion mit Rafael Seligmann gemacht hat, als er versuchte, ihr seinen Standpunkt in bezug auf das Holocaust-Denkmal klarzumachen.

Und ich werde ihr keinesfalls erlauben, die Namen meiner ermordeten Grosseltern, Onkel und Tanten für ihre Zwecke zu missbrauchen und sie auf den prämierten Entwurf eingravieren zu lassen, falls er jemals realisiert wird ...

* * *

Der Einwand, Deutschland habe bereits seine Gedenkstätten in Form der ehemaligen Konzentrationslager, wurde von vielen Kritikern der Rosh'schen Initiative vorgebracht. Doch sie übersahen dabei, dass mit einem ehemaligen KZ nicht soviel Staat zu machen ist wie mit einem Superdenkmal. Die KZ bergen auch heute noch zuviel von der vergangenen Realität in sich. Selbst an Stellen, die mittlerweile mehr an Lustgärten als an Vernichtungsstätten erinnern, wie etwa der Gang neben den Krematorien des KZ Dachau. Wunderbare Blumenbeete wurden gepflanzt, wo einst Menschen durch Genickschuss ermordet wurden; wo Vergissmeinnicht in den ehemaligen Blutgräben blühen – selbst da dringt das Geschehen, und sei es nur durch den irrsinnigen Kontrast, den die heute dort vorhandene Lieblichkeit darstellt, immer wieder durch.

Es wäre kein schöner Anblick, wenn Helmut Kohl in Begleitung hoher Würdenträger vor einem Krematorium, einer Baracke, einer Gaskammer ein jährliches Gedenkritual abhalten würde. Ein Denkmal aber gibt etwas her; das ist von heute, hat mit dem Holocaust gar nichts zu tun. Und gleichzeitig profitieren alle davon: die Juden, weil man ihrer so pompös gedenkt; die deutschen «Gutmenschen», die sich so aufopfernd dafür eingesetzt haben, das Denkmal Wirklichkeit werden zu lassen, weil sie sich in ihrer Anstrengung bestätigt sehen; Lea Rosh sowieso und eben auch die Politiker, die in der Weltöffentlichkeit gut dastehen werden, und die auf Exporte angewiesene deutsche Wirtschaft, die somit auch weiterhin lukrative Aufträge erhält.

Das Shoah-Business blüht. Während die KZ-Gedenkstätten in

ganz Deutschland über finanzielle Engpässe klagen, während Ravensbrück oder Sachsenhausen oder Dachau die historischen Einrichtungen, aber auch Bibliotheken und Archive mit Originaldokumenten kaum bewahren können, während die echten Schauplätze der Nazi-Greuel buchstäblich vergammeln, sind Bund und Länder in der Lage, für ein Denkmal acht Millionen Mark aufzubringen. Was für ein gelungenes kaufmännisches Denken. Diese Investition soll sich auf alle Fälle bezahlt machen.

Um sich schon mal auf ihre ganz grosse Aufgabe angemessen vorzubereiten, versuchte Lea Rosh «auf die schnelle» ein kleines Holocaust-Mahnmal in Hannover, ihrer Wirkungsstätte als NDR-Hörfunkchefin, durchzupfeitschen. Gegen die Einwände der örtlichen jüdischen Gemeinde gelang ihr der Coup. In Interviews gab die Jeanne d'Arc der Mahnmale darüber gerne ihrer Zufriedenheit Ausdruck und stilisierte sich dabei auch noch zur Therapeutin der Nation:

«Dieses Denkmal wird sehr angenommen. Es gab die gleichen Diskussionen wie hier [in Berlin], die ewigen Besserwisser, aber jetzt, wo es seit letztem Oktober steht, gibt es eine sogar für mich selbst überraschende Resonanz. Die Alten gehen rauf und machen ein betroffenes Gesicht, zu Recht, die haben ja auch alle geschwiegen damals, haben ihre jüdischen Bürgerinnen und Bürger nicht geschützt, sondern haben sie ziehen lassen. Und die Jungen, da hörte ich neulich, wie ein junges Mädchen zu ihrem Freund sagte: ‚Mein Gott, guck mal, so viele.‘ Und er sagte: ‚Und das Schlimme ist. Niemand hat ihnen geholfen.‘»

Was für Lea Rosh rührend sein mochte und Bestätigung für ihre Aktivität, ist, wenn man die Reaktionen der Alten und der beiden Jungen als symptomatisch für den Zustand in Deutschland sehen will, doch eher erschreckend. Wozu Holocaust-Mahnmale, wenn Wissen und Bewusstsein der Bevölkerung so gering sind? Müsste man nicht woanders ansetzen, um die Erinnerung zu mobilisieren? Müssten die öffentlichen Gelder nicht anderswo eingesetzt werden? Doch solche Aktivitäten hätten den immensen Nachteil, dass sie nicht aufsehenerregend sind, dass man sie nicht herzeigen kann. Sie sind zu klein, zu wenig spektakulär, man kann nichts verdienen an ihnen, weder Geld noch Ehre. Und dafür ist der Holocaust schliesslich da. Nicht nur für Lea Rosh.

20. Januar 1995: An diesem Tag wollte die Jury über 528 Entwürfe eines Denkmals für die von den Deutschen ermordeten Juden Europas entscheiden. Ein geschichtsträchtiges Datum, war die «Endlösung der Judenfrage» doch an einem 20. Januar beschlossen worden.

Die allgemeine Stimmung sprach für das Denkmal: Helmut Kohl hatte persönlich das vorgesehene Grundstück ausgesucht; die Kritik aus dem Ausland gegenüber dem wiedervereinten Deutschland war nach den Morden an Ausländern und den neuerlichen Schändungen jüdischer Friedhöfe noch nicht ganz verklungen; das Washingtoner Holocaust-Museum hatte nach seiner Eröffnung weltweit Begeisterung ob seiner Konzeption ausgelöst – nur nicht in Deutschland. Da konnte und musste Deutschland endlich ein Zeichen setzen. Dass dies auf der politischen Ebene

nicht ohne antisemitischen Skandal geschehen konnte, versteht sich fast von selbst. Der Berliner Landesvorstand der Jungen Union hatte sich hinter seinen Landesgeschäftsführer Thorsten Dorn gestellt, der sich gegen ein «Juden-Denkmal» ausgesprochen hatte. Gleichzeitig wurde ein Beschluss des Landesausschusses der Jungen Union bestätigt, der sich gegen die Errichtung einer Holocaust-Gedenkstätte richtete. In einer ersten Schreckreaktion reagierten Teile der CDU nervös und hektisch; sie versuchten alles, um diesen peinlichen Vorfall irgendwie zu bereinigen. Reflexartig hatte sich Michael Hahn, der stellvertretende JU-Bundesvorsitzende, bei Jerzy Kanal, dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde in Berlin, entschuldigt. Etwa zur gleichen Zeit musste sich die CDU in Berlin mit einem weiteren Skandal herumschlagen. Tim Warenholz, ebenfalls ein JU-Mitglied, hatte im Zusammenhang mit den Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag der Befreiung des Vernichtungslagers Auschwitz von «Auschwitz-Festwochen» gesprochen. Daraufhin stellte die Charlottenburger CDU einen Antrag auf Parteiausschluss. Obwohl Tim Warenholz seinen Spruch von den Auschwitz-Festwochen sicher mit einem antijüdischen Tenor behaftet hatte, hat er vielleicht doch, sofern ihm soviel Reflexion zuzutrauen ist, etwas gespürt, was natürlich ganz richtig ist: der falsche Trubel um den Holocaust, der Werbe- und Gewinneffekt...

Die Jury tagte. Und es wäre auch zu einfach gewesen, wenn die Jury es tatsächlich geschafft hätte, zu einem eindeutigen Urteil zu gelangen, einen Gewinner auszuwählen und damit die Sache so richtig ins Rollen zu bringen. Aber nein, den Gefallen konnten

Lea Rosh und Walter Jens als Jury vorsitzender der Öffentlichkeit, der Bundesrepublik, den «Opfern» nicht tun. Man wollte sich nicht auf einen ersten Preisträger einigen. Also entschied man sich für zwei und fand obendrein einige Begründungen, die die ganze Angelegenheit immer fragwürdiger, skandalöser und peinlicher machten. Einer der siegreichen Wettbewerbsentwürfe, von Christine Jakob-Marks, sah eine gigantische, schräggestellte Grabplatte vor, hundert mal hundert Meter gross, auf der nach und nach die Namen aller ermordeten Juden eingraviert werden sollten. Hunderttausend sofort, die restlichen 4,5 Millionen Namen, die man angeblich in Yad Vashem gesammelt hatte, nach und nach. Und zwar in der Weise, dass jeder deutsche Bürger sich einen Juden «kaufen» sollte. Erst dann konnte er eingraviert werden. Die Kritiker sprachen, wahrlich nicht zu Unrecht, von einem obszönen christlichen Ablasshandel. Ganz abgesehen davon, dass sich bei diesem Plan niemand Gedanken darüber gemacht hatte, was denn geschehen solle, falls sich nicht 4,6 Millionen deutsche «Paten» finden liessen.

Ausserdem sah der Entwurf vor, dass auf dieser Grabplatte auch noch achtzehn Monolithe aus Massada, der antiken Festung am Toten Meer, aufgestellt werden sollten. Achtzehn nicht etwa, weil diese Zahl im Judentum als Symbol für das Leben steht, sondern weil die ermordeten Juden aus achtzehn europäischen Ländern stammten. Warum diese Monolithe aber aus Massada sein sollten, wusste niemand so recht. Denn 73 v. Z. brachten sich die jüdischen Zeloten, die sich drei Jahre lang auf der Festung Mas-

sada erfolgreich gegen die Römer gewehrt hatten, in der Nacht vor der Eroberung eigenhändig um, um nicht als Sklaven weiterleben zu müssen. Selbstmord also – und Monolithe von Massada sollen für die Ermordung der Juden durch die Nazis stehen? Das hiesse also: Eigentlich haben sich die Juden selbst umgebracht, oder, nach altem antisemitischen Klischee: Sie sind selbst schuld, dass man sie verfolgt? Ein ähnlicher Gedanke wie er wohl Gräfin Dönhoffs Äusserung in Sachen Goldhagen zugrunde lag...

Lea Rosh verwarf die Skepsis angesichts solcher Assoziationen mit Grandezza. Ob ermordet oder Selbstmord, alles egal:

«Es hat schon seinen Sinn, zu sagen, man holt die aus Massada ... Aber ich muss da keinen überzeugen, entweder sie werden aus Massada geholt oder aus den 18 Ländern, das ist nicht so eine entscheidende Frage.

Der Entwurf drückt beides aus.»

Der zweite «erste Preis», also der andere prämierte Entwurf, stammte von dem Künstler Simon Ungers, der eine Trägerkonstruktion vorsah, 85 mal 85 Meter, in der die Namen aller Konzentrationslager so eingearbeitet sein sollten, dass durch die Sonneneinwirkung die Namen auf dem Strassenbelag als Schattenrisse abgebildet würden.

Walter Jens gab zu der doppelten Entscheidung der Jury reichlich obskure Begründungen: Viele Konzepte, die eingereicht worden waren, seien viel zu teuer gewesen, andere hätten die Umgebung zerstört! Als ob Geld, wenn man das Projekt *Holocaust-Mahn-*

mal in seiner Bedeutung wirklich ernst nehmen würde, eine Rolle spielen dürfte. Als ob man etwas anderes von einem adäquaten Denkmal zu diesem Thema erwarten könnte, als dass es die Umgebung – lediglich ästhetisch – zerstört. Zum Entwurf und den Plänen von Jakob-Marks erklärte Jens ganz zuversichtlich, dass die allmähliche Namenseinsetzung der Opfer das Ganze zu einem «work in progress» machen würde, und er sähe schon begeistert, wie die Besucher dieser gigantischen Grabplatte gedankenvoll auf- und abgingen. Dass ihm diese bildhafte Vorstellung nicht Schauer über den Rücken jagte, ist verwunderlich; dass sich solche Vorstellungen von der Bewältigung der Vergangenheit in Deutschland breitmachen, leider nicht.

Und um die Situation vollends zu verwirren, verwies die Jury obendrein noch auf die enorme «Gegensätzlichkeit» der Entwürfe. Als ob sie wirklich keine Ahnung gehabt hätte, was sie nun eigentlich gewollt hatte.

* * *

Was im Anschluss an diese «Entscheidung» begann, ist die wahre Lust am Fetisch Holocaust. Nun begann die Diskussion um die Ästhetik eines Holocaust-Denkmal.

Bereits die Bezeichnung bereitete Kopfzerbrechen: Ist das Ganze nun ein Denkmal oder ein Mahnmal oder eine Gedenkstätte? Ist so ein Denkmal überhaupt in der Lage, den Holocaust adäquat darzustellen? Viele verneinten diese Frage und begründeten sie mit dem Hinweis auf die Monstrosität des geschichtlichen Ereignisses, die von der Kunst nicht umgesetzt werden kann. Ein Ho-

locaust-Denkmal verlange nach einem Symbol für das Geschehen, doch gerade das könne die moderne, abstrakte Kunst nicht mehr liefern.

«Was in diesen Hohlräumen der Zivilisation geschah, kann nicht mit Mitteln einer Kunst dargestellt werden, die ihre Wurzeln außerhalb dieser Hohlräume hat», stellte der jüdische Architekt Salomon Korn fest, der Mitglied der Jury war. Aufgrund seiner ästhetischen Vorstellungen war er ein entschiedener Gegner des Grabplatten-Entwurfes. Er bemühte in seinem Widerstand gegen die Denkmals-Vorschläge Michelangelo und stellte sich die zunächst komische, dann aber durchaus einsichtige Frage, was wohl geschehen würde, wenn ein Künstler vom Range eines Michelangelo tatsächlich ein Mahnmal erschaffen würde, das den ganzen Schrecken, das Entsetzen, den Wahnsinn des Holocaust einfangen könnte. Und er kam zu dem Schluss:

«Dies käme einer Erlösung von dunklen Bildern, Ahnungen und Ängsten nahe, die allesamt durch ein solches Mahnmal festumrissene Gestalt erhielten und damit in ihm gebunden, wenn nicht gar gebannt wären.»

Ein klares und einsichtiges Votum gegen jegliche Form von Denkmal! Und schon gar gegen Denkmäler, die solch gigantische Ausmasse annehmen wie die siegreichen Entwürfe.

Als ob die Monumentalität eines Kunstwerks bereits eine ästhetische Lösung für die Darstellbarkeit der Monstrosität des Holocaust bedeute und nicht eher eine Selbstbespiegelung der Kunst.

Das Kunstwerk feiert sich selbst – was aber hat das noch mit dem Holocaust zu tun?

Auch der Wiener Künstler Alfred Hrdlicka, der für seine Heimatstadt ein heissumstrittenes Denkmal zur Judenverfolgung geschaffen hatte (es zeigt einen Juden, der mit seiner Zahnbürste die Strasse putzt – eine Aktion, die 1938 in Wien zuhauf gesehen werden konnte, da die Nazis sich diesen «Spas» gerne und wiederholt «gönnten»), meldete sich in der Auseinandersetzung um das Berliner Denkmal zu Wort und stellte lapidar fest: «Was kann schon der Wirklichkeit gerecht werden? Nichts.»

Hrdlicka, der sich mit dem Auftrag der Stadt Wien eine schöne Summe Geld, Renommee und Publicity verschaffen konnte, wünschte Jahre später in einer öffentlichen Auseinandersetzung, als er vom Holocaust bereits profitiert hatte, dem Liedermacher Wolf Biermann die Nürnberger Rassegesetze an den Hals ...

Wenige Monate nach der unglücklichen «Entscheidung» der Jury wurden die 528 Entwürfe ausgestellt und damit der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. In diesem Zusammenhang gelang es Walter Jens, dem Rhetorik-Professor, verbal in ein bezeichnendes Fettnäpfchen zu treten, als er tatsächlich und ernsthaft verkündete, dass es sich bei diesem Denkmal um ein Denkmal handle, «das die Gemeinschaft der Toten lebendig macht». Schwer zu verstehen, doch im Angesicht der Entwürfe vielleicht schon fast wieder nachvollziehbar, dieser verdrehte Umgang mit dem Thema. Henryk M. Broder kommentierte im *Spiegel* mit nahezu überlebensnotwendiger Ironie:

«Die über 500 Zeichnungen und Modelle ... sind ein Steinbruch für Völkerkundler, Psychologen und Verhaltensforscher. Vertreter dieser Disziplinen können sich nun ein Bild über den Zustand einer verwirrten Nation machen, die den Opfern ihrer Geschichte ein Mahnmal setzen will, um mit sich selbst ins reine zu kommen.»

Und Broder zählte die obskuren Objekte auf:

«Ein bahnhofsartiges ‚Begegnungsplateau‘ über einer ‚Versammlungs- und Gedenkebene‘; ein 18 Meter hoher schwarzer Stahlofen, der ‚Tag und Nacht gefeuert‘ wird; ein 40 Meter hoher Turm in Form eines Sechsecks von 32 Meter Durchmesser (‚Dieser Raum ist Gefäß für das Blut der 6 Millionen ermordeten Juden ...‘); eine ‚Leerstelle‘ von 80 Meter Länge, 60 Meter Breite und 50 Meter Tiefe. Diese Supergrube würde über 100 Millionen Mark kosten. ‚Es sind Massnahmen erforderlich, die nicht in einem auf 15 Millionen Mark begrenzten Finanzrahmen zu realisieren sind‘, heisst es in der Objektbeschreibung in einer Sprache, die seltsam vertraut klingt, ‚15 Millionen Mark sind gerade 2,50 Mark pro Ermordeten, wenn man allein der Opfer des Holocaust gedenkt ...‘... Die Gruppe ‚Denkmal und Platz für Trauerarbeit‘ hat einen Davidstern von 120 Meter Durchmesser entworfen, der in einem runden Wasserbecken schwimmt und auf dessen ‚begehbarer Oberfläche symbolische Strukturen aufgestellt‘ wurden, unter anderem ein gespaltenes Herz. Im Untergeschoss befinden sich drei ‚Trauerarbeitsplätze‘ für Ausstellungen, multikulturelle Ereignis-

se und multimediale Vorführungen. Das Denkmal sieht wie eine gigantische Bonbonniere aus und soll im Falle der Realisierung 33 Millionen Mark kosten.

Beinahe noch origineller ist das einem Riesenrad nachgebaute Mahnmal, an dem statt Gondeln 16 Güterwaggons hängen. ‚Es bewegt sich bewusst provokativ im Spannungsfeld zwischen Hoffen und Hoffnungslosigkeit, zwischen Volksfest und Volksvernichtung.‘»

Und so weiter und so fort. Selbst eine Rekonstruktion des Salomonischen Tempels war unter den Entwürfen zu finden. Wer diese bizarre Ausstellung mit eigenen Augen gesehen hatte, wusste wahrlich nicht, ob er mit einem lachenden oder einem weinenden Auge den seelischen Zustand dieser Republik betrachten sollte. Immer hektischer wurde die Debatte um die künstlerische Darstellbarkeit des Holocaust, immer häufiger kamen die Kritiker des Unternehmens und besonders des Entwurfes von Jakob-Marks zu zwei Schlussfolgerungen: zum einen, dass die Ausmasse eines Denkmals nichts mit der Darstellbarkeit des Schreckens zu tun haben, zum zweiten, dass die Errichtung des Holocaust-Denkmal «Zeichen einer Annahme der Vergangenheit wie zugleich das Dokument der allmählichen Distanzierung» sein werde.

Wahre Worte, kluge Gedanken, richtige Kritik, ernstzunehmende Problematisierung. Aber warum das alles erst nach der Ausschreibung und der Festsetzung der Gewinner? Warum waren Lea Rosh und ihre Mitarbeiter nicht in der Lage, die ernststen Fragen und Probleme angesichts eines solch schwierigen Unterneh-

mens vorher zu debattieren und in aller Öffentlichkeit auszutragen, damit sich dadurch auch für die Teilnehmer des Wettbewerbs mehr Transparenz in der Zielabsicht und vor allem grössere Klarheit im Vorfeld der künstlerischen Umsetzung gewinnen liesse? Warum zog man nicht einen Mann wie James Young zu Rate, dem internationalen Spezialisten für Holocaust-Denkmäler, der schon lange vor der Berliner Initiative darauf hingewiesen hatte, dass einem solchen Projekt ein extensiver Diskussionsprozess vorangehen müsse und solle. Eine Art «work in process» wäre anzustreben, an dem auch die folgenden Generationen teilhaben sollten. Wurde Young nicht einbezogen, weil die Eitelkeit zu gross war? Ging es um die Zurschaustellung eigener Fähigkeiten, Macht und gutem Willen?

Ausgerechnet ein Jude hatte in der Auseinandersetzung Wesentliches zu sagen, doch seine Stimme war zu leise, sie war zu sehr dem Ereignis der Shoah angemessen und nicht dem lauten, grellen Spektakel um das Berliner Denkmal. Amnon Barzel, Direktor des Jüdischen Museums in Berlin, stellte unmissverständlich und lapidar fest, dass jegliche Diskussion um Ästhetik oder Kunst unsinnig sei: «Der Holocaust kann kein Gegenstand von künstlerischem ‚Erfolg‘ sein.» Sein Gestaltungsvorschlag für die 20'000 Quadratmeter Grundstück ist so simpel wie überzeugend und einleuchtend:

«Es wäre deshalb besser, das Areal des Mahnmals frei zu lassen als einen Platz zum Nachdenken, und nur einen Stein auf-

zustellen, der zur Erinnerung auffordert... Der Holocaust muss in den Köpfen und Herzen der Menschen leben.»

Doch wer scherte sich schon um diesen Vorschlag, angesichts dessen, dass der oberste Jude der Bundesrepublik, Ignatz Bubis, ebenfalls für ein Mahnmal war ...

* * *

Die Stunden, die Erni im plombierten Wagen mitmachte, wurden von einer Menge seiner Zeitgenossen durchlebt. Als die vierte Nacht auf das Chaos der wirr durcheinanderliegenden Körper fiel – eine polnische Nacht, die sich mit ihrem ganzen finsternen, eisigen Gewicht auf die niedergeschmetteten Seelen legte, einem phantastischen Wesen gleich, gegen das manche Erwachsene noch ankämpften, indem sie in ihre hohlen Hände hauchten oder ein vom Erfrieren bedrohtes Glied rieben –, da drang keine Klage, kein Protest, kein Schmerzensschrei mehr aus dem halb-offenen Munde der Kinder. Selbst die Sanftheit vermochte nicht mehr, sie zum Sprechen zu bringen. Sie starrten nur noch mit einem ausdruckslosen Blick vor sich hin, und manchmal kratzten die mit den Körpern der Erwachsenen Verschlungenen sie aufs Geratewohl mit ihren empfindungslosen Fingern, wie kleine Tiere, nicht um der Welt ihr Dasein in Erinnerung zu rufen, sondern eher unter der Wirkung eines aus der noch lauen Tiefe ihrer Leiber hervorkommenden Krampfes, aus einer Art herabgesetzten Pulsschlags heraus, der das Kreisen des Blutes in ihren Adern verlängerte, unter der Macht eines vagen Lebensstroms, der in den Leibern weiterfloss, die von der erloschenen Seele verlassen,

aber von Gott nicht getröstet waren. Reglos an die Bretterwand gelehnt, wagte Erni nicht nachzuprüfen, ob der Kopf der auf seiner Schulter eingeschlafenen Golda noch einen Lebenshauch zeigte, oder ob nicht das still aus ihr entflohen war, was sie trotz allen körperlichen Grauens zum Gegenstand seiner Liebe machte. Doch seit Langem schon konnte er nicht die geringste Bewegung mehr machen, denn nur der obere Teil seines Rumpfes ragte über die Anhäufung kleiner Leiber heraus, die sich an ihn klammerten und ihn, übereinander kletternd, allmählich eingeschlossen hatten; von der Erinnerung an seine Worte angezogen, hatten sie sich dann so, wie sie jetzt lagen, niedergelassen, als eine Welle kalter Menschenleiber, die auf der Höhe seines Oberkörpers erstarrt war und ihn mit einem Netz flacher oder tief in sein Fleisch gegrabener Hände umschloss. Da er dachte, eines von den Kindern könne ihn vielleicht hören, erweckte Erni von Zeit zu Zeit sanfte, fröhliche Worte im Eispalast seines Gehirns; aber all seinen Bemühungen zum Trotz gelang es den Worten nicht mehr, durch die versiegelte Pforte seines Mundes zu dringen.

Die Lokomotive pffiff, ächzte, blieb gleichsam widerwillig stehen. Ein gespenstischer Schauer durchlief den Wagen. Aber kaum wurde das erste Hundegebell laut, da übertrug das elektrisierende Fluidum des Schreckens sich nach und nach auf alle liegenden Gestalten. Verblüfft begann Erni, sich ebenfalls zu rühren und Golda hochzuziehen, die plötzlich aus ihrer Lethargie gerissen wurde, während die überlebenden Kinder rings um Erni so laut zu brüllen begannen, wie es ihnen ihr vergifteter Atem erlaubte, und ihn in einen Dunstkreis verwesender Leiber ein-

schlossen. Draussen zerstückelten bereits Zangen die im Bahnhof von Drancy angelegten Plomben, und durch die zur Seite gleitenden Türen drangen zugleich mit einem blendenden Lichtstrom die ersten Gestalten der Totenkopf-SS in den Wagen, die, eine Peitsche oder einen Knüppel in der Hand und grosse schwarze Hunde an bis zum Zerreißen gespannten Leinen, mit ihren glänzenden Stiefeln durch die stürmische Flut der Deportierten schritten und sie auf den Bahnsteig überborden liessen. Dies geschah mit grossem Aufwand an Gebrüll und Gewalttätigkeiten, welche selbst die Erschöpftesten aufrüttelten und sie plötzlich wie eine Tierherde in Bewegung setzten, wobei sie sich untereinander stiessen und verletzten. Im Morgengrauen schienen die Bahnsteige unter der elektrischen Beleuchtung unwirklich, und der Scheinbahnhof mündete in einen seltsamen Platz, der von einer Baracke und einer Kette SS-Leuten mit Hunden umgrenzt war, deren Formen sich im schwindenden Nebel unscharf abzeichneten. Erni wusste nicht, wie er, Golda und ein Kleines an seinem Arm, ebenfalls dazu kam, inmitten der verzweifelten Aufregung der Überlebenden, von denen viele unsinnigerweise Koffer oder Pakete schleppten, den Bahnsteig entlang zu rennen. Vor ihnen fiel eine Deportierte in ihren aufgegangenen Koffer, wobei ihre Röcke bis zur Körpermitte hochschlugen. Sogleich stellte sich ein Deutscher mit einem der bellenden wilden Tiere an der Leine neben sie hin, und sich offensichtlich an den Hund wendend, schrie er vor den erschrockenen Augen der stehengebliebenen Gruppe: «Mensch, zerfleische diesen Hund!» Unter den lauten Schreien der Unglücklichen fing Erni an zu rennen, ohne etwas anderes mehr

wahrzunehmen als das Knistern seines brennenden Gehirns und den Druck der Hand Goldas und der des Kindes, wobei er sich plötzlich fragte, ob dieser kleine, dünne Schrei von einem Mädchen oder einem Jungen stamme ...

* * *

Während in Deutschland weiterhin darüber diskutiert wurde, ob und wie der Erhalt der KZ-Gedenkstätten zu gewährleisten sei, fiel in Berlin die Entscheidung: Christine Jakob-Marks Grabplatten-Entwurf sollte gebaut werden, allerdings, wie der Berliner Bausenator betonte, in einer «entdramatisierten» Form. Die Schräge der Platte sollte nicht mehr auf elf, sondern nur auf sieben Meter ansteigen; auch der «Ablasshandel» sollte entfallen; ebenso sollte auf die achtzehn Steine aus Massada verzichtet werden. Statt dessen sollten alle 4,5 Millionen Namen sofort eingraviert werden. Diese Veränderungen, vor allem die Entscheidung, alle Namen auf einmal eingravieren zu lassen, würden allerdings dazu führen, dass sich die Kosten des Denkmals von ursprünglich 15 Millionen DM auf 30 Millionen DM verdoppeln. Dieser Entschluss fiel in einer Zeit, in der die Bundesrepublik in wachsende Wirtschaftsnöte geriet, in der immer noch zahlreiche Opfer des NS-Regimes vergeblich um Wiedergutmachungszahlungen bei der Regierung in Bonn anklopften, in der immer mehr Juden in der Öffentlichkeit ihre Zweifel und Widerstände gegen das geplante Projekt äusserten.

Einerlei, die Verantwortlichen wollten endlich ihr Denkmal haben. Und Ignatz Bubis war schliesslich zufrieden, nachdem sich

die Idee des «Ablasshandels» als «Missverständnis» herausgestellt hatte, wie Lea Rosh betonte. Wie allerdings ihr Förderkreis die erforderliche Hälfte der Gesamtsumme – nach der neuen Rechnung immerhin 15 Millionen DM – zusammentragen sollte, war weiterhin unklar, da bis Juni 1995 auf den Konten des Förderkreises gerade mal 300'000 DM eingezahlt worden waren. Sollte diese Summe der Stimmung in der Bevölkerung nicht wesentlich deutlicher entsprechen als ein Denkmal? Konnte, ja durfte das denn möglich sein, dass die Deutschen gar kein Denkmal für den Holocaust haben wollten ...?

Keiner wollte sich ernsthafte Gedanken darüber machen. Das Geld werde schon irgendwie fließen, schliesslich habe man noch genügend Zeit bis zur Realisation des Projektes. Warum kam Lea Rosh nie auf die Idee, Geld für die Opfer zu sammeln, die im Jahre 1995 in Not waren oder an den Folgen der Konzentrationslagerhaft in psychischer oder physischer Hinsicht litten?

Juli 1995: Endlich war es da, das erlösende Machtwort, das dem monatelangen Hickhack ein Ende bereitete. Bundeskanzler Kohl meldete sich zu Wort: Er war gegen das Denkmal. Zu gross, zu teuer sei es, man habe weiteren Diskussionsbedarf. Im Klartext: Das Denkmal solle gebaut werden, aber wann und wie – das müsse noch einmal aufs Neue durch- und besprochen werden. Kohl wollte «einen breiten Konsens aller Beteiligten erreichen». Wie schön, aber warum war ihm dieser Konsens bei der Neuen Wache nicht so wichtig gewesen? Warum interessierte ihn die Kritik nicht, als er sich entschieden hatte, die Kollwitz-Plastik

um das Zwanzigfache zu vergrössern und diese «Kranzabwurfstelle» allen Opfern der Kriege zu weihen?

* * *

Die Wut, die mich jedesmal packt, wenn Juden in Deutschland öffentlich Kritik üben und von der deutschen Öffentlichkeit immer wieder als «Störenfriede» und «Nörgler» abqualifiziert werden, wechselt sich mit einem blasierten Gefühl von Überlegenheit und Arroganz ab. Die können uns mal ... denke ich dann, gehe innerlich auf grösste Distanz, bin schon gar nicht mehr da, und spüre oder glaube das Gefühl zu spüren, das Juden schon seit Tausenden von Jahren kennen: die völlige Isolation von ihrer Umwelt. Ich frage mich dann, wieso es eigentlich so schwer ist für «die anderen», sich in unsere Lage zu versetzen und zumindest zu verstehen, wenn schon nicht zu erfüllen, was in uns als Gruppe und als Individuen vor sich geht. Als Bundeskanzler Helmut Kohl 1985 vor SS-Gräbern in Bitburg höchst theatralisch die Aussöhnung mit den USA zelebrierte – wieso blieb da der Aufschrei in Deutschland so verhalten? Stelle ich mir diese Frage wirklich? Erwarte ich tatsächlich eine Antwort, die doch eigentlich auf der Hand liegt?

Manchmal verzweifle ich an dieser «Heimat», die doch auch die meine ist. Ich kann nicht begreifen, ich will nicht begreifen, dass dieses Land an vielen Ecken und Enden so tumb ist. Was für ein lärmendes Getöse um das Holocaust-Denkmal, meine Güte, wieviel Lärm um nichts. Und damals, im November 1993? War da was? Als Helmut Kohl *seine* Neue Wache als Zentrale Gedenkstätte einweihen durfte? Als er ein Kunstwerk vergewaltigte, indem er es zum «Blow-up» verkommen liess, als er darauf be-

stand, diese unverschämte Inschrift «Den Opfern von Krieg und Gewaltherrschaft» bestehen zu lassen. Alle Grenzen, alle Unterschiede zwischen Tätern und Opfern wollte er beiseite wischen. Was er in Bitburg begonnen hatte, setzte er nun fort. Die Pietà – dieses christliche Symbol. Der tote Sohn als Erlöser – wie sollten wir Juden uns damit identifizieren? Was für eine Ohrfeige. Und erst auf das lahme Betreiben von Ignatz Bubis-immer wieder Bubis-wurden dann etwas lau in der Neuen Wache zwei Zusatztafeln angebracht; auf der einen werden die Opfergruppen der Nazis genannt. Bubis war's zufrieden und erschien dann brav neben seinem Kanzler zur Einweihung. Jerzy Kanal, Präsident der Berliner Jüdischen Gemeinde, blieb konsequent: Er kam nicht, protestierte. Zu Recht.

„Hör auf mit dieser Appeasement-Politik, Ignatz!“, möchte ich Bubis so gerne zurufen. „Kapiert Du nicht, dass Du nur noch der Alibi-Jude bist? Brauchst Du das so sehr? Haben die Nazis Dich so sehr zum Untermenschen gemacht, dass Du jetzt rehabilitiert werden möchtest? Aber Du stehst ja nicht alleine da. Michael Wolffsohn ist ja auch der Alibi-Jude der CDU/CSU. Er schreibt sogar Reden für den Kanzler. Und er ist ein deutsch-jüdischer Patriot, um Himmels willen, ein Patriot! Was für eine überholte Vokabel!“ Aber warum gucke ich denn nur in die rechte Ecke? Ist es denn bei den Linken soviel anders? Inwiefern ist Henryk M. Broder nicht der Alibi-Jude eines Nachrichtenmagazins, in dem dessen Herausgeber Augstein sich so gerne zu antijüdischen Kommentaren aufschwingt? Und inwiefern ist nicht Micha Brumlik ein Alibi-Jude für die Grünen und inwiefern ist nicht die Reporterin Anna-Patricia Kahn von *Focus* die Alibi-Jüdin für eine Zeitschrift, in der schon mal eine leicht bis deutlich rechte Meinung vertreten wird ...

Und inwiefern bin ich nicht auch ein Alibi-Jude für alle möglichen Gruppen, die an meiner Person und an meinem Denken kein Interesse haben, sondern mich für ihre Zwecke brauchen? Bin ich paranoid? Sehe ich alles nur schwarz und weiss? Oder ist da nicht doch auch ein Kern Wahrheit darin enthalten?

Aber andersherum gefragt: Wenn wir zumindest glauben, dass wir als Alibi-Juden benutzt werden, warum machen wir das mit? Warum spielen wir dann das Spiel der anderen? Oder ist es auch unser Spiel? Ein deutsch-jüdisches Spiel? Sind wir gegenseitig in Abhängigkeiten verstrickt und profitieren auch noch davon? Kann ich es als Jude in Deutschland überhaupt verhindern, für irgend jemanden ein Alibi-Jude zu sein, wenn ich mich öffentlich äussere? Ich kenne jüdische Journalisten, die das für sich vollends verneinen, die sich nicht als Alibi-Juden sehen, die gar nicht erst in die Nähe einer solchen Vorstellung kommen wollen und deshalb alles tun, um dies zu verhindern. Jüdische Journalisten, die über alles berichten, nur nicht über irgend etwas, was im weitesten Sinne mit Judentum zu tun hat, die sich lieber über die politische Situation in Zaire auslassen als über den Nahen Osten, die lieber über die Atommüll-Skandale berichten als über antijüdische Sprüche eines ostdeutschen CDU-Abgeordneten. Sind sie zu kritisieren? Darf ein Jude sich nicht auch für andere Dinge interessieren? Doch diese Frage geht am Kern des Problems vorbei. Es ist ja nicht das Interesse für andere Themen, das so eigenartig ist, sondern das krampfhaft Vermeiden jüdischer Themen, das bezeichnend ist für die Situation in Deutschland.

Warum muss ein Ignatz Bubis an der Einweihung dieser politisch und historisch so verlogenen Zentralen Gedenkstätte teilneh-

men? Warum muss er der Bundesrepublik zu einer Reputation verhelfen, die auf Lügen und Verdrängung baut?

Wo ist unsere Lüge? Ist nicht die jüdische Existenz in Nachkriegsdeutschland als Ganzes eine Lüge, ein Leben mit und durch den Fetisch Holocaust? Ist der Missbrauch des Holocaust für eigene politische Interessen lediglich ein nichtjüdisches, deutsches Problem? Wir tun das doch auch, oder nicht? Wie viele Jahre spielten die Gemeinden mit dem schlechten Gewissen der deutschen Öffentlichkeit? Ein seliges Geben und Nehmen, ein wechselseitiger Nutzeffekt – darum ging es doch eigentlich.

Die wahrscheinlich verlogenste Veranstaltung in diesem Sinne sind die «Wochen der Brüderlichkeit». Wir zelebrieren gemeinsam die Wiederauferstehung aus der Asche der Krematorien. Wir Juden in Deutschland sind zu Platzhaltern für die sechs Millionen geworden, ob wir das wollen oder nicht. Irgendwann begannen wir bereitwillig mitzuspielen. Wir sind die Klagemauer der Deutschen, der Beichtstuhl des sündig gewordenen Volkes, das in der Weltmeinung gut dazustehen meint, wenn es sich mit uns ganz besonders gutstellt.

Als der Wiener Jude Peter Sichrovsky vor Kurzem in die vom Populisten Jörg Haider geführte rechtslastige Partei Die Freiheitlichen eingetreten ist, um Abgeordneter des Europäischen Parlaments zu werden, da gab es einen irrsinnigen Aufschrei von Juden und Nichtjuden. Als dann Sichrovsky in einem Interview auch noch zugab, dass er in diese Partei eingetreten sei, weil die anderen «ihm kein Angebot» gemacht hätten, war der Skandal perfekt: Nicht nur, dass dieser Jude völlig übergeschnappt ist und sich einen Parteivorsitzenden gewählt hat, der Hitler eigentlich

für einen ganz tüchtigen Burschen hält, nein, jetzt hat er sich auch noch als Opportunist erwiesen. Hätten ihm die anderen Parteien doch nur ein Angebot gemacht! Als ob man seine Gesinnung wie sein Hemd wechseln könne! Kann man nicht? Ist die Beliebtheit der Gesinnung als Jude in Deutschland nicht zweitrangig, wenn man sich in das Parteiengewühl hineinbegibt? Warum wollen Juden in deutschen Parteien reüssieren? Um im Dienste ihres Vaterlandes zu stehen? Um für sich den grösstmöglichen Gewinn herauszuschlagen? Ein Jude, egal in welcher Partei, beginnt zunächst immer mit dem Bonus der allgemeinen Aufmerksamkeit. Hans Müller wird als neues Parteimitglied natürlich nicht wahrgenommen, aber Moische Mendel schon. Er ist willkommen, dieser Jude, ganz besonders willkommen, ganz ausserordentlich willkommen. Diese Adverbien kennzeichnen die Ausnahmesituation. Und sie deuten auch auf den Erfolg dank des Holocaust hin. Auch Juden benutzen den Holocaust für ihre Zwecke. Das gilt nicht nur für Israel, das gilt auch für uns Juden hier.

Und ich? Ich benutze ihn auch. Immer wieder? Ich bewege mich auf einem Terrain, das so glatt ist, als ob es mit Schmierseife eingerieben worden wäre. Wo beginnt der Missbrauch des Holocaust, wo endet das Bedürfnis, sich mit ihm auseinanderzusetzen – mit dem Schmerz, mit dem Drang, etwas davon der Öffentlichkeit zu vermitteln?

Alle kreisen wir in der einen oder anderen Weise um unsere seelische Mitte: Auschwitz.

Am Anfang schuf Deutschland Auschwitz und Treblinka. Die Erde aber war bloss und bar, Dunkel lag über dem Grund, und der SS Windhauch wehte über die Wasser. Danach kam der grosse Reibach ...

Ich sitze vor meinem Computer, lese die Zeilen, die ich da schrei-

be. Bin das ich? Um mich herum Artikel, Aufsätze, Bücher zum Holocaust. Material, das ich für dieses Buch benötige. Der Schrecken ist hier, in mir und um mich herum. Und ich versuche den Schrecken zu bannen, indem ich ihn beschreibe, in Worte fasse. Worte, für die ich bezahlt werde.

Ich verdiene am Tod meines Volkes. Ist das recht? Das Thema habe ich mir ausgesucht, und es ist mir aufgezwungen. Durch Herkunft und Geburt. Durch Nachdenken, durch Beobachtung. Alles ist Holocaust. Warum konnte ich früher einen Wegweiser mit der Aufschrift «Dachau 25 km» als ein Strassenschild erkennen, wo ich ihn heute nur noch als ein Echo auf den Weg in den Untergang empfinden kann?

Immer nur Holocaust. Jeden Tag beim Schreiben. Ich bereite parallel einen Film über einen Schriftsteller vor. Toller Autor, spannendes Leben: vor den Nazis geflohen. Ein berühmter jiddischer Text kommt mir in diesen Tagen in die Hände; der Text eines fiktiven Widerstandskämpfers im Warschauer Ghetto, kurz vor seinem gewaltsamen Tod durch die Nazis – die Rede von Jossel Rakover zu Gott:

«Drei Flaschen Benzin habe ich noch auf Vorrat, nachdem ich ein paar Dutzend anderer über den Köpfen der Mörder geleert habe.

Das war ein grosser Moment in meinem Leben, und wie wild habe ich gelacht dabei! Nie hätte ich mir vorstellen können, dass der Tod von Menschen oder auch Feinden – und sei es auch von solchen Feinden! – mich je hätte so erfreuen können. Mögen närrische Humanisten sagen, was sie wollen, Rache und der Wunsch nach Vergeltung hat schon immer den letzten

Widerstand der Unterdrückten herausgepresst, und so wird es auch immer bleiben; nichts schafft ihnen grössere seelische Befriedigung. Bis jetzt hatte ich jenen Satz im Talmud nie richtig verstanden, der sagt: ‚Die Rache ist heilig, weil sie zwischen zwei Namen Gottes erwähnt wird, wo geschrieben steht: ‘Ein Gott der Rache ist der Herr!, – Jetzt verstehe ich es. Jetzt fühle ich es, und jetzt weiss ich, worüber mein Herz so jubelt, wenn ich mich daran erinnere, dass wir unseren Gott schon seit Jahrtausenden so rufen: ‚*El Nekome Adonoj* – Gott der Vergeltung, O Herr! Gott der Rache, erhebe Dich!’ Und jetzt, wo ich imstande bin, das Leben und die Welt aus diesem besonders klaren Blickwinkel zu betrachten, wie er einem Menschen nur bei seltenen Gelegenheiten vor dem Tod geschenkt wird, kommt es vor, als sei dies der eigentümliche und charakteristische Unterschied zwischen unserem Gott und dem Gott, an den die Völker Europas glauben: Während unser Gott der Gott der Vergeltung ist und unsere Thora den Tod für die kleinsten Vergehen androht, wird gleichzeitig im Talmud erzählt, wie damals, als der Sanhedrin das höchste Gericht unseres Volkes war – als wir noch frei in unserem Land lebten –, wie damals ein einziges Todesurteil des Hohen Rats in siebenzig Jahren genügte, dass man den Richtern nachrufen sollte: ‚Ihr Mörder!’ – Der Gott der Völker hingegen, den man ‚Gott der Liebe’ ruft, hat geboten, jedes Geschöpf zu lieben, das nach Seinem Bild geschaffen ist; und doch mordet man uns ohne Erbarmen in Seinem Namen tagein, tagaus, schon seit bald zweitausend Jahren.»

Ist meine Wut über die Vorgänge hierzulande ein schwacher Schatten dieses Hasses des Jossel Rakover? Darf ich überhaupt so mutig sein, mir diese Frage zu stellen? Im Zeitalter des Humanismus? Der Toleranz? Kann nicht jede Zeile, die ich jetzt weiterschreibe, gegen mich ausgelegt werden? Abgründe tun sich auf.

Ich schreibe über Verdrängung und Vermarktung der Judenvernichtung in Deutschland. Doch je länger ich schreibe, desto schwächer wird die Wut. Statt dessen ein Kopfschütteln, ein Staunen. Der Versuch, sich davon zu distanzieren. Immer weiter weg schein ich innerlich zu wandern. Aber wohin? Die Erinnerung als Ort der Erlösung? Das wiedervereinigte Deutschland als Möglichkeit zur Katharsis ...

Geld verdienen mit dem Holocaust. Uri Avnery nannte Elie Wiesel einmal spöttisch einen «Holocaustierer». Sind wir das nicht alle? Aber wenn schon, warum dann lügen? Warum verdrängen?

* * *

Lea Rosh wollte das Machtwort des Kanzlers nicht akzeptieren: «Es kann nicht sein, dass er das Verfahren aussetzt», sagte sie mit einem Gefühl der Empörung. Was das Verfahren betrifft, hatte Rosh sogar recht. Doch kam es ihr überhaupt in den Sinn zu fragen, ob eine private Initiative stellvertretend für alle eine Entscheidung fällen kann?

Ebenso wütend war sie über Ignatz Bubis, der auch nicht recht glücklich werden wollte mit dem Grabplatten-Entwurf. Doch das war Lea Rosh letztendlich egal. Wie hatte sie den Vorgänger von Ignatz Bubis, Heinz Galinski, angeblafft: «Halten Sie sich dar-

aus, die Nachkommen der Täter bauen das Mahnmal, nicht die Juden.» Ähnlich hatte sie zu Bubis gesagt: «Wenn Herrn Bubis der Siegerentwurf nicht passt, so ist das sein Problem.» Simon Wiesenthal bekam auch noch gleich sein Fett ab: «Wir brauchen seine historische Belehrung nicht.» Und zu guter Letzt reagierte sie auch auf die Kritik von Daniel Cohn-Bendit hysterisch: «Sollen wir uns von Cohn-Bendit sagen lassen, was wir tun sollen?» Soviel Chuzpe bei einer Frau, die in einem *Zeit-Gespräch* auf die Frage, ob sie sich als Jüdin empfinde, antwortete: «Viele halten mich dafür, auch wegen des Namens. Ja, inzwischen ja. Und das liegt vor allem an dem Holocaust-Denkmal». Das Denkmal als Billet d'entrée in das Judentum. Eine feine Sache ...

Kurz nach dem Veto aus Bonn erschien eine Anzeige in der *Wochenpost*, in der sich namhafte Vertreter des öffentlichen Lebens für einen neuen Wettbewerb aussprachen, unter ihnen Wolf Jobst Siedler, Jean-Christophe Ammann, Johannes Grützke, Uwe Wesel und Johannes Gross.

Lea Rosh verkündete in den darauffolgenden Tagen, dass ihr ein eindeutig sichtbares Bekenntnis zur Tat in Deutschland fehle, als ob die Konzentrationslager auf deutschem Boden nicht genug «Bekenntnis» wären. Im Gegenteil, der von ihr favorisierte Entwurf der Berliner Künstlerin Jakob-Marks zeigt ja den Gegenpol der «Tat»: die Opfer.

Fatal an den jetzt ausgebrochenen Querelen war nur die Gefahr, dass durch das Nein des Kanzlers die Errichtung eines Holocaust-Denkmal auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben

würde. Der Berliner Bürgermeister Eberhard Diepgen hatte für entsprechende Befürchtungen gesorgt, als er meinte, man habe «alle Zeit der Welt», um sich für eine endgültige Lösung zu entscheiden. Nicht weniger bange stimmte Diepgens Wunsch, das Denkmal für Sinti und Roma möglichst irgendwo an den Stadtrand zu verbannen. Da im Herbst 1995 in Berlin ein neues Abgeordnetenhaus zu wählen war, wurde die Entscheidung erst einmal vertagt – mit der fadenscheinigen Ausrede, dieses heikle Thema dürfe nicht in den Wahlkampf hineingezogen werden, konnte also jeder weitere Schritt erst nach den Wahlen entschieden werden.

* * *

Nach dem Veto also die «Denkpause». Doch das Gegenteil trat ein. Zum ersten Mal wurde endlich nachgedacht. Plötzlich setzte in den Medien ein ernstzunehmender Diskurs über das Wie, Wo und Warum eines Holocaust-Denkmal ein. Gedanken, die man sich viel, viel früher hätte machen müssen. Gedanken, die vieles von der Peinlichkeit verhindert hätten, die längst eingetreten war. Doch auch jetzt kam es immer wieder zu den merkwürdigsten Kapriolen. War man bislang glücklich über die 20'000 Quadratmeter Areal, die der Bundeskanzler für das Monument so großzügig überlassen hatte, so richtete sich plötzlich das Augenmerk darauf, dass dieses Grundstück gar nicht im «echten» Zentrum Berlins liegt. Plötzlich begannen immer mehr «Sachverständige» über die geeignete Örtlichkeit nachzudenken, und immer lauter ertönte die Forderung, dass das Denkmal im Regierungsviertel

stehen müsste. Auch wurden Stimmen laut, die plötzlich einen zweiten Wettbewerb forderten, in der illusionären Hoffnung, dass sich dann unter den eingereichten Entwürfen vielleicht weniger Gigantomantisches, weniger Banales und Peinliches befinden könnte. Als ob schlagartig das deutsche kollektive Denken und Empfinden sich innerhalb weniger Wochen verändern könnte!

Schliesslich kamen die drei Auslober des Wettbewerbs zu einem scheinbar «salomonischen» Urteil: Sie wollten die ersten sieben Preisträger auffordern, ihre Entwürfe noch einmal zu überarbeiten, dann solle aus diesen Entwürfen irgendein Kompromiss gefunden werden. Damit war nach monatelangem Streit der Grabplatten-Entwurf erst einmal vom Tisch. Dass auch jetzt noch ein grundlegendes Missverständnis bezüglich Sinn und Zweck des Denkmals herrschte, bewies Lea Rosh am 19. Februar 1996, als sie auf dem Denkmal bestand, da man für «Juden aus vielen Ländern einen Ort ... schaffen [müsse], wo sie um ihre Angehörigen trauern können.»

Es ging immer noch nicht um ein Zeugnis der Täterschaft, immer noch nicht um ein Denkmal für die Täter und die Kinder und Kindeskinde der Täter, sondern um ein Denkmal für die Opfer und deren Nachkommen. Und das mitten in Deutschland, damit sich die Nachkommen der Täter mit den Opfern identifizieren können und somit ihr belastetes Erbe irgendwie loswerden.

Dass nach der geforderten «Denkpause» nichts Vernünftiges herauskommen konnte, schien allen Beteiligten klar zu sein. Nachdem endlich auch mal der Bundestag über das Projekt beraten

hatte – immerhin rund acht Jahre nach dem Beginn der Initiative von Lea Rosh –, wurde der 27. Januar 1999, der Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus, als Datum festgelegt, an dem der Grundstein für das Denkmal gelegt werden soll. Damit verschaffte man sich Luft, Raum und Zeit, um eine endgültige Entscheidung vor sich herschieben zu können.

* * *

Doch wie klar ist es den Verantwortlichen, vor allen den Politikern, dass sie eigentlich keine Debatte über die endgültige Form des Holocaust-Denkmal führen, sondern über die Konstruktion der Erinnerung? Dass die Debatte auch eine Debatte über nationale Mythen ist, die Ausdruck der neuen politischen Bedürfnisse sind, nachdem Deutschland nun wiedervereinigt, die «Nachkriegszeit» vorbei ist und die Rolle des neuen Deutschland in Europa sich neu definieren muss und will? Wie sehr geht es doch hier um eine Neuverhandlung einer institutionalisierten Geschichtsinterpretation, die so gar nichts mehr mit der der alten Bundesrepublik, geschweige denn der DDR, zu tun haben kann und darf?

Die in der jüngeren Geschichte wohl ziemlich einmalige Situation, dass eine neue Hauptstadt sich architektonisch völlig neu gestalten darf und somit zum adäquaten und gewünschten Ausdruck eines neuen politischen und damit auch nationalen Selbstverständnisses wird, führt, wie die Pläne für das neue Berlin ja belegen, zur Schaffung neuer nationaler Symbole. Ein entscheidender Einwand gegen den prämierten Entwurf von Christine Jakob-Marks lautet, dass dieses Denkmal bis «ans Ende der

Bundesrepublik» stehen werde. Mit dieser verräterischen Aussage, die zumindest auf die Halbwertzeit der Ewigkeit hinzielt, wird allerdings klar, dass die Einordnung des Holocaust in die deutsche Geschichte in ferner Zukunft von den Entscheidungen heute bestimmt wird oder werden soll. So sehr es berechtigte Einwände gegen die Monstrosität der Grabplatte gibt – von dem Hinweis auf die Nähe zur totalitären Architektur eines Albert Speer bis hin zur Frage, ob die Grösse eines Denkmals ausschlaggebend ist, die schauerliche Grössenordnung der Shoah zu versinnbildlichen –, der Einwand gegen die Grösse ebenso wie die Abgelegenheit des zugewiesenen Platzes vom eigentlichen neuen Zentrum Berlins sind bereits Anzeichen für eine Marginalisierung des Holocaust. Damit aber wird nicht der Stellenwert der Judenvernichtung in der Zukunft bestimmt, sondern in der Gegenwart definiert. Welches kollektive Gedächtnis möchte denn dann eigentlich dieses Mahnmal? Ist das Trauerspiel um eine endgültige Entscheidung vielleicht nur eine Modeerscheinung, 50 Jahre nach Auschwitz? Oder ist es Teil des Shoah-business, an dem sich Freund und Feind delectieren und verdienen? Der Beschluss, das Denkmal erst ab 1999 zu errichten, gibt allen Beteiligten die Möglichkeit, sich noch viel und häufig am Fetisch Holocaust zu vergnügen ...

Und was geschieht, wenn das Denkmal nicht gebaut wird? Wenn die Bundesrepublik sich schliesslich dagegen entscheidet? Macht nichts, das Geschäft mit dem Holocaust wird weiter blühen. Denn dann wird es zu einer Flut von öffentlichen Betroffenheits-

bekundungen kommen, zu Aktionen gegen die negative Entscheidung, zu Aufsätzen, Filmen, Diskussionsforen etc., die unter anderen Vorzeichen das gleiche tun werden, was schon hinlänglich bekannt ist in der Gegenwartskultur der Bundesrepublik ...

* * *

Unter den schwärzlichen Höhenzügen des Morgengrauens schien dieser von Hunderten jüdischer Füße getretene Platz nicht wirklich. Aber Ernīs Blick, der auf der Lauer lag, entdeckte bald beunruhigende Einzelheiten. Hier und dort lagen auf dem Boden, der eilig gefegt worden war – gerade vor der Ankunft des Zuges, das sah man –, noch im Stich gelassene Gegenstände herum, Kleiderbündel, offene Koffer, Rasierpinsel, Emailletöpfe ... Woher kamen sie? Und warum brach das Geleise nach dem Bahnsteig plötzlich ab? Was sollten dieses gelbe Gras und dieser drei Meter hohe Stacheldrahtzaun? Warum grinsten die neuen Wächter so unbegreiflich, höhnisch über die Neuankömmlinge, die Atem schöpfend versuchten, sich in ihrem neuen Leben einzurichten, die Männer sich die Stirne mit dem Taschentuch wischend, die jungen Mädchen ihr Haar richtend und den Rock herunterziehend, wenn ein Windstoss kam, und die Alten, die sich bemühten, sich auf ihre Koffer zu setzen, auch sie in diesem schrecklichen Schweigen befangen, das soeben über die endlich versammelte Herde gefallen war. Abgesehen von diesem höhnischen Grinsen, diesem wissenden Lachen, schienen die Wächter jegliches Wüten aufgegeben zu haben, und während sie ruhig Befehle, Ohrfeigen, Fusstritte austeilten, begriff Erni, dass sie nicht

mehr dem Hass gehorchten, sondern alle ihre Gesten mit jener Art ferner Sympathie ausführten, die man für einen Hund fühlt, selbst wenn man ihn schlägt. Da das geprügelte Tier ein Hund ist, kann man mit einer gewissen Dosis Wahrscheinlichkeit annehmen, der Prügelnde sei ein Mensch. Als er seine Blicke jedoch wieder auf die Baracke richtete, sah er durch den Nebel hindurch hoch oben am grauen Himmel einen undeutlichen Lichtschein, der in einer Wolke schwarzen Rauchs endete. Im gleichen Augenblick verspürte er den Übelkeit erregenden Geruch, der über dem Platz lag und der sich durch das Beissende eines brennenden organischen Stoffes vom stagnierenden Geruch der Ruhrkranken unterschied. «Du weinst Blut», sagte Golda auf einmal erstaunt. «Aber man weint doch kein Blut», sagte Erni. Und die blutigen Tränen abwischend, die über seine Wangen flossen, wandte Erni sich von dem jungen Mädchen ab, um ihr den Tod des jüdischen Volkes zu verbergen, der – er wusste es – auf jedem Muskel seines Gesichts geschrieben stand.

Vor ihnen nahm die Menge jetzt ab. Einzelnen hintereinandergelangen die Deportierten zu einem SS-Offizier, der zwischen zwei mit Maschinenpistolen bewaffneten Wächtern stand und mit der Spitze seiner Reitgerte die Häftlinge, die er mit einem schnellen und geübten Blick abschätzte, zerstreut nach rechts oder links dirigierte. Die von links kommenden, äusserlich robust wirkenden Männer von zwanzig bis fünfundvierzig Jahren, stellten sich hinter der SS-Kette auf, längs einer Reihe offener Lastwagen, deren Planen abgenommen waren, entdeckte er sogar eine Gruppe Männer, die Schlafanzüge anzuhaben schienen und von denen

ein jeder ein Musikinstrument trug, so dass sie eine Art reisende Kapelle bildeten, die in possenhafter Erwartung auf dem Lastwagen verharrte, die Blasinstrumente am Mund, Trommeln und Pauken gerüstet, bereit, Musik zu liefern. Die Häftlinge von rechts, alles Kinder, Frauen, Greise und Gebrechliche, versammelten sich, so gut es ging, in der Nähe der Baracke hinter einem breiten Schalter, der in die Seite des sonderbaren Baues eingelassen war. «Sie werden uns trennen», sagte Golda kalt. Und wie ein Echo auf ihre Befürchtungen drängten die paar Kinder, die Ernis Spur auf geheimnisvolle Weise in der Menge wiedergefunden hatten, sich stärker an ihn. Die einen begnügten sich damit, ihm den stummen Vorwurf ihrer schweren, wie Geschwüre angeschwollenen Augen entgegenzuhalten, während die anderen sich entweder an seinem Ärmel oder an den Schössen seiner jämmerlichen schwarzen Jacke festhielten. Erni fuhr mit der Hand über die kleinen Köpfe, deren nächstes Schicksal er nun mit Sicherheit wusste, und das Gesicht der an ihm hängenden Golda betrachtend und seine Augen, die von dem Blut, das an ihnen klebte, getrübt waren, weit öffnend, berauschte ersieh ein letztes Mal an den geliebten Zügen des jungen Mädchens, an ihrer Seele, die so gut für die einfachen Wunder geschaffen war, welche die Erde den Menschen schenkt, und von der die kleine Bewegung der Reiterte des SS-Arztes ihn sogleich auf ewig trennen würde. «Nein, nein», sagte er lächelnd zu Golda, während ein neuer Blutstrom aus seinen Augen floss, «wir bleiben zusammen, ich schwöre es dir.» Und zu den Kindern gewandt, von denen sich nun mehrere getrauten, leise zu jammern, sprach er beruhigend: «Kinder, Kin-

der, jetzt, da wir in das Reich kommen, glaubt ihr, dass ich da draussen bleiben werde? Wir werden das Reich zusammen betreten», fuhr er mit der ernstesten und begeistertsten Stimme fort, die allein ihre von Schwärze und Schrecken erfüllten Seelen zu rühren vermochte, «wir werden sogleich Hand in Hand dort eintreten, und dort erwartet uns ein Festmahl würziger Gerichte, ein Festmahl mit alten Weinen, würzigen Gerichten voller Mark – mit alten köstlichen Weinen ... Dort, meine kleinen Lämmchen...» Sie lauschten, ohne zu begreifen, um ihre gequälten Lippen ein schwaches Lächeln ...

** * **

Bevor der Arzt Baruch Goldstein seine Siedlung Kiryat Arba in Richtung Hebron verliess, heftete er sich einen gelben Stern auf die Brust. Dann nahm er seine Waffe in die Hand, ging zur Höhle Machpela, wo sich das für Muslime und Juden gleichermaßen bedeutende Heiligtum, das Grab Abrahams, befindet, betrat die nahegelegene Moschee, wo zahlreiche Palästinenser gerade beteten, und begann wild in die Menge zu schiessen. Baruch Goldstein beging 1994 das grösste Massaker, das bis dahin ein Israeli unter Arabern jemals angerichtet hatte. 29 Muslime starben, unzählige wurden verletzt. Auch Goldstein starb bei diesem Anschlag.

Einen gelben Stern hatte Goldstein sich als Zeichen an die Brust geheftet. Das Symbol der entrechteten, der missachteten, vor allem aber bedrohten und verfolgten Juden in einem Europa, das von der Unterzeichnung des Münchener Abkommens am 30. September 1938 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges im Zeichen des Hakenkreuzes stand.

Der Holocaust spielt eine gewichtige Rolle in der israelischen Gesellschaft. Je weiter er historisch zurückliegt, desto präsenter wird er in dem, was man gemeinhin «kollektives Bewusstsein» nennt.

Ohne den Holocaust ist die israelische Gesellschaft nicht denk-

bar. Heute noch weniger als etwa vor zwanzig, dreissig oder gar vierzig Jahren.

Während die zionistischen Ideologen der Gründerjahre eher darauf bedacht waren, den Holocaust als Thema gar nicht erst aufkommen zu lassen, oder aber ihm in den politisch bedrängenden Phasen der Anfangsjahre des noch jungen Staates Israel nicht so eine Wichtigkeit zukommen zu lassen, begann er sich mit dem Eichmann-Prozess schlagartig in den Mittelpunkt des Interesses vorzudrängen.

Vor allem in den Jahren 1948 und danach hatte die junge israelische Nation keinen rechten Bezug zum Holocaust. Die Bedrohungen, denen sie selbst ausgesetzt war, bestimmten das Tagesgespräch. Der Unabhängigkeitskrieg von 1948, der heute in Israel als grosses heroisches Ereignis verständlicherweise gefeiert wird, war am Anfang überhaupt nicht heroisch. Die Übermacht der arabischen Armeen, die gegen die kleine zionistische Enklave loszogen, schien den Juden im Nahen Osten bald den Gar aus zu machen. Und auch nach dem endgültigen Sieg waren die Israelis vornehmlich mit ihren Alltagsproblemen vor Ort und dem wirtschaftlichen Aufbau des Landes beschäftigt; die Auseinandersetzung mit dem Holocaust stand demgegenüber im Hintergrund.

Das Urprinzip des Zionismus war, den Juden aus dem Ghetto zu holen. Es ging darum, den neuen Menschen, den neuen Juden zu schaffen, weg vom «Luftmenschen», wie Max Nordau dies ausdrückte, hin zum «Muskeljuden», der aus eigener Kraft, von der Sonne gebräunt, von der Arbeit gestählt, sein eigenes Land be-

stellt und sich vor niemandem mehr duckt, der nicht gekrümmt und bleich in den Ghettostrassen vor sich hinvegetiert.

Wie Tom Segev in seiner Studie «Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung» belegt, hatten sich die Zionisten schon im prästaatlichen Jischuw, der jüdischen Siedlung in Palästina, nicht sonderlich für die Shoah interessiert. Überliefert ist David Ben Gurions Überzeugung, die er bereits 1938, gleich nach der «Reichskristallnacht», schriftlich festgehalten hat: «Wenn ich die Macht hätte, alle jüdischen Kinder aus Deutschland nach England zu schaffen oder die Hälfte nach Palästina, würde ich die zweite Möglichkeit wählen.»

Mit solch einer Einstellung operierte der Jischuw, um sein Ziel, die Erschaffung eines jüdischen Staates, voranzutreiben.

Nach dem Krieg, als das ganze Ausmass des Holocaust bekannt wurde, änderte sich die Haltung des Jischuw nur wenig, es sei denn, dass der Holocaust als letzter Beweis für die Richtigkeit des Zionismus verstanden wurde: Nur Medinat Jisrael könne die «Lösung der Judenfrage» im richtigen Sinne beantworten.

Auch nach der Einwanderung von rund 350'000 KZ-Überlebenden änderte sich wenig. Man verachtete dieses «Menschenmaterial», das für den Aufbau des Staates so ungeeignet war; man verachtete diese Juden, die all das Negative der Diaspora verkörperten, das die neue Nation über Bord werfen sollte: Nicht nur die «Fremdsprache» Jiddisch, die im Gegensatz zum Hebräischen als «Ghettosprache» verpönt war, auch die Tatsache, dass sich diese Menschen, wie die zionistische Doktrin damals lautete, wie

«Lämmer zur Schlachtbank» hatten führen lassen, wurde negativ bewertet und höchstens als weiterer Ansporn gesehen, die Bemühungen, den «neuen Juden» zu schaffen, zu verdoppeln.

Eine erste Trendwende setzte in Israel, wie gesagt, 1961 mit dem Eichmann-Prozess ein. Dieser öffentliche Prozess, der für die junge Nation zum endgültigen Einigungsband werden sollte, hatte wesentlichen Anteil an der Funktion und Bedeutung, die der Holocaust im Bewusstsein der Israelis und in der israelischen Politik bis heute haben sollte.

Nach Jahren des Schweigens durften sich die Opfer, die als Zeugen geladen waren, endlich öffentlich äussern. Und sie berichteten von den Greueln der Nazis, die sie miterleben und durchleiden mussten. Der Prozess wurde natürlich im ganzen Land übertragen. Zur Schlüsselszene wurde der Auftritt des KZ-Überlebenden Yehiel De-Nur. Er begann mit ruhiger Stimme zu erzählen, doch allmählich wurde er dermassen von den Bildern geschüttelt, die vor seinen Augen wiederauferstanden, dass er schliesslich ohnmächtig zusammenbrach und aus dem Verhandlungssaal hinausgetragen werden musste. Yehiel De-Nur ist als Schriftsteller unter dem Pseudonym Ka-Tzetnik 135633 bekannt geworden. Seine Berichte über das Leben im Lager gehören neben den Büchern von Primo Levi oder Jean Améry zu den wichtigsten literarischen Ereignissen zu diesem Thema. Seine Bücher wurden in den vergangenen Jahren endlich auch in Deutschland veröffentlicht, nachdem das Holocaust-Geschäft sich auch auf den Buchmarkt auswirkte ...

Die Erfahrungen der Überlebenden sollten in Israel zu einer kol-

lektiven Erfahrung der ganzen Nation, ja des ganzen Volkes umgedeutet werden. Das jüdische (israelische) Volk war bedroht, ist bedroht und wird immer bedroht sein. Es war immer Opfer und ist potentiell immer Opfer. Und vor allem: Das jüdische Volk ist in der dunkelsten Stunde seiner Geschichte von allen verlassen worden. Niemand hatte seine Hand erhoben, um dem jüdischen Volk zu helfen. Daher ist es nur recht und billig, dass Israel eine starke Armee braucht, denn man kann sich auf niemanden verlassen, nur auf sich selbst. Die Geschichte hat dies bewiesen. Mit solchen Thesen und Vorstellungen liess sich so ziemlich jede politische Entscheidung jeder israelischen Regierung rechtfertigen, die vielleicht unter «normalen» Umständen als unsinnig, vielleicht sogar als «unmenschlich» beurteilt worden wäre. Das Fatale an dieser ideologischen Ausbeutung der grössten Tragödie des jüdischen Volkes war, dass die realen politischen Gegebenheiten im Nahen Osten lange Jahre dieser eben beschriebenen Vorstellung entsprachen oder zumindest zu entsprechen schienen. Die Stimmung vor dem Sechs-Tage-Krieg, als die arabischen Staaten, allen voran Ägypten mit seinem Herrscher Gamal Abdel Nasser, die Schlinge um den Hals Israels immer enger zogen, war dementsprechend. Der ansonsten lebhafte und überfüllte Strand von Tel Aviv war in den Tagen vor Ausbruch des Krieges menschenleer; die Israelis hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen, man erwartete ernsthaft den Untergang des jüdischen Staates, ein zweiter, noch schlimmerer Holocaust stand unmittelbar bevor.

Um dies zu verhindern, aber auch aufgrund der militärischen

Doktrin Israels, mit einem Präventivschlag den Krieg tief in das Landesinnere des Feindes zu tragen, schlug die israelische Armee zu und errang einen sensationellen Sieg über drei arabische Staaten. Auch hier wieder die fatale Verknüpfung des jüdischen Traumas mit realen Gegebenheiten. Israel ist ein so kleines Land – an seiner schmalsten Stelle ist es, ohne die Westbank, gerade mal 15 km breit –, dass es gar keine andere Wahl hat, als präventiv zuzuschlagen und die militärische Entscheidung immer im Land des Gegners zu suchen. Der umgekehrte Fall würde wahrscheinlich das Ende bedeuten, weil einfach kein Hinterland vorhanden ist. Durch diese unselige Verknüpfung lassen sich allerdings auch militärische Aktionen rechtfertigen, die präventiv genannt werden, aber in Wirklichkeit nichts damit zu tun haben. So wird der Holocaust und die Angst vor der völligen Vernichtung zum Argument für Aktionen, die entweder unnötig oder unmenschlich sind. Der Libanon-Feldzug 1982 war solch ein Unternehmen, aber auch die durch die neue Regierung Netanyahu offensichtlich betriebene Verzögerungstaktik in Sachen Friedensprozess basiert auf Angstvorstellungen, die mittlerweile mit der Realität nichts mehr zu tun haben.

Hier wird der Holocaust eindeutig instrumentalisiert, um eine expansive Politik zu betreiben. Sie erfährt zusätzlich auch noch religiöse Begründungen, da die Westbank das eigentliche biblische Israel ist, und somit ist der Auftrag, das jüdische Volk müsse in sein altes Heimatland zurückkehren, erst dann wirklich erfüllt, wenn es in der Westbank, biblisch: Judäa und Samaria, lebt.

Darum gibt es auch die Siedlung Kiryat Arba in der Nähe Hebrons, darum leben auch 400 Siedler in Hebron. So wird aber auch das Gefühl geschürt, das «Opfer» zu sein, das Baruch Goldstein veranlasst hatte, sich den gelben Judenstern anzuheften, als er loszog, die Palästinenser abzuknallen, die in seinen Augen die «Nazis» waren.

Man ist immer eine Minderheit, das suggeriert der Holocaust, oder das, was die entsprechenden Demagogen daraus machen. Und 400 Juden unter 150'000 Palästinensern in Hebron – das ist wahrlich eine Minderheit. Hier wird also eine Situation, die man selbst erschaffen hat, mit der Situation der entrechteten und verfolgten Juden in Europa gleichgesetzt, die ihre Situation wahrhaftig nicht selbst gewählt hatten. Diese «Holocaustisierung» der eigenen Situation, verknüpft mit der zunehmenden Judaisierung der Politik – im Falle Hebrons: das wichtige Heiligtum, die Höhle Machpela – sowie mit echten historischen Fakten, dass nämlich bis zum Pogrom von 1929 immer schon Juden in Hebron gelebt hatten, schafft das explosive Gemisch, das die gegenwärtige Situation im Nahen Osten den ahnungslosen Betrachter von aussen immer wieder ratlos macht.

Doch nicht nur zur Rechtfertigung der Aussen- oder Palästinenserpolitik dient der Holocaust. Er wurde in den vergangenen Jahren, wenn man die Regierungen Rabin und Peres ausnimmt, auch als Kitt für den Zusammenhalt einer zutiefst zerstrittenen und gespaltenen Nation missbraucht.

1977 wurde mit dem damaligen Likud-Chef Menachem Begin erstmals ein Mann zum Regierungschef Israels gewählt, der den

Holocaust am eigenen Leib erlebt hatte. Anders als bei seinen Vorgängern, war seine Politik stark von dieser Erfahrung geprägt. Er und seine politischen Freunde machten den Holocaust in der politischen Rede hoffähig. Als die israelische Armee 1982 in Beirut einmarschierte, schrieb Begin tatsächlich in einem Brief an den damaligen US-Präsidenten Ronald Reagan, dass sich dies angefühlt habe, als ob die israelische Armee Hitlers Führerbunker gestürmt hätte. Auch nannte Begin Arafat «Hitler» und stellte den verhassten und gefürchteten PLO-Chef Seite an Seite mit dem grössten Feind des jüdischen Volkes. In den Jahren der Likud-Regierung wurde in den Schulen ein eigenes Unterrichtsfach «Holocaust» Pflicht, damit er nicht nur innerhalb des normalen Geschichtsunterrichts abgehandelt werde. Wie sehr diese Entscheidung von der Mehrheit der israelischen Bevölkerung mitgetragen worden war, zeigte sich, als unter der Regierung Rabin die zuständige Ministerin Schulamit Aloni versuchte, diesen Schritt zumindest modifiziert rückgängig zu machen. Der Widerstand war so gross, dass Aloni ihre Pläne fallenlassen musste.

Wie der israelische Historiker Moshe Zimmermann nachweist, ist mittlerweile der Holocaust das zentrale Ereignis der jüdischen Geschichte im Bewusstsein der Israelis geworden:

«Wie zentral die Rolle der Shoah innerhalb der gesamten jüdischen Gesellschaft einschliesslich des ultraorthodoxen Sektors in Israel ist, wird in einer Studie über die Einstellungen von

Lehramtskandidaten der israelischen Lehrerseminare zum Thema der jüdischen und israelischen Identität deutlich. Nach den drei wichtigsten Ereignissen in der jüdischen Geschichte befragt, stellen alle Gruppen die Shoah an die erste Stelle, und zwar 90% der säkularen, 77% der nationalreligiösen und 66% der ultraorthodoxen Befragten. Die Gründung des Staates Israel 1948 steht mit 70% bei den säkularen und 63% bei den national-religiösen Befragten an zweiter Stelle, rückt bei den Ultraorthodoxen mit 12% jedoch an den sechsten Platz.»

Zimmermann zeigt auch, dass bei einem Vergleich zwischen dem Stellenwert der Shoah und der Gabe der Thora Gottes das Ereignis am Berg Sinai lange nach der Shoah erst als bedeutend genannt wird: 50% der orthodoxen Lehramtskandidaten nannten die Gabe der Thora und verwiesen damit das Ereignis auf Platz 2, 36% der national-religiösen Befragten nannten das religiöse Ereignis und nur 4,5% der säkularen Juden glaubten an eine entscheidende Bedeutung dieses Ereignisses.

Dass diese Entwicklung aber tatsächlich bereits mit dem Eichmann-Prozess ihren Anfang genommen hatte, ist unter anderem an einem so simplen wie einleuchtenden Beispiel zu sehen. Die alten Grenzen des Staates Israel vor dem Sechs-Tage-Krieg wurden innerhalb der Armee gerne als «Auschwitz-Linien» bezeichnet, also als Grenzen, die so unsicher waren, dass mit einer völligen Vernichtung immer zu rechnen sei.

Fatal war jedoch, dass es immer wieder Ereignisse gab, die den Israelis das Gefühl vermittelten, dass der Holocaust tatsächlich noch lange nicht vorbei ist. Am 10. November 1975, ausgerech-

net am Jahrestag der «Kristallnacht», fasste die UNO-Vollversammlung in New York den Beschluss, den Zionismus mit Rassismus gleichzusetzen. Dies war nur eines von vielen Beispielen, wo politische Ereignisse der jüngsten Zeit auf emotional stark besetzte Daten fielen.

Michael Wolffsohn zitiert in seinem Buch «Ewige Schuld» einen israelischen Schlager aus dem Jahre 1969, der die Holocaust-Empfindlichkeit der israelischen Gesellschaft eindrucksvoll belegt:

«Die ganze Welt ist gegen uns. Aber das macht nichts, wir werden es schon schaffen, denn das war immer so, und schon unsere Vorväter haben dieses Lied gesungen.»

In den späten achtziger Jahren hatte der israelische Schlagersänger Yehuda Poliker, Sohn griechischer Holocaust-Überlebender, einen grossen Erfolg mit seinem Hit «Station Treblinka», dessen Refrain wie folgt lautete:

«Es gibt nicht einmal einen Fahrkartenverkauf und keinen Gepäckträger. Selbst für eine Million gibt es keine Rückfahrkarte. Und eine Anzeige wirbt: Koch mit Gas!»

Jitzchak Shamir – Begins Nachfolger und ebenfalls ein Mann, der den Holocaust noch selbst erlebt hatte, dessen Familie fast vollständig von den Nazis ausgerottet worden war – entwickelte im Laufe seiner Regierungszeit eine noch grössere «Holocausti-

sierung» der israelischen Politik. Er betonte, der jüdische Staat «sei aus der Asche des Holocaust auferstanden», was historisch nicht der Wahrheit entspricht. Mit seiner Bunkermentalität, die dazu führte, dass die israelische Politik quasi handlungsunfähig wurde, musste er von US-Präsident Bush buchstäblich dazu gezwungen werden, an der Madrider Konferenz, der Auftakt-Konferenz der arabisch-israelischen Friedensverhandlungen, teilzunehmen. Gleichzeitig brachte diese Starrheit den jüdischen Staat in arge Bedrängnis. Die Hoffnung des Überlebenden, in seinem Versteck nicht entdeckt zu werden, wenn er sich nur still und regungslos verhält – dieses Verhalten spiegelte sich im Verhalten Shamirs wider. Zu allem Unglück kam in seiner Regierungszeit ein Krieg hinzu, der die israelische Gesellschaft auf den emotionalen Stand des Holocaust zurückwarf: der Golfkrieg 1991 mit den irakischen Scud-Angriffen, vor allem auf Tel Aviv. Nacht für Nacht musste die israelische Bevölkerung in – wie sie seinerzeit benannt wurden – versiegelten Räumen, nur mit Gasmasken «bewaffnet», ausharren und abwarten, ob die nächste Scud-Rakete tatsächlich deutsches Giftgas mit sich trug.

In jenen Kriegstagen, so meldete die psychologische Hilfsorganisation «Amcha», erreichte sie eine ungeheuerliche Zahl von Anrufen, weil Menschen durch diesen paralysierten Kriegszustand ein Holocaust-Trauma entwickelten. Bezeichnend ist, dass es sich dabei nicht nur um echte Überlebende handelte, sondern auch um Israelis, die zu jung waren, um den Holocaust selber zu erleben, oder zum Zeitpunkt der Shoah gar nicht in Europa leb-

ten. Dan Diner nannte diesen Krieg einen «Krieg der Erinnerung». Die israelische Nation wurde während des Golfkriegs buchstäblich rejudaisiert. Die zionistische Doktrin, nie wieder Opfer zu sein, sich nie mehr auf andere verlassen zu müssen, selber zuzuschlagen, sich zu wehren, war durch diesen Krieg ad absurdum geführt worden. Zum ersten Mal mussten Israelis ihre Hände in den Schoss legen und abwarten. Die US-Regierung hatte es der israelischen Armee verboten einzugreifen. Präsident Bush befürchtete zu Recht, dass seine heikle Allianz, die er gegen Saddam Hussein geschmiedet hatte – mit Ägypten und Syrien im gleichen Boot wie die USA und letztendlich, wenn auch nur als «stiller Teilhaber», mit Israel –, dass diese Allianz auseinanderbrechen würde, falls Israel sich in den Krieg einschalten würde. Diese Passivität liess viele Israelis zum ersten Mal verstehen, wie sich Juden in Europa gefühlt haben mögen, dass sie wahrlich keine «Lämmer» waren, die sich zur Schlachtbank haben führen lassen, sondern dass sie keine Wahl hatten. Primo Levi schreibt zu diesem Problem:

«Das allgemein verbreitete Bewusstsein, dass man angesichts der Gewalttätigkeit nicht nachgeben darf, sondern ihr Widerstand leisten muss, ist von heute, ist erst nachher entstanden, nicht damals ... Auch heute ist dieses Gut noch nicht das Eigentum aller, aber wer heute hören will, kann es.»

Der Umstand, dass ausgerechnet deutsche Firmen den irakischen Diktator mit der Möglichkeit ausgestattet hatten, Giftgas zu pro-

duzieren, tat das seinige, um die Israelis erst recht wieder zu «verfolgten Juden» werden zu lassen.

* * *

Nur wenige Jahre zuvor hatte sich Israel einen neuerlichen «Schauprozess» geleistet. Als Iwan Demjanjuk vor ein israelisches Gericht gestellt wurde, um ihm den Prozess wegen Mordes im KZ Treblinka zu machen, war das Szenario von Seiten der Verantwortlichen so gewählt, dass so ziemlich alles an den Prozess gegen Adolf Eichmann erinnerte. Eine erneute Einschwörung der Nation auf den Holocaust als «kleinsten gemeinsamen Nenner» schien vonnöten, da die Gegensätze innerhalb der Gesellschaft immer disparater wurden. Die tiefen Gräben, die sich zwischen religiösen und säkularen Juden, sowie zwischen aschkenasischen und sephardischen Juden aufgetan hatten, bedrohten die Einheit des Volkes und somit auch die Widerstandskraft gegen den Feind von aussen. Doch eine noch grössere Gefahr ergab sich durch die Infragestellung des zionistischen Experiments schlechthin. Hatte der Zionismus die endgültige Antwort auf die «Judenfrage» geben wollen und dementsprechend anfänglich das Leben in der Diaspora gebrandmarkt und restlos abgelehnt, hatte der Zionismus tatsächlich geglaubt, dass mit der Entstehung eines jüdischen Staates der Antisemitismus ad acta gelegt würde, weil es dann keine Juden mehr in den verschiedenen Ländern geben werde, so sah er sich jetzt um beide Überzeugungen betrogen. Nicht nur, dass der Grossteil der Judenheit auch weiterhin in der Diaspora lebt, sondern, schlimmer noch, ein Grossteil der

Immigranten kam nur nach Israel, wenn sie in ihren Heimatländern bedroht oder verfolgt wurden. Sie kamen also, wie man in Israel früher zu den Flüchtlingen aus Nazi-Deutschland zu sagen pflegte, «nicht aus Überzeugung, sondern aus Deutschland», wobei es heute vor allem Juden aus Äthiopien und der ehemaligen UdSSR sind, die nach Israel kommen. Der Antisemitismus hatte sich ebenfalls nicht aufgelöst, im Gegenteil. Die Zionisten mussten gewahr werden, dass gerade der jüdische Staat eine neue Form des Antisemitismus ausgelöst hatte, der sich oftmals als Antizionismus tarnte, sich jedoch in seiner Argumentation und Klischeehaftigkeit vom herkömmlichen Antisemitismus kaum unterschied.

Wegen der biologischen Uhr, die immer lauter tickte, musste also das Gebot der Stunde genutzt werden. Noch einmal marschierten die Überlebenden auf und sagten im Demjanjuk-Prozess aus. Wieder wurde der Prozess im ganzen Land übertragen; es gab auch in Jerusalem, wo er stattfand, eine zentrale Stelle, wo man den Prozess auf einer Leinwand live mitverfolgen konnte; dorthin pilgerten viele Schulklassen im Rahmen ihres Unterrichts. Trotz «bester» Voraussetzungen erzielte der Demjanjuk-Prozess jedoch nicht den gleichen Effekt wie weiland der Prozess gegen Adolf Eichmann. Zum einen lag dies daran, dass die Emotionalisierungsfähigkeit der israelischen Nation Anfang der sechziger Jahre wesentlich höher war als in den späten Achtzigern, zum anderen, weil Demjanjuk in der Maschinerie des NS-Tötungsmechanismus bei Weitem nicht die Bedeutung hatte wie Eichmann. Der Demjanjuk-Prozess schien denn auch für die Bestrebungen,

den Holocaust noch einmal tief im Bewusstsein der Israelis zu verankern, ein Flop zu werden. Denn mangels überzeugender Beweise wurde der Angeklagte vom israelischen Gericht freigesprochen. Was für viele wie eine Kapitulation vor den Nazis aussah, war in Wirklichkeit ein Sieg des Rechtsstaates, ein erstes, allmähliches Ankommen in der Gegenwart, wenn man so sagen will. Nachdem Jitzchak Rabin 1992 zum Ministerpräsidenten gewählt worden war, betonte er auch, dass Israel ein Land sei, das nach vorne blicken müsse, vor allem aber legte er grossen Wert darauf festzustellen, dass Israel ein «ganz und gar normaler Staat» sei.

Die zunehmende «Holocaustisierung» der israelischen Gesellschaft, wurde in der Ära Shamir zusätzlich durch sogenannte «Marches of the Living» genährt. Nachdem Ende der achtziger Jahre durch den Zusammenbruch des kommunistischen Ostens die Beziehungen zwischen Warschau und Jerusalem wieder enger wurden, schickte Israel seine Kinder nach Polen, um dort die Vernichtungslager zu besuchen. Von diesen «Märschen der Lebenden» erhoffte man sich eine Stärkung der zionistischen Motivation, eine grössere Bereitschaft zur Verteidigung des jüdischen Staates. Die Jugendlichen, die immer mit einer israelischen Fahne durch die Lager liefen, vollzogen dabei so etwas ähnliches wie einen Initiationsritus. Diese unbekümmerten Kids wurden in Auschwitz wieder zu Juden. Die Bilder, die in jenen Jahren immer wieder durch die Medien gingen, waren ebenso herzerreissend wie in ihrer Wiederholung banal: Mädchen und Jungs lagen sich in den Armen, man weinte, wischte sich die Trä-

nen weg, stand stumm und starr im Auschwitz-Museum vor den Bergen von Haaren, Brillen und Koffern, die übrigens als ganz besonders interessante Ausstellungs-Exponate nach Israel geschickt werden sollen! Bei diesen Szenen hing die israelische Flagge immer irgendwo herum, etwas schlaff, wurde jedoch bald von einem der Jugendlichen, geradezu trotzig, wieder geschwenkt. Seht her, wir sind noch da. Wir werden es jetzt den Nazis zeigen. Dass keine mehr da waren, störte diese jungen Israelis nicht. Sie würden diesen Hass und ihre Wehrbereitschaft im Zweifelsfall am palästinensischen Objekt auslassen. Denn was sind denn Palästinenser anderes als arabische Nazis? So jedenfalls werden sie von dem rechten bis extremrechten Spektrum in der israelischen Bevölkerung gesehen ...

Der Holocaust wurde in Israel als ideologisches Mittel missbraucht; seine Opfer wurden beschmutzt, indem man sie für die eigenen politischen Zwecke nutzte. Dies war jedoch nicht nur eine Haltung nach innen, sondern auch nach aussen. Die Zeiten, in denen israelische Regierungen die deutsche Bundesregierung mit dem Holocaust unter moralischem Druck setzten, um wirtschaftliche oder finanzielle Unterstützung zu erhalten, sind noch nicht allzu lange her. Doch darf man dabei nicht vergessen, dass vor allem in den frühen Jahren der deutsch-israelischen Beziehungen diese auf jüdischer Seite nicht unumstritten waren. Viele meinten, dass die Annahme von deutschem Geld – nicht nur der Wiedergutmachungszahlungen, sondern auch von Wirtschaftsgütern – auf eine Art Ablasshandel hinauslief.

Das Klischee des geldgierigen Juden ist bestens bekannt. Weniger bekannt oder gar unbekannt ist das Bild des deutschen Schacherers. Bei den ersten Verhandlungen zwischen Deutschland und Israel erwiesen sich die Deutschen als durchaus «respektable» Partner, wenn es darum ging, die Wiedergutmachungszahlungen möglichst niedrig zu halten. Michael Wolffsohn zeigt dies auf:

«Besonders peinlich war die Ermittlung der Berechnungsgrundlage für die Ansprüche Israels. Sie bezogen sich auf die Kosten, die dem jüdischen Staat bei der Eingliederung von Flüchtlingen aus dem nationalsozialistischen Machtbereich entstanden waren. Der gesamten Bonner Delegation, auch ihren bereitwilligen Mitgliedern wie zum Beispiel Franz Böhmer oder Otto Küster, erschienen die israelischen Zahlen überhöht. Ein Experte des Bundesvertriebenenministeriums wurde befragt. Er verglich die vermeintlichen Eingliederungskosten in Israel mit denen, die der Bundesrepublik Deutschland bei der Integration der Ostflüchtlinge entstanden waren. Sein Ergebnis: jüdische Flüchtlinge waren teurer als deutsche. Die amtliche Bonner Reaktion: ein erheblich niedrigeres Verhandlungsangebot als Gegenangebot. Es gibt zahlreiche weitere Beispiele dafür, wie das Leiden von Menschen im Zuge der Wiedergutmachung zur Rechenaufgabe gemacht wurde. «

Die zunehmende Bedeutung des Holocaust im innerisraelischen Diskurs führte auch dazu, dass Bevölkerungsgruppen, die nicht unter dem Holocaust gelitten hatten, mit diesem Trauma «ge-

impft» wurden: die Sephardim. Die orientalischen Juden hatten in den Jahren 1933-1945 nicht unter der nationalsozialistischen Verfolgung gelitten, teilweise hatten sie auch erst nach dem Krieg von dieser Tragödie erfahren. Hier musste der Holocaust integrative Funktion übernehmen. In einer Gesellschaft, die sich aus Menschen aus 120 Ländern zusammensetzt, reicht angesichts der wachsenden Antagonismen die gemeinsame Religion und der gemeinsame Feind aussen offensichtlich nicht aus, um über die sozialen Spannungen hinwegzusehen. Zu gross sind die mentalen Unterschiede zwischen den ethnischen Gruppen, zu gross auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen. Der Holocaust jedoch macht alle gleich: Ob Jemenite oder Pole: Als «Opfer» sässen sie im Zweifelsfall in einem Boot. Das KZ ist für alle da, da macht es keinen Unterschied, woher man kommt, man ist sowieso nur noch eine Nummer, und die gestreifte Häftlingsmontur verwischt alle sozialen Unterschiede.

Mit dieser Politik einer indoktrinierten Opferhaltung wurde jedoch das ursprüngliche zionistische Ideal vollends konterkariert: Der neue freie Jude, der mit eigenen Händen sein Land bestellt und verteidigt, der kraftvoll agierende Israeli, der starke Zionist wurde wieder zum jüdischen Opferlamm, das nur noch reagierte, und zwar auf die lähmende Gefahr von aussen, die stärker zu sein schien als die eigene Kraft, an die man doch so gerne glauben wollte. Auch hier eine Rejudaisierung Israels, wenn man so will. Dadurch aber, dass die israelische Gesellschaft immer säkularer wurde, musste der Holocaust auch als «Ersatzreligion» herhal-

ten. So wie die «Klagemauer», die Westmauer des ehemaligen Tempels, zum wichtigsten Heiligtum des jüdischen Glaubens wurde, so erschuf sich die Religion des Holocaust ihr eigenes Heiligtum: Yad Vashem, die zentrale Holocaust-Gedenkstätte auf dem Zionsberg in Jerusalem.

Der Kult, den sich der Holocaust schuf – in Yad Vashem wurde er Materie. Neben der herausragenden wissenschaftlichen Bedeutung dieser Gedenkstätte, an der zahlreiche Wissenschaftler die Geschichte des Holocaust erforschen, Dokumente sammeln, katalogisieren, analysieren, ist Yad Vashem im Laufe der Jahre zur *raison d'être* des jüdischen Staates geworden. Bei Staatsbesuchen mussten die ausländischen Gäste zuallererst einen Gang durch die Gedenkstätte absolvieren, sie mussten die grausame Leidensgeschichte des jüdischen Volkes internalisieren, ehe sich die israelischen Politiker mit ihnen an einen Tisch setzten. Yad Vashem ist zu einer steingewordenen Rechtfertigung für die eigene Politik geworden, Yad Vashem ist mittlerweile auch zu einem Altar des jüdischen Götzendienstes verkommen. Die zentrale Halle, ein riesiger, karger Raum, auf dessen Boden die Namen der grossen NS-Vernichtungslager eingelassen sind, mit einem ewigen Licht in der Mitte, darf von Männern nur mit Kopfbedeckung betreten werden, ähnlich wie eine Synagoge oder der Platz vor der Westmauer des Tempels. Hier werden Trauer gottesdienste abgehalten, hier wird das Kaddisch gesagt, hier wird auch die zentrale Feier des Jom Hashoah, des jährlichen Holocaust-Gedenktages, abgehalten. Es genügt nicht, dass an diesem Jom

Hashoah für zwei Minuten im ganzen Land die Sirenen heulen und ganz Israel erstarrt: Der Verkehr bleibt stehen, die Menschen steigen aus den Autos aus, keiner regt sich, kein Ton, kein Wort in ganz Israel – nur Schweigen, Starre und Sirenen. Nein, dieser eindrucksvolle Moment, wo sich ein Volk an seine sechs Millionen Opfer erinnert, reicht nicht aus.

* * *

Als ich das letzte Mal Yad Vashem besuchte, ging ich das erste Mal in die Gedenkhalle für die ermordeten jüdischen Kinder. Meine israelischen Freunde hatten mich darauf aufmerksam gemacht, dass ich diesen Ort unbedingt sehen müsste, er sei das eindrucksvollste, was Yad Vashem zu «bieten» habe, noch eindrucksvoller als das Tal der Gemeinden, ein Labyrinth aus grossen Steinquadern, in die die Namen aller vernichteten jüdischen Gemeinden in Europa eingemeisselt sind.

Alle Israelis, die ich vorher darauf angesprochen hatte, waren sehr, sehr stolz auf diese Kindergedenkstätte. Es sei schrecklich, man würde emotional unheimlich aufgewühlt, ich solle mir für hinterher nichts vornehmen, ich sei dazu dann ganz gewiss nicht mehr in der Lage.

Unruhe hatte mich erfasst; ein israelischer Freund, der mich begleitete, meinte, dass er nicht mit hineinkommen würde, er würde das seelisch einfach nicht verkraften, das sei ihm für diesen Tag einfach zuviel, er fühle sich sowieso nicht besonders gut, da er einen Riesenkrach mit seiner Freundin gehabt hätte.

Bekommen näherte ich mich dem Bauwerk auf dem Gelände. Zuvor waren wir gemeinsam in die zentrale Halle mit den KZ-Namen auf dem Boden gegangen, und während wir dort standen

und die anderen Menschen beobachteten, wie sie beim Eintreten ganz still und ehrfürchtig wurden, fiel mir mein erster Besuch dieser Halle wieder ein. Das war in den sechziger Jahren. Ich war mit meinem Vater hergekommen. Auch er war das erste Mal in Yad Vashem. Für ihn, so denke ich heute, muss dieser Gang auf den Zionsberg sehr schwer gewesen sein. Er hatte vier Geschwister und seine beiden Eltern in Auschwitz verloren, von den ferneren Verwandten und seinen eigenen Erlebnissen ganz zu schweigen. Ich weiss noch, wie ich mit meinem Vater in die Halle kam, wie er dort für seine Familie das Kaddisch sprach, mich dabei an der Hand hielt. Danach gingen wir ein wenig herum; bald verliessen wir Yad Vashem wieder und fuhren hinein nach Jerusalem. Ich kann mich nicht erinnern, meinen Vater irgendwie beklommen, bedrückt oder bewegt erlebt zu haben. Vielleicht habe ich es tatsächlich vergessen, doch das glaube ich nicht. Die Augenblicke, in denen mein Vater vor mir geweint hatte, habe ich bis heute eindrücklich vor Augen. Meistens weinte er in der Synagoge beim Gedenkgottesdienst Jiskor. Ich kam erst nach diesem Gebet, an dem nur Waisen teilnehmen dürfen, wieder in die Synagoge herein. Mein Vater hatte leicht gerötete Augen und ein zerknülltes Taschentuch in der Hand, das er schnell wegsteckte. Dabei ging es ihm nicht darum, seine Trauer vor mir, dem kleinen Jungen, zu verheimlichen. Mein Vater hatte keine Hemmungen zu weinen. Keiner der jüdischen Männer hatte Hemmungen zu weinen. Sie hatten nicht die geringste Sorge, ihre Männlichkeit zu verlieren, wenn man sie weinen sah. Mein Vater, und da bin ich mir ziemlich sicher, weinte damals in Yad Vashem nicht. Dagegen weinte er ganz heftig und ohne Hemmungen auf der gleichen Israel-Reise bei einem Besuch ei-

nes Friedhofs vor den Toren Jerusalems. Zusammen mit seiner Cousine Piri und deren Mann Meierku, die nach dem Krieg sofort nach Palästina ausgewandert waren, waren wir zu diesem Friedhof gefahren, weil dort der Sohn eines entfernten Verwandten lag, der im Suez-Krieg gefallen war. Der Friedhof befand sich auf einer kleinen Anhöhe; ausser dem leisen Pfeifen des Windes und dem Zirpen der Grillen, die in der glühenden Mittagssonne ihr eintöniges Konzert gaben, war nichts zu hören. An einem der Gräber stand ein Mann, etwa im gleichen Alter wie mein Vater und Piri, und weinte bitterlich, während er gleichzeitig in der typischen Gebetshaltung vor- und zurückschaukelte. Sein Klagen drang immer dann zu uns, wenn der Wind von ihm in unsere Richtung wehte. Es waren kurze, aber heftige Schluchzer und ein leises langgezogenes Gewimmer, unter dem sich jede einzelne Silbe der Worte des Kaddischgebetes endlos lange hindehnte. Wir verliessen etwa zur gleichen Zeit die Gräber. Da weit und breit niemand war, kein Auto, kein Bus, kam der Mann auf uns zu und fragte, ob wir ihn mit in die Stadt nehmen könnten. Er sprach Hebräisch. Nachdem die Erwachsenen sich gegenseitig vorgestellt hatten, wechselten sie zum «heimischeren» Jiddisch über. Es begann das übliche Ritual: «Fin woj bistu?», von wo bist du, woher stammst du, was machst du. Der Mann erzählte, dass er am Grab seines einzigen Sohnes gewesen war, der als israelischer Soldat gefallen sei. Alle im Wagen seufzten, nur ein kleines «Oj» oder «Ojwejmir» war zu hören. Der Mann unterbrach das Schweigen. Es sei gut, dass sein Sohn zumindest als Soldat gestorben sei und nicht als hilfloses Opfer von Hitler, jemach scheinam, ausgetilgt sei sein Name. Piri, Meierku und mein Vater

nickten. Nun begann das, was ich aus München kannte und von all den Begegnungen mit Juden überall auf der Welt. Wie hast du den Krieg überlebt? Wo warst du, in welchem Lager? Wer von deiner Familie ist übriggeblieben? Holocaust-Überlebende unterscheiden zwischen denen, die «dort» gewesen waren, und jenen, die irgendwie das Glück hatten, rechtzeitig zu entkommen, oder gar nicht in Europa gelebt hatten in «jener Zeit».

Der Mann erzählte und erzählte. Er erzählte, wie er irgendwann Anfang der vierziger Jahre über die tschechoslowakische Grenze in die Karpaten geflohen und in der späten Nacht in einem kleinen Stetl angekommen war, wo er an das Fenster einer jüdischen Familie angeklopft hatte, die gerade beim Abendessen sass. Die Familie hatte ihn aufgenommen und sich einige Tage um ihn gekümmert, ehe er weiterzog. Ach, meinte er traurig, ich wüsste zu gern, was aus dieser Familie geworden ist. Wahrscheinlich waren sie alle «auf Transport» gegangen. Piri erstarrte. Sie begann Fragen zu stellen, ob diese Familie Kinder gehabt hätte. Ja, bestätigte der Fremde, drei Töchter. Allmählich erfasste auch meinen Vater eine merkwürdige Unruhe. Und Piri sagte zu dem Mann: Ja, die Töchter hiessen Baschi, Schewi und Piri, das bin ich. Und das hier neben mir ist mein Cousin Zoli, der immer zu uns überkam. Weissst du noch?

Der Mann blickte ungläubig meinen Vater an, dann Piri, dann wieder meinen Vater. Und plötzlich, als ob sich die Schleusen ihrer Seelen öffneten, brachen die drei in Geschrei und Gelächter aus, sie küssten und umarmten sich, immer noch ungläubig, sie lachten und schrien und allmählich wurde aus dem Lachen ein merkwürdiges Gemecker; unmerklich ging es in ein hustendes

Schluchzen über, das sie alle drei immer heftiger erfasste. Dieses trockene Schluchzen schüttelte ihre Körper in dem auf der sandigen Strasse tanzenden Wagen noch zusätzlich hin und her. Auch Meierku, der am Steuer sass, hatte Tränen in den Augen, und ich merkte, wie auch ich längst mitweinte, weniger aus Rührung über die Geschichte, als vielmehr angesteckt durch den Schmerz, das Leid und die Freude, die meinen Vater gepackt hatten. Wie liebte ich meinen Vater in diesem Augenblick. Wie gerne hätte ich ihm in diesem Moment all sein Leid abgenommen. Aber ich spürte, dass ich für ihn gar nicht präsent war. Die drei sassen im Jahre 1966 in einem alten, klapprigen Pontiac auf einer holperigen Strasse nach Jerusalem, aber in Wirklichkeit sassen sie miteinander in der Stube von Piris Eltern, daheim im Stetl bei Munkacs, irgendwo in der Karpato-Ukraine. Und das war viele, viele Jahre vor meiner Geburt. Da gab es mich noch nicht – so wie jetzt in diesem Wagen. Ich war nicht vorhanden, aber auch nicht Meierku, den Piri doch erst nach dem Krieg kennengelernt hatte.

Da sassen mein Vater und die beiden anderen und weinten. Sie weinten Tränen der Wiedersehensfreude und Tränen der Trauer über all die ermordeten Verwandten. Hier vergoss mein Vater die Tränen der Trauer, nicht in der Halle von Yad Vashem.

An diese Begebenheit musste ich denken, als ich die Menschen in der Halle beobachtete. Mein Freund und ich verliessen den Ort, ich zog sofort meine Kippa aus, da ich diesen Ort, der an den anus mundi erinnern sollte, nicht als heiligen Ort sehen konnte und wollte – nicht einmal als symbolisches Grab der sechs Millionen Kedojschim, der sechs Millionen Heiligen, wie sie ge-

nannt werden. Und während wir auf die Kindergedenkhalle zugehen, merkte ich, wie ich allmählich wieder unruhig wurde. Beklommen ging ich alleine hinein. Es war stockfinster, und ich hatte alle Mühe, mich zu orientieren. Vom grellen Sonnenlicht der jüdischen Berge geblendet, brauchten meine Augen einige Sekunden, ehe ich Einzelheiten erkennen konnte. Ich befand mich in einem Rundgang, an dessen Seiten Spiegelwände waren. Irgendwo gab es kleine Lichtquellen, die wie Kerzenflammen aussahen und sich millionenfach in den schrägen und sich gegenseitig reflektierenden Spiegeln brachen, so dass der ganze dunkle Raum von weit oben bis weit unten, auch unterhalb des Rundgangs von Millionen Kerzenflammen, «Lebenslichtern», erfüllt war. Aus einem Lautsprecher, den man allerdings nicht orten konnte, drang eine Männer- und eine Frauenstimme, die ruhig und doch eindringlich die Namen der anderthalb Millionen von den Nazis ermordeten jüdischen Kinder aufzählten. Ich stand inmitten dieses Lichtermeers und fragte mich unwillkürlich, ob die Geschwister meines Vaters, die als Kinder in Auschwitz ermordet worden waren, auch genannt würden. Ob ich vielleicht so lange hier ausharren sollte? Ich schüttelte innerlich den Kopf, fand die Vorstellung komisch, hier womöglich so lange auszuharren, bis anderthalb Millionen Namen aufgesagt wurden, und dann waren es vielleicht ausgerechnet die letzten vier. Zugleich betrachtete ich interessiert die Spiegelwände. Ich wollte wissen, wie viele solcher Wände sich wie oft wo brachen, ich wollte den technischen Aufwand dieses Bühnenbildes durchschauen. Bühnenbild! Das war es! Ich empfand nicht einen Augenblick dieses überwältigende Gefühl, das mir meine israeli-

schen Freunde prophezeit hatten. Ich war nicht ergriffen, nicht schockiert, auch nicht bewegt oder berührt oder verzweifelt oder traurig. Ich befand mich in Jerusalem, in einem dunklen Raum, den ich eher als Dekoration, als hilflose Inszenierung verstand. Als eine künstlerische Konstruktion, die in mir eher Assoziationen an Kunstobjekte weckte als an den Holocaust. Diese Gedenkstätte war zu kunstvoll, zu schön, zu gekünstelt. Auch hier der Versuch, die Toten der Anonymität zu entreissen, indem man ihre Namen aufzählte. Doch was nützt das schon? Selbst mein jüngster Onkel Schimschon Schaje, der mich seit meiner Kindheit irgendwie begleitet, vielleicht weil ich als kleiner Junge so beeindruckt davon war, dass er in einem Alter ermordet wurde, als ich gerade anfang, die Welt zu entdecken. War dieser mysteriöse Onkel nicht auch nur ein Anonymes? Mein Vater hatte mir ein wenig über ihn erzählt. Doch was konnte er schon über einen Vierjährigen berichten? Er, der doch um so vieles älter war als sein Bruder und damals auch weit weg von zu Hause, auf einer Jeschiwa?

Was also soll es nutzen, die Namen aufzuzählen, aufzulisten, auf riesige Betonplatten mitten in Berlin zu gravieren?

Ich konnte mit diesem Denkmal von Yad Vashem nichts anfangen, vielleicht auch, weil ich tagtäglich am Ort der Shoah lebe: Hier, in der Levante, im Heiligen Land eine Holocaust-Gedenkstätte – was hatte das mit der Wirklichkeit des Holocaust zu tun? War auf diese Weise das Gespenst wirklich zu bannen?

Mir ist schon klar, dass das jüdische Volk eine zentrale Stelle braucht, wo all die Rituale und Symbole, all die Zeremonien und Feiern stattfinden können, die vonnöten sind, um die Erinnerung lebendig zu halten, um auch einen gewissen Trost zu erhalten,

damit man als Überlebender, als Mensch eben nicht hilflos gegenüber diesem Grauen ist – ohnmächtig. Sind solche Orte nicht die modernen Versuche eines uralten, ja archaischen Bedürfnisses der Menschheit, den Schrecken zu bannen? Sind Gedenkstätten nicht die modernisierte Form eines Totems? Und ist der Holocaust nicht, zumal an solchen Orten, tatsächlich zum Fetisch verkommen?

Vielleicht ist die Nicht-Darstellbarkeit des Holocaust, die Unfassbarkeit, die Monstrosität des Vorgangs nur durch die Bildlosigkeit «darstellbar»?

Das jüdische Bilderverbot, «Du sollst dir kein Bildnis machen», dieser Auftrag, dieser Befehl, sich die Göttlichkeit – das Ejn Sof, das Unendliche, wie die Kabbala die Gottheit bezeichnet – nicht innerhalb irgendeines Rahmens vorstellen zu wollen, weil die Göttlichkeit jeden Rahmen sprengt – gilt nicht ähnliches für den Holocaust? Ist dieses Verbrechen nicht wirklich so unendlich gross, dass es nicht die geringste Möglichkeit gibt, es in irgendeiner von Menschenhand geschaffenen Form zu erfassen? Lea Rosh hat auf die Vorwürfe, dass der Grabplatten-Entwurf zu gross sei, erwidert, dass nicht die Grabplatte, sondern das Verbrechen gross sei. Worauf wiederum Kritiker richtig reagierten, indem sie darauf hinwiesen, dass die Grösse eines Denkmals nicht automatisch die Grösse des Verbrechens repräsentiert.

Wer weiss? Vielleicht müsste man, wie ein Holocaust-Überlebender einmal lakonisch meinte, einfach nur ganz Deutschland überdachen mit irgendeiner Stahlkonstruktion. Dann hätte man das adäquate Holocaust-Denkmal. Dann wäre die Grössenordnung doch richtig, schliesslich ging das Verbrechen von ganz

Deutschland aus. Aber wäre dieses «Denkmal» wirklich gross genug, um der Shoah eine Form zu geben?

Der Talmud sagt, dass jeder Mensch eine Welt ist. Wenn das stimmt, dann wurden Millionen von Welten, nein, *unendlich* viele Welten ermordet. Denn mit jedem Toten starben auch all seine Nachkommen, all seine Kinder und Kindeskiner, die noch geboren worden wären. Ist es ein Wunder, dass wir Menschen mit dem Holocaust nicht zurechtkommen?

Israel braucht Yad Vashem. Für mich ist dieser Ort ohne Belang. Er wird für mich immer nur künstlich bleiben, und ich lehne seine Existenz ab, nicht nur weil er auf dem Reissbrett eines Architekten entstanden ist, sondern auch weil mit ihm soviel Schindluder getrieben wird.

Der einzige Ort, an dem die Shoah sichtbar wird, ist ein unsichtbarer: die Seelen der Überlebenden. Welch ein Unterschied zwischen diesem Denkmal für die ermordeten Kinder und den Gesichtern der alten Juden, die in den letzten Jahren in meiner Gemeinde immer öfter auf dem Friedhof zusammenkommen, um einen der ihren zu begraben. In ihren Gesichtern kann man lesen, wie in einem offenen Buch. In jeder Falte, in jedem Zucken der Augenlider, der Mundwinkel, in der leicht gebeugten Haltung ihrer Köpfe lässt sich hundertmal, was sage ich, tausendmal mehr das Entsetzen des Holocaust erkennen als in jeglichem Denkmal. Amnon Barzel meinte in einem Artikel vom 24. März 1995 in der *Woche*, dass nach der Shoah jeder Jude ein Denkmal sei. Im Unterschied zu Elie Wiesel, der jeden Juden gleich zum Überlebenden erklärt, weist Barzel nur auf das Wunder der schieren Existenz der Juden hin. Vielleicht sind wir tatsächlich die einzig mögliche «Darstellung» des Holocaust? Ist das blasphemisch

oder pervers? Ist das anmassend, lächerlich oder einfach nur dumm? Ich weiss keine Antwort...

* * *

Ist es ein Wunder, dass sich Protest erhob, als die Regierung Rabin die Besuchspflicht in Yad Vashem für ausländische Politiker aufhob? Der Widerstand wurde damit begründet, dass der Holocaust ein wesentlicher Grund für die Existenz des Staates Israel sei. In der Unabhängigkeitserklärung hatte David Ben Gurion den Holocaust noch als einen von sechs Gründen für die Notwendigkeit eines jüdischen Staates genannt; inzwischen aber scheint er zum Hauptargument geworden zu sein. Die Gefahren, die damit verbunden sind, liegen auf der Hand. Für Israelis, die sich nicht mehr mit ihrem Glauben identifizieren können, bleibt der Holocaust das wichtigste Verbindungsglied zu ihrem jüdischen Erbe. Nicht der Glauben steht hier im Mittelpunkt der Identität, sondern die jüdische Geschichte. Hinzu kommt, dass diese Art der Identitätsstiftung von aussen bestimmt ist, denn der Holocaust ist ausschliesslich eine Angelegenheit der Antisemiten, aber wahrlich nicht der Juden. Wie sehr diese Haltung von einem gewichtigen Teil der säkularen Israelis bereits verinnerlicht ist, zeigt der Besuch des ehemaligen israelischen Generalstabschefs Ehud Barak in Auschwitz vor einigen Jahren. Er stellte dort eine merkwürdige Verbindung zwischen Auschwitz und der Existenz der israelischen Armee her, als ob diese die Juden im KZ hätte befreien können ...

* * *

Wem «gehört» eigentlich der Holocaust? Diese eigenartige Frage muss im Umgang Israels mit der Geschichte gestellt werden. Schon bald nach der Staatsgründung verstand sich Israel als Nachlassverwalter all derjenigen jüdischen Opfer, die keine Nachkommen mehr hatten und somit keine Ansprüche mehr stellen konnten. Im nachhinein wurden also die Opfer zu israelischen Staatsbürgern erklärt, was im Rahmen der geistigen Konzeption des «Rückkehrgesetzes» Sinn macht. Das «Rückkehrgesetz» besagt, dass jeder Jude das Recht hat, in seine alte, angestammte «Heimat» Israel zurückzukehren. Gemäss dieser Definition ist also jeder Jude eigentlich ein Auslandsisraeli. Dass vor allem amerikanisch-jüdische Organisationen mit dem Alleinvertretungsanspruch der Holocaust-Opfer von israelischer Seite nicht einverstanden waren, zeigen die Auseinandersetzungen, die darüber geführt wurden. Inzwischen gibt es hier so etwas wie eine konzertierte Aktion.

Und doch bleibt die Frage, wem der Holocaust gehört, virulent. Als jüdischer Staat musste sich Israel zwangsläufig auf dieses Ereignis beziehen, das ist klar. Doch auch die amerikanische Judenheit, immerhin sechs Millionen Menschen, hat den Holocaust zu ihrer ureigensten Sache gemacht.

In jeder grösseren Stadt in den USA existieren mittlerweile Holocaust-Denkmäler und -Museen (Ende der achtziger Jahre gab es 20 Holocaust-Museen, über 70 Holocaust-Research-Zentren, 12 Holocaust-Mahnmale, 5 Bibliotheken, die sich auf den Holocaust spezialisiert haben, über 30 Holocaust-Archive und mehrere Zeitschriften, die sich ausschliesslich mit dem Holocaust

beschäftigen). Das Holocaust-Memorial in Washington, 1993 eröffnet, ist das wichtigste Denkmal und wissenschaftliche Zentrum für die Shoah in den USA. Es ist mittlerweile nicht nur zu einer eingebildeten, sondern echten Konkurrenz zu Yad Vashem geworden, weil US-Juden ihre Spenden nicht mehr nach Jerusalem, sondern nach Washington schicken. Dennoch ist es, rein historisch gesehen, ein Unding, dass sich die amerikanischen Juden in dieser Form des Holocaust bemächtigt haben.

Gerade einmal 300'000 Überlebende waren nach dem Krieg in die USA ausgewandert. Das ist keine allzu grosse Zahl gemessen an den insgesamt sechs Millionen amerikanischen Juden, wenn man die Kinder der Überlebenden, die mittlerweile hinzugekommen sind und auch unter einem Holocaust-Trauma leiden, nicht dazuzählt.

Der Schriftsteller und Friedensnobelpreisträger Elie Wiesel, der selbst ein KZ-Überlebender ist und immer und immer wieder über die Shoah spricht, hat gewiss viel zu dieser «Holocaustisierung» der amerikanischen Judenheit beigetragen mit seiner Äusserung, jeder Jude nach 1945 sei ein «Überlebender».

Ähnlich wie in Israel, kann man auch in den USA zwei Entwicklungen beobachten, die die seelische Ausrichtung auf den Holocaust ungemein begünstigten: Einerseits findet auch hier eine starke Säkularisierung innerhalb der jüdischen Gemeinschaften statt, so dass sich daraus ein ähnlicher Reflex ergibt wie in Israel; andererseits herrschte zumindest bei der älteren Generation lange Zeit ein schlechtes Gewissen gegenüber den europäischen Glau-

bensbrüdern, weil man während des Krieges nicht in der Lage war, ihnen effektiver zu helfen, vor allem aber, weil man in den Jahren 1933 bis 1945 in Frieden und Wohlstand gelebt hatte.

Es besteht kein Zweifel, dass der Holocaust in das kollektive Gedächtnis des jüdischen Volkes gehört, einerlei, ob ein Jude tatsächlich ein Überlebender ist oder nicht. Der Holocaust ist Teil der jüdischen Geschichte und insofern auch Teil der individuellen Identität. Problematisch allerdings wird dieses Selbstverständnis, wenn es auch bei jungen amerikanischen Juden zu beobachten ist, die von sich als «victims», als «Opfer» sprechen, aber niemals Hunger, Kälte, Verfolgung oder Unterdrückung erlebt haben – die also zwischen echter Verfolgung und potentieller nicht unterscheiden können, die nicht einsehen können, dass diese Opferhaltung ihrem Leben etwas Reaktives verleiht, die Umwelt zugleich unter Druck setzt und somit einer Normalität, wie sie in den USA prinzipiell möglich ist, entgegenarbeitet.

Dass das Holocaust-Memorial auf der berühmten Washingtoner Mall, der Museumsstrasse der USA, errichtet werden konnte, war ganz gewiss ein grosses Ereignis und ein riesiger Erfolg für die jüdische Gemeinschaft. Mittlerweile hat sich das Memorial als ebenso wichtige Stätte der Holocaust-Forschung erwiesen wie Yad Vashem. Doch es gab bei seiner Eröffnung vor wenigen Jahren von jüdischer Seite durchaus auch Kritik. Es wurde der Vorwurf erhoben, man zeige sich den Amerikanern lediglich als Opfer.

Wenn der Leiter des Simon-Wiesenthal-Centers in Los Angeles ohne Hemmungen in der Öffentlichkeit verkündet: «Für uns ist

hier jede Nacht ‚Kristallnacht‘», so ist das nicht nur dumm, sondern obendrein ein Zeichen unglaublicher Hybris und Missachtung der Opfer der tatsächlichen «Kristallnacht» von 1938.

* * *

Nur ein einziger Zwischenfall störte das Zeremoniell der Auslese; durch den Geruch wachsam geworden, rief eine Frau plötzlich «Hier tötet man», was eine kurze Panik hervorrief, während der die Herde langsam nach hinten zurückflutete, den Bahnsteigen zu, die den Blicken durch die sonderbare Fassade des Bahnhofes entzogen wurde, die wie eine Kulisse wirkte. Die Wächter griffen sofort ein. Nachdem die Herde beruhigt war, durcheilten Offiziere die Reihen und erklärten höflich, ja manche sogar mit salbungsvoller, priesterlicher Stimme, dass die kräftigen Männer für den Bau von Häusern und Strassen in Anspruch genommen würden, während die übrigen sich von der Reise erholen könnten, bis man ihnen häusliche oder andere Arbeiten auftrüge. Erni stellte freudig fest, dass selbst Golda dieser Fiktion Glauben zu schenken schien und dass ihre Züge sich von Hoffnung erfüllt entspannten. Plötzlich begann die motorisierte Blechmusik, eine alte deutsche Weise zu spielen, in der Erni verblüfft eines jener Lieder voll schwerer Melancholie wiedererkannte, die Ilse liebte. Die Blechinstrumente glänzten in der grauen Luft; von der in Schlafanzüge gekleideten Kapelle und dieser Musik mit ihren schmachtenden, zuckersüßen Klängen ging eine geheime Harmonie aus. Einen Augenblick, einen kurzen Augenblick lang gab auch Erni in seinem Innern zu, dass man nun wirklich keine Musik für die Toten spielen konnte, und wäre es selbst diese Melodie, die aus einer

anderen Welt zu kommen schien. Dann verstummte das letzte Blasinstrument, und nachdem die Herde gehörig eingelullt war, begann die Auslese erneut.

«Aber ich bin krank, ich kann nicht gehen», murmelte er auf deutsch, als die Reitgerte ihn, sowie er an die Reihe kam, mit einer knappen Bewegung der Gruppe arbeitsfähiger Männer zuwies, denen man einen Aufschub geschenkt hatte.

Doktor Mengele, der Oberarzt des Vernichtungslagers Auschwitz, gewährte der «jüdischen Scheisse», die soeben diese Worte gesprochen hatte, einen kurzen Blick. «Nun», sagte er, «wir werden dich kurieren.»

Die Gerte beschrieb einen Halbkreis. Die beiden jungen SS-Leute lächelten listig. Vor Erleichterung schwankend, gelangte Erni zu dem trostlosen menschlichen Meer, das in der Nähe der Baracke hin- und herwogte, und von Golda umschlungen, von den kleinen Händen der Kinder herangezogen, versank er wartend darin. Schliesslich waren alle versammelt. Ein Unterscharführer, der laut sprach und seine Worte deutlich absetzte, forderte sie auf, ihr Gepäck dazulassen und sich ins Bad zu begeben, unter alleiniger Mitnahme ihrer Papiere, der Wertgegenstände und des zum Waschen unbedingt Notwendigen. Dutzende von Fragen drängten sich ihnen auf die Lippen: sollte man Leibwäsche mitnehmen? durfte man die Pakete öffnen? würde man seine Sachen wieder vor finden? würde nichts weggenommen sein? Die Verurteilten wussten nicht, welch seltsame Macht sie jedoch zwang, zu schweigen und sich recht schnell, ohne ein Wort zu sagen, ja ohne einen Blick zurückzuwerfen, zu dem Eingang in

dem drei Meter hohen Stacheldrahtzaun zu begeben, der sich am Rande der Baracke mit dem Schalter befand. Plötzlich begann im Hintergrund des Platzes die Kapelle wieder zu spielen, und man hörte das erste Surren der Motoren, das in den noch von Morgennebeln verhangenen Himmel aufstieg und dann in der Ferne verstummte. Bewaffnete SS-Leute trennten die in Hundertergruppen zusammengefassten Verurteilten. Der Stacheldrahtkorridor schien kein Ende zu nehmen. Alle zehn Schritte eine Aufschrift: Zu den Bädern und Inhalationszelten.

* * *

Ähnlich wie in Deutschland und Israel zeigt sich auch in den USA, dass mit immer grösser werdendem Abstand der Holocaust nicht etwa in das Dunkel der Vergessenheit gerät, sondern immer mehr ins Rampenlicht rückt – zuerst in Form des Holocaust-Memorials in Washington, dann als künstlerische Inszenierung in dem Medium, das längst zum ureigensten Ausdrucksmittel der USA geworden ist: im Film.

Kein Geringerer als Steven Spielberg sollte dem Holocaust ein neues Gesicht geben. Der erfolgreichste Regisseur aller Zeiten, der mit Filmen wie «E.T. – Der Ausserirdische» oder «Unheimliche Begegnung der dritten Art» ein Millionenpublikum erreichte, hatte sich ein ehrgeiziges Projekt vorgenommen: «Schindlers Liste». Bereits 1993, als die Dreharbeiten in vollem Gang waren, war die Medienmaschinerie auf dieses Spektakel aufmerksam geworden. Eine Mischung aus PR-Arbeit und echter Neugier der Journalisten sorgte für entsprechende Schlagzeilen. Der *Spiegel* widmete der Entstehungsgeschichte eine grosse Sto-

ry. Den Holocaust verfilmen: Was bislang keinem Regisseur so wirklich gelang, das wollte nun Spielberg schaffen. Wie stellt man das Grauen dar? Die nach der Fernsehserie «Holocaust» entstandene Ästhetik-Debatte, ob und wie man das Grauen der KZ und Gaskammern in einem Film tatsächlich darstellen könne, entbrannte aufs Neue. Dass ausgerechnet Spielberg dieses Problem lösen wollte, machte das Unternehmen nur spektakulärer. Was war von diesem Mann eigentlich zu erwarten? Dass er sein Handwerk beherrschte, war klar, doch hatte er sich bislang mit den Sujets seiner Filme eher im Unterhaltungsgenre aufgehalten. Sowie er versucht hatte, einen «seriösen», einen «ernsten» Film zu machen, flopte er, wenngleich auf hohem Niveau, aber dennoch. «Die Farbe Lila» ist ein Beispiel dafür. Die Erwartungen waren hoch, die Messlatte noch höher: Claude Lanzmanns neunstündige Dokumentation «Shoah» hatte Maßstäbe gesetzt, an die sich eigentlich niemand mehr so richtig heranwagte. Dem einstigen Weggefährten von Jean-Paul Sartre war es gelungen, in seinem Film, an dem er über zehn Jahre gearbeitet hatte, kein einziges Bild des Holocaust zu zeigen. Der Schrecken und das Grauen – sie entstanden im Kopf der Zuschauer durch die Erzählungen und Interviews, durch das, was im Film gezeigt wurde, ohne dass Lanzmann eben diese Tabuzone betrat. Ein Meisterwerk.

Nun also Spielberg. Die Meldungen aus dem Jahre 1993 verhiesenen nichts Gutes. Zwischen Spielberg und diversen Organisationen war es zu einem Konflikt gekommen, weil der Amerikaner unbedingt auf dem Gelände des ehemaligen Vernichtungslagers

Auschwitz drehen wollte. Die polnische Regierung hatte ihm die Erlaubnis erteilt, doch zahlreiche jüdische Organisationen – das muss hier ausdrücklich betont werden – sowie andere Institutionen, die sich für die Erinnerung und die Bewahrung der Geschichte des Dritten Reiches einsetzen, erhoben ihre Stimme gegen Spielbergs Absichten, da sie eine Entweihung des Ortes befürchteten, wenn dort Hunderte und Aberhunderte Filmleute herumlaufen würden, wenn dort immer wieder «Action» gerufen würde. Zudem gab es die berechtigte Angst, dass die Filmleute durch Abfälle etc. die Gedenkstätte ruinieren könnten, entsprechende Erfahrungen hatte man bereits früher gemacht.

Spielberg sollte schliesslich nur die Erlaubnis erhalten, vor dem KZ drehen zu dürfen, was er dann auch getan hatte. Doch hinter seiner ursprünglichen Absicht steckte – so befürchtete man – das Vorhaben, einen platten Naturalismus auf die Leinwand zu bringen, der angesichts seines Könnens zwar viel «naturgetreuer» sein würde als der falsche Naturalismus der Serie «Holocaust», aber nichtsdestoweniger ebenso unangebracht. E.T. im KZ? So schrieben und unkten die Journalisten. Die Sorgen bestanden in der Tat, doch gleichzeitig waren sie eine ganz wunderbare Werbung für einen Film, der in den USA Ende 1993 und in Deutschland 1994 in die Kinos kommen sollte. Allein um zu sehen, wie Spielberg den Holocaust in Bildern umsetzen würde, musste man den Film gesehen haben. Darüber hinaus gab es aber noch ganz andere Bedenken und Überlegungen, die durch Äusserungen Spielbergs genährt wurden. Der US-Amerikaner Steven Spielberg hatte sich in der Öffentlichkeit nie besonders als «Jude» her-

vorgetan. Dass er einer war, gut, das wusste man, doch es spielte keine besondere Rolle in seinem Leben und auch nicht in seinem Werk, wenn man von den Comic-Strip-Nazis, die er in Streifen wie «Indiana Jones» gerne als Gag mit einbaute, absieht. Jetzt aber war plötzlich alles anders. Spielberg erzählte, wie er rechnen gelernt hatte: Im Hause seiner Grossmutter seien Menschen, auf deren Unterarmen Zahlen eintätowiert waren, zum Englischunterricht zusammengekommen. Klein-Steven sei oft dabei gewesen und diese Leute hätten ihm anhand ihrer Tätowierungen das Lesen der Zahlen beigebracht. Einer hatte ihm sogar gezeigt, dass man aus einem Zeichen zwei Zahlen ablesen konnte, wenn er den Arm einfach umdrehte: So wurde aus der 6 eine 9.

Dieses Ereignis hatte sich Spielberg tief eingepägt. Und noch ein Ereignis wirkte sich prägend auf seinen Werdegang aus. Nach der Trennung seiner Eltern war er mit seiner Mutter in eine Gegend gezogen, wo er der einzige Jude war und dies unter allen Umständen zu verheimlichen suchte. Doch es nützte nichts. In der Schule blieb er der Aussenseiter, und jeder wusste, dass er Jude war – soweit Spielbergs Äusserungen während der Dreharbeiten zu «Schindlers Liste». Seine jüdische Identität hatte er erst dank seiner zweiten Frau, einer Nichtjüdin, wiederentdeckt. Als sie sich auf ihre Konversion zum Judentum vorbereitete, hatte sie Talmud-Thora-Stunden, an denen auch Steven teilnahm. Und seitdem er mit ihr Kinder hatte, wurde ihm die jüdische Erziehung seiner Sprösslinge enorm wichtig. Darum also «Schindlers Liste». Spielberg war auf der Spur nach seiner jüdischen Identität.

Doch es gab sicher noch ein zweites Motiv, diesen Film zu drehen – zumindest glaubten das die Journalisten. Spielberg, der alle Kassenrekorde der Vergangenheit mit seinen Filmen triumphal Überboten hatte, hatte noch nie einen «Oscar» gewonnen. Dieses letzte grosse Ziel wollte Spielberg noch erreichen, und er wusste, dass dies nur mit einem ernstem Film möglich wäre.

Doch gleichzeitig muss ihm zugutegehalten werden, dass er «Schindlers Liste» an Hollywood vorbeiproduzierte. Über viele Jahrzehnte waren in den Studios an der amerikanischen Westküste keine Filme über die Shoah gedreht worden, nicht – wie mancher deutsche Kritiker vermutete – weil die Produzenten sich über die ästhetische Problematik im Klaren waren, sondern vielmehr weil die überwiegend jüdischen Produzenten nichts weniger wollten als «jüdische» Filme. Der Wunsch, sich als hundertprozentige Amerikaner darzustellen, ist ein typisches Phänomen jüdischen Adaptionsbedürfnisses in der Diaspora, doch es ist in diesem Fall auch ein wesentliches Merkmal der amerikanischen Gesellschaft, die sich lange als «melting pot» verstand und deswegen darauf Wert legte, zu einer neuen Einheit zu verschmelzen. Erst in den vergangenen Jahren ist dieser Traum in die Brüche gegangen, und das Bedürfnis der ethnischen Gruppen in den USA, ihre eigenen Wurzeln wiederzuentdecken, hatte auch Rückwirkungen auf die Filme und Fernsehserien, die produziert wurden. Die afroamerikanische Saga «Roots» war ein erstes Produkt dieser neuen Entwicklung, in der auch die Serie «Holocaust» zu sehen ist. Spielberg kam mit seinem neuesten Filmprojekt also gerade richtig – bewusst oder unbewusst, das ist hier

nicht zu klären. Die Entstehung des Holocaust-Memorials in Washington, das Bedürfnis sich zunehmend mit seiner eigenen Vergangenheit auseinanderzusetzen – all das war ein fruchtbarer Boden, auf dem ein Film wie «Schindlers Liste» gut gedeihen konnte.

Spielberg hatte an Originalschauplätzen gedreht. In Krakau, ja und selbst in der Wohnung, in der Oskar Schindler damals während des Krieges gelebt hatte. Dies war Spielberg ganz wichtig, wie er immer wieder betonte. Er wollte damit ein Stück Authentizität garantieren, die vielleicht für den Zuschauer nicht ersichtlich sein würde, für ihn als Filmemacher aber notwendig war. Der Holocaust musste glaubhaft sein! Das war die Botschaft, die dahinterstand. Er musste noch einmal bewiesen werden. Die Auswirkungen, die dieses Bedürfnis auf die Rezeption des Filmes hatte, waren folgenreich.

Spielberg erklärte immer wieder, dass er bei diesem Film «keine Tricks», also technische Tricks, anwenden wolle, dass er den Film in Schwarzweiss drehen werde, dass er einen «europäischen» Film machen wolle. Selbst die Schauspieler, allen voran Liam Neeson und Ben Kingsley, waren europäische Schauspieler.

Der Film wurde zu einem Grossereignis. Anders als bei seinem vorhergehenden Erfolg «Jurassic Park», den Spielberg während der Dreharbeiten zu «Schindlers Liste», nachts, via Satellitenübertragung aus Los Angeles, in seiner Villa in Krakau schnitt, hatten die PR-Leute seines Unternehmens eine weniger laute, weniger drastische Werbekampagne vorbereitet. Dem Thema entsprechend, musste sie wesentlich seriöser wirken als bei einem Film über wildgewordene Dinosaurier. Die Marketingman-

anager von Universal Pictures hatten lediglich einige ernste Fernsehspots vorbereitet, ansonsten beschränkte sich die Werbung vor allem auf die Printmedien. Man pries den Film als «wichtige Erfahrung». Obwohl «Schindlers Liste» nur 23 Millionen Dollar gekostet hatte, für Hollywood-Verhältnisse ein ausserordentlich geringes Budget, war man doch ziemlich nervös. Wie sollte man ein so heikles Thema, noch dazu in Schwarzweiss und ohne einen einzigen amerikanischen Filmstar, in Los Angeles und New York, in Chicago und Seattle, in Dallas und Boston an den Mann bringen?

Völlig unerwartet wurde Präsident Bill Clinton der wichtigste Werbepartner Spielbergs. Nach einer exklusiven Vorführung des Films wandte sich Clinton in einer Ansprache an das amerikanische Volk, pries den Film in höchsten Tönen und empfahl den Amerikanern: «Go see it!» Ausserdem erklärte er später auch noch, dass dieser Film ihn letztendlich bewogen hätte, amerikanische Truppen nach Bosnien-Herzegowina zu entsenden, denn ihm sei durch «Schindlers Liste» klar geworden, dass man nicht einfach zuschauen könne, was in Sarajevo geschehe, man müsse handeln.

Was wollte man mehr? Gab es eine bessere Werbung für einen Film?

Spielbergs Rechnung ging auf: «Schindlers Liste» wurde zu einem spektakulären Ereignis. Die amerikanischen Medien überschlugen sich vor Begeisterung. *Newsweek* widmete ihm gar eine Titelgeschichte. Man war hingerissen, beeindruckt, bewegt, betroffen. Der Holocaust-Film hatte alle Erwartungen übertroffen.

Was war geschehen?

Auf zwei Ebenen hatte Spielberg gesiegt. Da war zunächst einmal der Film selbst. Die emotionale Kraft dieses Films, dem es auf einzigartige Weise gelang, den Holocaust so nachzuzeichnen, dass das Publikum völlig geschockt, bestürzt und verwirrt aus dem Kinosaal kommen musste, ist in der Tat einzigartig. Es gibt keinen Spielfilm über den Holocaust, der in seiner Wirkung an die von «Schindlers Liste» heranreicht.

Auf der zweiten Ebene hatte Spielberg aber noch einen viel größeren Erfolg: Die Verblüffung über seinen Film rührte auch daher, dass der Erfolgsregisseur von Science-fiction-, Fantasy- und Märchenfilmen der Welt tatsächlich beweisen konnte, dass er mehr kann, als nur Ausgeburten seiner kindlichen Phantasie auf der Leinwand umzusetzen. Mit «Schindlers Liste» hatte Spielberg sein Reifezeugnis mit Bravour abgelegt. Mit 46 Jahren war er, wie die Presse ihm gnädig konstatierte, endlich erwachsen geworden – ein ernstzunehmender Regisseur, der das schwierigste Thema des 20. Jahrhunderts in einer Art und Weise umzusetzen vermochte, wie das wohl kein anderer Regisseur besser hätte vollbringen können. Gratulationen kamen von allen Seiten, von Billy Wilder und vielen, vielen anderen Grössen des Filmbusiness. Aus Steven, dem hässlichen Entlein, war ein wunderschöner Schwan geworden. Die Transformation des Steven Spielberg – er verdankte sie dem Holocaust.

Natürlich zeichnete die National Board of Review den Film als besten Film des Jahres aus. Auch die National Society of Film

Critics verlieh dem Film dieses Urteil, ebenso die Filmkritiker in Los Angeles. Der Weg schien geebnet: Kein Mensch zweifelte ernsthaft daran, dass Steven Spielberg bei der nächsten Preisverleihung der Filmacademy den heissbegehrten Oscar erhalten würde. Und gewiss nicht nur einen, sondern gleich ein halbes Dutzend.

Dass es auch Kritik an dem Film gab, störte Spielberg gewiss nicht und die Jubler ebenso wenig. Die Einwände, die in den amerikanischen Printmedien erhoben wurden, stammten überwiegend von jüdischen Kritikern, die sich mit dem Problem der Darstellbarkeit des Holocaust im Allgemeinen und mit der Darstellung der Juden im speziellen herumschlugen. Trotz aller Bemühungen, einen «europäischen» Film zu machen, so lautete das Urteil, sei dies doch nur wieder ein typischer Hollywood-Film geworden. Und dass Spielberg ausgerechnet diesen Stoff als Handlungsträger für den Holocaust aussuchte, war logisch, hatte er doch ein für Hollywood absolut notwendiges Happy-End.

So vernünftig die Kritik auch sein mochte, sie hatte nichts zu bedeuten. Gar nichts. Der Holocaust wurde ein amerikanisches Ereignis, die amerikanischen Juden hatten endlich den Film über den wichtigsten Teil einer Vergangenheit, die sie für sich in Anspruch nahmen, aber die ihnen gar nicht gehörte. Und Spielberg hatte ebenfalls alles, was er wollte.

Um gar nicht erst in den Verruf zu geraten, er wolle sich am Holocaust bereichern, hatte er auf seine Gage für die Regie verzichtet. Ausserdem sollten alle Gewinne des Filmes an Organisationen, die sich um die Holocaust-Überlebenden kümmern, verteilt werden.

Trotz dieser «Vorsichtsmassnahmen», die sicher Spielbergs ethi-

schem Bedürfnis entsprachen: Der Holocaust war für ihn ein aussergewöhnlicher Gewinn.

* * *

Blick zurück nach Deutschland. Man konnte sicher sein, dass Spielbergs Film wieder einmal eine öffentliche Diskussion auslösen würde, die um so heftiger ausfallen musste, als sie just in eine Zeit fiel, in der die wiedervereinigte deutsche Nation ganz heftig über ihr historisches Erbe, vor allem aber über ihre Identität stritt. Keine Zeitung, in der sich nicht irgendwelche Fachleute, Historiker und Politiker zur «nationalen» Frage äusserten. Andreas Kilb, Filmkritiker der *Zeit*, hatte die Richtung der Diskussion bereits lange vor dem deutschen Kinostart von «Schindlers Liste» vorgegeben. In seinem Artikel vom 21. Januar 1994, der auf der Titelseite seines Blattes erschien, die normalerweise nur für wichtige politische Meldungen vorgesehen ist, fällte er sein ultimatives Urteil:

«Fünzehn Jahre nach der Erstausstrahlung von Marvin Chomskys Fernsehserie ‚Holocaust‘ wird durch diesen Film die Frage, ob sich der Massenmord an den europäischen Juden überhaupt in bewegten Bildern darstellen lässt, ebenso eindrucksvoll wie endgültig beantwortet.»

Ob diese Behauptung richtig ist, bleibt bis heute offen. Ein sehr wichtiger Teil der Kontroverse – selbst in den USA – hat sich mit dieser Frage beschäftigt, und bis heute konnte keine endgül-

tige Antwort gegeben werden. Die Gefahr einer semiotischen Verwechslung zwischen Abbildung und Realität formulierte Gertrud Koch bereits im März 1994 im *Village Voice*:

«Das letzte Wort haben zu wollen bedeutet, der resümierende Sprecher sein zu wollen. Und ich denke, dass dieser Film vorgibt, Spielberg liefere in gewisser Hinsicht einen ‚Musterbericht‘ von den Ereignissen, dass der Film sich den Anstrich verleiht, ein ‚realistischer‘ Film zu sein. Indem er sämtliche Zitate aus europäischen Filmen verwendet, plazierte er sich an das Ende der Filmgeschichte ... Er präsentiert sich uns als überhöhte Darstellung der Realität, die wir zu kennen meinen, weil wir so viele Bilder verinnerlicht haben. Und deshalb hat der Film gewissermassen massgebenden Charakter.» (Übersetzung RCS)

Immerhin erkannte Kilb in seinem Artikel das entscheidende Problem in Deutschland:

«Mit Spielbergs Film bewältigt Hollywood ein zweites Mal die deutsche Vergangenheit, und die Deutschen, wahre Meister im Aussitzen ihrer Geschichte, schauen zu. Natürlich werden auch in Deutschland grosse, repräsentative Spielfilme über jene finsternen Jahre gedreht, aufwendige Produktionen mit zumeist gewaltigem Erfolg: Wolfgang Petersens ‚Boot‘ etwa oder Joseph Vilsmaiers ‚Stalingrad‘, der im letzten Jahr fast eineinhalb Millionen Besucher ins Kino zog. Sie zeigen die Deutschen so, wie sie sich am liebsten sehen: als Opfer. Solange das so bleibt, müssen uns andere unsere Geschichte erzählen.»

Nach diesem furiosen Auftakt in der deutschen Presse konnte es gar nicht anders sein, als dass sich jetzt erneut alle äusserten, die sich berufen fühlten, zu diesem Thema etwas zu sagen. Wieder ging das grosse Holocaust-Spektakel los – there is really no business like shoah-business!

Dass dabei auch die üblichen deutsch-jüdischen Statisten kräftig mitmischten, versteht sich. Henryk M. Broder, Michael Wolfsohn, Ralph Giordano, Hanno Loewy gehören ja zum journalistischen Holocaust-Establishment. Ab und an kamen auch andere jüdische Stimmen zu Wort, wie der Theatermacher Arie Zinger und die Literaturprofessorin Ruth Klüger, die mit ihrer Autobiographie «weiter leben», in der sie ihren Weg nach Auschwitz beschreibt, ein Jahr zuvor in Deutschland einen Bestseller gelandet hatte.

Zunächst aber ging es darum, den Film in grossem Stil zu promoten. Da er in den deutschen Kinos noch nicht lief, musste man sich auf die Historie beziehen. Oskar Schindler hat tatsächlich gelebt. Die Schindler-Juden, wie sie sich nannten, konnte man überall auf der Welt aufsuchen. Ebenso war es möglich, Menschen ausfindig zu machen, die Oskar Schindler, diesen neuen deutschen Robin Hood, dieses endgültige Alibi für den Deutschen, der sich so tatkräftig für die Juden eingesetzt hatte, gekannt haben. Kaum einer bemerkte jedoch, dass der Mensch Oskar Schindler in sich die Generalanklage an die grosse Mehrheit der Deutschen beinhaltet, die nichts zur Rettung der Juden getan hatte. Schindler, das wird in dem Film deutlich, war alles, nur kein Held: Er war ein Trinker, ein Spieler, ein Bonvivant, im besten Falle ein Frauenheld. Geschäftlich durchaus ein Halodri

und Gauner. Im entscheidenden Moment aber wusste diese dunkle und unbürgerliche Type genau, worauf es ankam. Er konnte zwischen Gut und Böse unterscheiden. Millionen anständiger Deutscher jedoch nicht?

Die *Frankfurter Rundschau* führte ein Interview mit Elisabeth Tont, der ehemaligen Sekretärin Schindlers in Krakau, Niklas Frank flog für den *Stern* nach Israel und besuchte dort Schindler-Juden, die *Abendzeitung München* führte als erstes von zahlreichen Blättern ein Interview mit der 86jährigen Witwe Schindlers; der frühere Frankfurter Propst, Dieter Trautwein, wurde als ehemaliger Wegbegleiter Schindlers befragt, und Michel Friedman durfte wieder einmal die Schlagzeilen füllen, weil seine Eltern von Oskar Schindler gerettet worden waren. Und schliesslich machten sich die Medien auf die Suche nach den «anderen Schindlers», also nach all den Deutschen, die Juden im Krieg gerettet hatten. Man brauchte sie so dringend zur Ehrenrettung der gesamten Nation. Gleichzeitig startete die *FAZ* in ihrem Feuilleton eine Reihe, die Englisch übertitelt war: «What's right?», um so besser den Zusammenhang zwischen «rechts» und «richtig» herstellen zu können.

Deutschland lag im Schindler-Fieber, noch ehe der Film zu sehen war. Man begann, der Nachkriegsgeschichte dieses Mannes hinterherzuspüren, erfuhr, dass er erfolglos in Argentinien ein Geschäft aufzubauen versucht hatte, wieder in die Bundesrepublik zurückgekehrt war, um hier mit einer bescheidenen Pension und unterstützt von seinen ehemaligen Schützlingen ein kümmerli-

ches Leben in Frankfurt zu fristen. Man war sich in Deutschland auch nicht zu schade, angesichts dieses deutschen Edelmannes, den man über Jahrzehnte einfach nicht wahrgenommen hatte, sich mit grosser Selbstanklage auf die Brust zu schlagen. Die deutsche Bürokratie wurde angeprangert dafür, dass sie dem armen Mann erst so spät eine Pension zukommen liess. Man stellte fest, dass der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes am 17. Februar 1965 an den Ministerpräsidenten des Landes Hessen einen Brief geschrieben hatte, in dem er darauf hinwies, dass der bundesdeutsche Generalkonsul in Los Angeles erfahren hatte, dass MGM einen Film über diesen Judenretter machen wolle und dass Schindler deswegen in die USA reise. Dabei, so der Brief des Staatssekretärs, könnte «möglicherweise in der amerikanischen Öffentlichkeit Kritik daran geübt werden, dass Herr Schindler bisher in Deutschland noch keine Ehrung erfahren habe und dass seine Entschädigungsansprüche – immer vorausgesetzt, dass solche bestehen – noch nicht befriedigt seien». Der Staatssekretär empfahl, dies prüfen zu lassen, und tatsächlich erhielt Schindler schliesslich eine Rente in Höhe von 500 Mark und Mitte Januar 1966 das Bundesverdienstkreuz. Der Staatssekretär hiess übrigens Karl Carstens und wurde später Präsident der Bundesrepublik Deutschland ...

Ein weiterer «Skandal» wurde aufgedeckt. Arthur Brauner, der jüdische Filmmogul und Besitzer der CCC-Film in Berlin, hatte einst den gleichen Stoff realisieren wollen – mit Klaus Maria Brandauer in der Hauptrolle. Doch Schande über das Haupt deutscher Filmförderer. In den achtziger Jahren hatte Brauner in Ber-

lin zwecks Filmförderung einen Antrag eingereicht. Das Projekt hiess: «Vater Courage – Die Geschichte des Oskar Schindler». Es wurde als «mit Emotionen aufgeladene Kolportage» abgelehnt, ebenso wie schon ein Jahrzehnt zuvor, als Brauner den gleichen Stoff mit dem Titel «Ein Engel in der Hölle» eingereicht hatte. Damals wurde das Projekt als «beinahe indiskutable Spekulation» abgelehnt.

Deutschland schlug sich auf die Brust, aber nicht aus Verzweiflung und Schamgefühl, sondern wegen der verpassten Chance. Hätte man doch nur ... dann wäre der grosse Kinoerfolg einem deutschen Regisseur zuteil geworden, dann hätte sich Deutschland jetzt in diesem Rampenlicht sonnen können, in dem jetzt leider dieser amerikanisch-jüdische Regisseur stand. Ein paar zaghafte Hinweise von einigen namhaften Regisseuren wie Volker Schlöndorff oder Hark Bohm, dass in Deutschland ein Film dieser Qualität gar nicht hätte gemacht werden können, verhallten ungehört...

* * *

Obwohl die Werbekampagne angeblich seriös und zurückhaltend ausfallen sollte, hatten die deutschen Verleiher ziemlich heftig getrommelt. In Wien hatte die Premiere des Films im Beisein von Simon Wiesenthal stattgefunden. Die Zuschauer waren begeistert, aber sprachlos und stumm, als die Kinolichter wieder angingen.

In Deutschland musste das Event noch grösser gefeiert werden. Bundespräsident Richard von Weizsäcker war zu diesem Staatsereignis extra nach Frankfurt geeilt. Dort, wo Oskar Schindler

zuletzt gelebt hatte, sollte die deutsche Uraufführung stattfinden. Selbstverständlich war Ignatz Bubis anwesend, natürlich auch Michel Friedman. Viele Stars aus Film, Funk und Fernsehen wurden gesichtet: Senta Berger, Iris Berben und was die Republik sonst noch an Medienberühmtheiten zu bieten hatte. Spielberg, von Leibwächtern umringt, war nach Deutschland gekommen, hatte eine Pressekonferenz gegeben, in der er entgegen allen Erwartungen der Presse Bundeskanzler Kohl wegen seiner Abwesenheit nicht kritisierte. Die Presse wies eigens darauf hin, dass vor der Filmvorführung das übliche Schickeria-Geplänkel stattgefunden hatte. Küsschen, Kaviar und Sekt, nette Gespräche.

Nach dem Film jedoch – Entsetzen, Schweigen, Erschütterung. Richard von Weizsäcker wimmelte die Presse ab, er war völlig versteinert und nicht in der Lage, ein Wort von sich zu geben. Bubis und Friedman, beide den Tränen nahe, gaben selbstverständlich den deutschen Medien Interviews über ihre aktuelle Befindlichkeit; alle anderen Gäste schlichen sich verzweifelt davon.

Es war, als ob die Deutschen zum ersten Mal etwas über den Holocaust erfahren hätten. Dieses Phänomen der allgemeinen Betroffenheit war später auch bei den Hunderttausenden von Zuschauern in ganz Deutschland zu beobachten. Die Tränen waren gewiss echt. Doch man konnte sich angesichts dieser Massenbetroffenheit ähnlich wie 1979 schon die Frage stellen, wieso denn jetzt auf einmal? Ist das alles wirklich so neu?

Nach der Premiere war endlich die Stunde der Kritiker, Fernseh-Talker und Kommentatoren gekommen.

Endlich konnte der Fetisch Holocaust wieder besungen werden. Dass es dabei auch wieder zu peinlichen Entgleisungen kam, war zu erwarten.

Der Journalist Will Tremper hatte sich in der *Welt* zu Wort gemeldet. Natürlich wusste er alles besser. Er hatte, so führte Tremper grossmündig aus, schon in den achtziger Jahren, als er in Los Angeles gewesen war, von Schindler gewusst. Er kannte den Namen natürlich schon sehr viel länger als jener australische Journalist namens Thomas Keneally, dessen Tatsachenroman «Schindler's List» die Vorlage für den Film lieferte. Und er wusste schon seinerzeit soviel mehr als das «bebrillte Bürschlein» namens Spielberg, dem er damals zufällig begegnet war und von dem er einfach nicht wusste, ob der sich zu jener Zeit «schon seines Judentums bewusst war».

Dieser deutsche Besserwisser, dem es aber, anders als jenem windigen Australier und dem bebrillten Bürschlein, leider nicht eingefallen war, aus dem Stoff ein Buch oder einen Film zu machen, dieser deutsche Besserwisser zitierte ausgerechnet Heinrich Himmler als Beweis dafür, dass der Film schlecht ist. Er zitierte tatsächlich aus der berühmten Rede des Reichsführer-SS vom 4. Oktober 1943:

«Und nun auch ein ganz schweres Kapitel will ich hier vor Ihnen auch gleich nennen. Es soll zwischen uns ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden ... Ich meine die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes. Es gehört zu den Dingen, die man leicht ausspricht: Das jüdische Volk wird ausgerottet, das sagt Ihnen je-

der Parteigenosse. Das steht in unserem Programm drin: Ausschaltung der Juden, Ausrottung: Machen wir, pah, Kleinigkeit! Und dann kommen sie alle, alle die braven achtzig Millionen Deutsche, jeder hat seinen anständigen Juden, das heisst, alle anderen sind Schweine, das ist ein prima Jude. – Zugesehen, es durchgestanden hat keiner. Von euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn hundert Leichen beisammenliegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen. Und dies durchgehalten zu haben und dabei, abgesehen von menschlichen Ausnahmeschwächen, anständig geblieben zu sein, hat uns hart gemacht und ist ein niemals genanntes und niemals zu nennendes Ruhmesblatt ...

Die Reichtümer, die sie hatten, haben wir ihnen abgenommen, und ich habe einen strikten Befehl gegeben, den Obergruppenführer Pohl durchgeführt hat. Wir haben diese Reichtümer restlos dem Reich, dem Staat abgeführt. Wir haben uns nichts davon genommen ... Wer sich auch nur eine Mark davon nimmt, ist des Todes. Eine Anzahl von SS-Männern haben sich dagegen verfehlt, es sind nicht sehr viele, und sie werden des Todes sein, gnadenlos. Wir haben das moralische Recht, ja die Pflicht unserem Volk gegenüber, das zu tun, dieses Volk, das uns umbringen wollte, umzubringen. Wir haben aber nicht das Recht, uns auch nur mit einem Pelz, einer Mark, mit einer Zigarette, mit einer Uhr, mit sonst etwas zu bereichern, das haben wir nicht. Denn wir wollen nicht am Schluss, weil wir den Bazillus ausrotten, an dem Bazillus krank werden und sterben.»

In dieser Ausführlichkeit zitiert Tremper Himmler, um zu beweisen, dass die Szene, in der die Räumung des Krakauer Ghettos gezeigt wird, so nicht stimmen könne. Dass die SS-Leute, die da im Film brutal auf alles schiessen, «was sich nicht schnell genug bewegt, vorzugsweise auf hilflose Frauen und Kinder», völlig falsch dargestellt seien. Dass die Räumung des Ghettos einfach «so blutrünstig nicht verlaufen sein [kann]». Dass es einfach nicht der Wahrheit entsprechen könne, dass der SS-Kommandant Göth willkürlich mit seinem Jagdgewehr vom Balkon aus Juden abknallte. Und «was Spielberg uns im Film aber an sexuellen Intimitäten zwischen SS-Männern und nackten Jüdinnen vorführt, ist reines Hollywood»!

Ach, wäre es das nur tatsächlich gewesen!

Auch Sigrid Löffler war in ihrer Rezension in der *Woche*post zu einem merkwürdigen Ergebnis gelangt. Sie glaubte, dass man mit der Kinokarte für den Spielberg-Film einen «bequemen Ablasszettel» erhalten habe. Sie kritisierte zudem, dass die Szene, in der die Schindler-Jüdinnen in die Gaskammer gebracht wurden, wo dann allerdings aus den Duschköpfen tatsächlich Wasser strömte und nicht Gas, «unbeabsichtigt den Auschwitz-Revisionisten in die Hände arbeitet». Wie anders dagegen Ruth Klüger, selber Auschwitz-Überlebende:

«Die Szene ist heftig kritisiert worden, unter anderem als unrealistisch. Wenn ich nicht wüsste, dass sie stimmt! Wer nicht ahnungslos nach Auschwitz kam, hatte Angst vor den Duschen. Spielberg hat hier den Versuch gemacht, ein genuines

Dilemma zu lösen, nämlich die Gaskammern durch die Furcht vor den Gaskammern zu ersetzen, sie anzudeuten – ohne den Fehler zu begehen, sie darzustellen. Wem diese Szene trotzdem missfällt, der sollte sich im Klaren darüber sein, dass wir hier auf den Kern der ästhetischen Schwierigkeiten mit diesem Material gestossen sind.»

Neben Sigrid Löffler und Will Tremper mit ihren leicht überzogenen bis eindeutig antisemitischen Kritiken, meldete sich auch der ehemalige Theaterintendant Günther Rühle, diesmal als Kritiker, zu Wort. Rühle, der 1985 mit aller Gewalt das antisemitische Theaterstück «Der Müll, die Stadt und der Tod» von Rainer Werner Fassbinder in Frankfurt aufführen wollte, meinte in seiner Kritik, dass an diesem Film nun einige Leute ganz schön viel Geld verdienen werden. Dass ausgerechnet dieses antisemitische Klischee in diesem Fall nicht funktionierte, weil Spielberg die Gewinne ja an Holocaust-Organisationen gestiftet hatte, schien Rühle nicht zu stören.

Henryk M. Broder bereitete es grosse Freude, sich in der Spielberg-Debatte gleich mehrmals zu Wort zu melden. Er machte sich zum Anwalt von «Schindlers Liste» und nutzte jede Gelegenheit, den antisemitischen Kritikern eins aufs Maul zu geben. «Kritik der dummen Kerls» hiess seine entsprechende Kampfansage in der *FAZ*, die sich die oben genannten Journalisten Löffler, Tremper und Rühle vornahm. In seiner bitter-galligen Art führte er alle drei vor.

Das passte aber nun zwei anderen Holocaust-Streitern überhaupt nicht. Michael Wolffsohn war der eine, Klaus Rainer Röhl, der

einstmals linke *Konkret-Mann*, der andere. Dieser, der sich wie Botho Strauss mittlerweile auf dem eher rechten Flügel des politischen Spektrums niedergelassen hat, regte sich furchtbar über Broder auf und kommentierte dies mit den Worten:

«Vielleicht will Broder den Begriff political correctness ... jetzt in Deutschland als Selektionsprinzip einführen. Die journalistischen Kollegen werden an die Rampe gestellt und sortiert.»

Über diesen Irrsinn erregte sich wiederum Elke Schmitter, die daraufhin einen Artikel gegen Röhl schrieb. Michael Wolffsohn versuchte es da schon etwas sachlicher. Auch er kritisierte Broder, da er Menschen als Antisemiten outet, die er, Wolffsohn, nicht als solche sehen wolle. Er kritisierte dieses Verhalten Broders, weil es nicht anginge, Journalisten, die zwar im rechten, jedoch im demokratischen rechten Eck zu finden seien, als Antisemiten abzuurteilen, weil sonst für die wirklichen Antisemiten rechtsaussen nichts mehr übrigbliebe. Mit anderen Worten: Die Inflationierung des Begriffs «Antisemit» würde das Wort zu einem inhaltsleeren Gefäss machen, das niemanden mehr irritiere. Der Streit zwischen den beiden jüdischen Publizisten wurde blitzschnell von dem Politmagazin *Fakt* des MDR aufgegriffen. *Fakt* gab den beiden Streithähnen ein Forum vor einem Millionenpublikum – abends um 21.00 in der ARD. Da konnte das deutsche Publikum zwei Juden zusehen, die sich darüber stritten, was denn nun Antisemitismus sei und was nicht...

Wieder einmal war die Auseinandersetzung mit dem Holocaust zu einem grossartigen Geschäft geraten. Das «Buch zum Film», wie der Roman des australischen Journalisten Thomas Keneally jetzt genannt wurde, das von 1982 bis 1993 gerade mal von einigen wenigen Interessierten gekauft worden war, ging nun, allein in Deutschland, bereits in die vierte Auflage mit rund 80'000 verkauften Exemplaren. Auch die Sachbücher von Joachim Fest oder Eugen Kogon, das Tagebuch der Anne Frank und andere Titel zur Shoah profitierten vom Kinoerfolg. Die Holocaust-Museen in aller Welt verzeichneten nach den Filmpremieren jeweils einen enormen Besucherzuwachs, allein im Anne-Frank-Haus in Amsterdam wurden täglich 2'000 Besucher registriert; im Holocaust-Memorial in Washington waren es gar 3'000 pro Tag. In den USA und in Polen boten gewitzte Reiseveranstalter Touren durch «Schindlers Polen» an. Auf dem Programm standen die Originalschauplätze des Spielberg-Films: Auschwitz, natürlich, die ehemalige Fabrik Schindlers und das Haus des Lagerkommandanten Amon Göth. In Krakau blühte ebenfalls der Tourismus. Viele selbsternannten Fremdenführer zeigten Touristen die ehemaligen «Judenplätze», in einem kleinen Café namens «Ariel» spielte eben jene jüdische Band, die Spielberg für seinen Film engagiert hatte. Im Fernsehen wurden eine Reihe von Dokumentationen zum Film gezeigt: «The Making of Schindler's List», ein echtes Werbeprodukt der Spielberg-Gesellschaft, ein Porträt von Oskar Schindler, das sogar der Kultursender arte ausstrahlte, und manches mehr. Am Holocaust konnte man wahrlich viel Geld verdienen ...

Irgendwann meldete sich endlich der Doyen der europäischen Holocaust-Filme zu Wort: Claude Lanzmann. Wer seinen grandiosen Film kannte, wusste, wie er «Schindlers Liste» bewerten würde – es konnte nur eine klare Absage sein:

«Der Holocaust ist vor allem darin einzigartig, dass er sich mit einem Flammenkreis umgibt, einer Grenze, die nicht überschritten werden darf, weil ein bestimmtes, absolutes Mass an Greueln nicht übertragbar ist: Wer es tut, macht sich der schlimmsten Übertretung schuldig. Die Fiktion ist eine Übertretung, und es ist meine tiefste Überzeugung, dass jede Darstellung verboten ist. Als ich ‚Schindlers Liste‘ sah, fand ich das wieder, was ich bei der ‚Holocaust‘-Fernsehserie empfunden hatte. Übertreten oder trivialisieren läuft hier auf das gleiche hinaus. Ob Serie oder Film, beide übertreten, weil sie ‚trivialisieren‘ und so die Einzigartigkeit des Holocaust zunichte machen.»

Lanzmann zielt mit seiner Kritik mitten in das Problem: Ist es erlaubt, eine fiktive Geschichte über den Holocaust darzustellen? Häufig führten die Kritiker Lanzmanns «Shoah» oder die Dokumentarfilme von Ophüls, Fechner und Leiser als Argument gegen Spielberg an. Doch sie argumentierten mit falschen Mitteln. Ausgerechnet ein Wissenschaftler, der bekannte Historiker Professor Wolfgang Benz, Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin, sah diese offensichtliche Diskrepanz in der Argumentation:

«Die Handlung braucht gegenüber der Dokumentation aber fiktionale und dramatische Elemente. Das ist kein Einwand, im Gegenteil: Die Zerstörung von Menschen durch Todesangst, die Mordlust der Täter, die Ambivalenzen der Moral in chaotischer Zeit und unter existentieller Bedrohung kann man nicht dokumentieren. Um begreiflich zu machen, was geschah, braucht es eben die literarische und dramatische Form. In der Schlusszene von Steven Spielbergs Film treten die Schauspieler Hand in Hand mit den Originalpersonen ans Grab Oskar Schindlers. Damit ist auch das Verhältnis von Authentizität und Fiktion geklärt. ‚Schindlers Liste‘ ist mehr als Dokumentation und Geschichtsschreibung. Der Film ist über den Appell an die moralische Sensibilität des Betrachters hinaus ein dramatischer Beitrag zu Geschichtsschreibung und Aufklärung.»

Es scheint nahezu, dass die Frage, inwiefern die Shoah wirklich darstellbar ist, eine religiöse Dimension beinhaltet. Claude Lanzmann hat sich in seiner Dokumentation «Shoah» orthodox an das weiter oben schon einmal erwähnte Bilderverbot des Judentums gehalten. Spielberg hat sich demgegenüber an eine christliche Tradition angelehnt, in der er auch aufgewachsen ist. Die Darstellung ist legitim, da sie nur als Folie benutzt wird, um dem beschränkten Geist des Menschen zu helfen, das Unfassbare und Unsichtbare in einer ihm gemässen Form zu erahnen. Diese strikte Trennung zwischen Fiktion und Realität wurde jedoch im Fall von «Schindlers Liste» immer wieder durchbrochen. Das beweist einerseits, wie «stark», wie «authentisch» die Bilder

sind, die Spielberg gefunden hatte, allerdings auch, welche manipulative Kraft in ihnen schlummert.

Die Entscheidung, in Schwarzweiss zu drehen, entsprang gewiss einer ästhetischen Idee, die viel mit der bildlichen Überlieferung des Holocaust zu tun hat. Film- und Fotodokumente aus der Zeit des Dritten Reiches sind überwiegend in Schwarzweiss erhalten. Die wenigen Meter Farbfilm, die es beispielsweise von Adolf Hitler auf dem Obersalzberg gibt, befremden den Betrachter von heute, der diese Zeit nicht mehr miterlebt hat. Hitler wird durch die Farbaufnahmen zu einer ganz normalen Person reduziert. Anders bei all den Schwarzweiss-Dokumenten. Sie schaffen zwischen dem heutigen Betrachter und dem historischen Ereignis eine Distanz, die den Dokumenten eine Ästhetik des Ungeheuerlichen verleiht. Spielberg spielt mit dieser Ästhetik. Er weiss, dass sein Film durch diese Entscheidung um ein Vielfaches authentischer wirken wird, da die Menschen den Film mit den üblichen Sehgewohnheiten rezipieren werden. Auch die Entscheidung, viele wichtige Einstellungen im Reportage-Stil mit einer Handkamera zu drehen – etwa bei der Räumung des Ghettos –, suggeriert, dass es sich bei diesen Aufnahmen um dokumentarisches Material handeln könnte. Einerseits greift Spielberg hier (eben doch) auf einen Trick zurück, den er braucht, um die emotionale Kraft des Filmes zu steigern, andererseits läuft er natürlich Gefahr zu einem Neudeuter, einem Neuschöpfer von Wirklichkeit zu werden. In der Fernsehdokumentation «Oskar Schindler: Retter und Lebemann» des polnischen Regisseurs Andrzej

Koszyk wird die Gefahr erstmals deutlich. Koszyk vermischt in seinem Film historisches Filmmaterial mit Sequenzen aus Spielbergs Film, ohne diese sonderlich zu kennzeichnen. Dabei entsteht eine neue Realität. Und es ist frappierend, dass diese Informationsumwandlung durch die Vermengung von Fiktion und (historischer) Realität nicht nur – wie es Koszyks Filmkollage zeigt – auf der visuellen Ebene funktioniert, sondern auch auf der auditiven Ebene. Die melodramatische Titelmelodie von «Schindlers Liste» diente beispielsweise 1995 als Auftakt-, Zwischen- und Abschlussmusik der Fernseh-Live-Übertragung der Gedenkfeier zum 50. Jahrestag der Befreiung des KZ Dachau im Bayerischen Fernsehen. Gehör und visuelle Wahrnehmung sind in einem Masse miteinander verkoppelt, dass sich bei dieser Melodie die Bilder aus dem Film mit den gezeigten historischen Bildern während der Sendung zwangsläufig vermengen müssen. Die ernsthaft bemühten Kritiker hatten also durchaus recht, wenn sie auf dieses Problem in Spielbergs Film hinwiesen. Doch das änderte nichts daran, dass «Schindlers Liste» zum erfolgreichsten Holocaust-Film aller Zeiten wurde: Natürlich gewann Spielberg bei der Academy-Award-Feier in Los Angeles den Grossteil der Oscars, und für einen Augenblick gelang es ihm, einen Moment der Wahrhaftigkeit herzustellen, als er bei seiner Dankesrede inmitten all des Glitter und Glamour plötzlich die Oscars den sechs Millionen Menschen widmete, die an diesem Abend nicht dabeisein konnten. Für einen kleinen Augenblick hatte es Spielberg tatsächlich geschafft, den Holocaust real werden zu lassen ...

* * *

Auf welchem niedrigen Niveau darf man sich eigentlich begeben? Ignatz Bubis gab sich tatsächlich für ein einzigartiges Interview der *Bunten* hin. Überschriften waren es mit riesigen Lettern: «Der Schindler-Schock. Deutschland weint.» Anschließend äusserte sich der Vorsitzende des Zentralrats der Juden unter anderem zu folgenden Fragen:

«Ist es besser, wenn ich nicht allein in ‚Schindlers Liste‘ gehe?»

«Darf ich ungeniert weinen? Und was bedeuten meine Tränen?»

«Ich bin ein junger Deutscher und fühle mich schuldig. Welche Argumente können mir helfen?»

«Darf ich im Kino wegschauen, wenn mich bestimmte Szenen erschrecken?»

«Mein Nachbar kaut Popcorn während des Films. Sollte ich mit ihm diskutieren?»

«Was kann ich meiner 15jährigen Tochter sagen, wenn sie mich fragt, warum hat Grossvater nicht auch so wie Schindler den Juden geholfen?»

«Darf ich meiner Tochter/Sohn (16) sagen: Du kannst nichts dafür?»

«Was raten Sie mir, was ich nach dem Film machen soll?»

* * *

«Ich bin stolz darauf wie auf nichts sonst in meinem Leben», erklärte Steven Spielberg in einem *Spiegel*-interview im April 1996 und meinte damit seine Shoah-Foundation.

Spielberg hat seine jüdische Identität wiedergefunden, sein Film

hat's möglich gemacht. Dass Spielberg sich dabei eher auf die «säkulare» Schiene begeben hat und seine Identität via Holocaust statt über den Glauben bezieht, sei's drum. Er ist ein Kind seiner Zeit. Und dass er es mit einigen Dingen nicht ganz so ernst genommen hatte, gestand er in einem Interview der *Jerusalem Post* Dezember 1993. In der Schlusssequenz des Films, wenn die echten Schindler-Juden in Farbe zu sehen sind, hört man ein israelisches Folklore-Lied: «Jeruschalajim schel zahav», das goldene Jerusalem. Dieses Lied wurde erst in den sechziger Jahren komponiert und hat überhaupt nichts mit dem Thema des Films zu tun. Spielberg gestand der Zeitung, dass er das Lied ausgewählt hatte, weil er kein anderes, passenderes kannte. Die «Strafe» folgte auf dem Fuss: Für die israelische Kinoversion musste er ein anderes Lied suchen ...

«Schindlers Liste» war Spielberg nicht genug. Unmittelbar nach dem Film hatte er die Idee, die grösste Datenbank zum Holocaust aufzubauen. Sämtliche noch lebenden Überlebenden sollen weltweit interviewt werden; ihre Geschichte auf CD-ROM und interaktiv, onlinemässig und digitalisiert für immer und ewig gespeichert werden. Und weil alles, was Spielberg angreift, gigantisch werden muss, setzte er sich ein grosses Ziel: In nur drei Jahren müssten mindestens 50'000 von den 350'000 Überlebenden interviewt worden sein. Im Juli 1996 konnte sich seine Stiftung bereits mit einem stolzen Erfolg präsentieren: 2'212 Mitarbeiter führten 16'533 Interviews. Dabei wurden 31'688 Stunden auf 62'668 Video-Kassetten aufgezeichnet. Bis Ende 1997 würden

sich die Gesamtkosten der Stiftung auf 60 Millionen Dollar belaufen, die zum Grossteil von den Einnahmen aus «Schindlers Liste» gedeckt werden. Der Rest wird von der «Survivors of the Shoah Visual History Foundation», von der NBC, MCA/Universal City Studios und von Time/Warner getragen.

Ein einmaliges Projekt, völlig frei von irgendwelchen Geschäftsabsichten? Wie man's nimmt. Spielberg verdient gewiss nicht daran, doch seinem Ruhm und seiner Ehre schadet es nicht. Allerdings schadet sein Unternehmen vielen wissenschaftlichen Instituten, die sich bereits seit vielen Jahren dem gleichen Anliegen widmen, wenn auch mit weniger Geld. Die Gefahr, dass Spielbergs Foundation diesen Instituten Finanzierungsmöglichkeiten abzieht, die sie dringend benötigen, und sei es nur, um das bereits vorhandene Material in digitaler Form zu speichern.

Die Eile, mit der Spielberg sein Projekt betreibt, ist ein weiteres Problem. Natürlich drängt die Zeit, die Überlebenden sind mindestens 70 Jahre alt. Doch die hektische und schnelle Einstellung von ungeschulten Interviewern, die in einem Sieben-Tage-Kurs ein Instant-Verfahren für die Befragung von Überlebenden verpasst bekommen, weckt doch einige Bedenken. Auch die Reglementierung der Interviews macht wenig Sinn. In zwei Stunden soll nach einem strengen Grundmuster Vorkriegszeit, Verfolgung und Nachkriegszeit erzählt werden. Ganz zum Schluss gibt's dann ein Gruppenbild mit Familienangehörigen.

Ob das wirklich Sinn macht? Jeder Journalist, der einmal mit Überlebenden zu tun hatte, weiss, wie lange es manchmal dauern

kann, bis Befragte an den Kern ihrer Erinnerung gelangen: weil sie sie verdrängt haben, weil sie sie gegenüber dem Fremden nicht ohne Weiteres offenbaren können.

Bei Spielbergs Unternehmen wird die Erinnerung zwangsuniformiert; der Holocaust wird damit zu einem digital übersichtlichen, leicht handlebaren Informationskonvolut, das im Zeitalter des binären Systems auf die simple Struktur von 0 und 1 reduziert ist. Was soll das bringen? Authentizität? Echtes Zeugnis? Oder nur eine andere Form der Geschichtenerzählung für die Multimedia-Generation, die sich wohl mehr an den technischen Möglichkeiten dieses modernsten Archives berauschen wird, als sich von dem Schrecken der Shoah wirklich beeindruckt zu lassen?

Beginnt hier die wahre Inszenierung des Holocaust? Wird Spielberg jetzt erst, nach «Schindlers Liste», zum Zauberlehrling, der sich an den Toten vergreift? Da die Überlebenden ihre persönlichen Schicksale erzählen sollen, treten die Toten, die nicht mehr für sich sprechen können, zwangsläufig in den Hintergrund. Früher, in anderen Filmdokumentationen, sprachen die Überlebenden häufig von «wir»; sie liehen den Toten ihre Mäuler, um Zeugnis abzulegen. Genau dies scheint Spielberg allerdings nicht im Sinn zu haben.

Kein Verdienst, aber doch eine Vermarktung des Holocaust?

* * *

Die toten Juden hat man in Deutschland am liebsten. Die lebenden stören. Tote Juden haben mehrere Vorteile: Sie widersprechen nicht; sie lassen sich ausbeuten; man kann sie mit falschen Tönen betrauern, ohne dass sie sich dagegen wehren können; sie lassen sich für allerlei Zwecke einspannen, die nicht immer im Interesse dieser Toten sind; sie sind, mit einem Wort, pflegeleichter als die Juden, die in Deutschland leben und dem Wunsch- oder Feindbild nicht entsprechen. Lebende Juden können immerzu Einspruch erheben, lebende Juden haben eine eigene Meinung, die oft vom deutschen Mainstream abweicht. Wie unangenehm, wie lästig!

Mit Ausnahme der USA gibt es wohl kein Land, in dem so viele Bücher über den Holocaust, über jüdische Kultur und jüdisches Leben produziert werden wie in Deutschland. Der Umgang mit jüdischer Literatur oder Literatur zum Judentum ist in Deutschland – wen wundert's – mitunter schwierig, obwohl die Intentionen nach 1945 durchaus ehrenwert waren. Nach dem Ende des Tausendjährigen Reiches war es das Ziel einiger beherzter deutscher Verleger, der Bevölkerung, die sich mehr oder weniger bereitwillig der braunen Gehirnwäsche unterzogen hatte, ein neues Bewusstsein zu geben. Aufklärung über den Nationalsozialismus

tat ebenso Not wie der Versuch, den Deutschen jüdische Autoren wieder schmackhaft zu machen und vor allem zu beweisen, dass sie weder «entartet» noch so «artfremd» waren, wie Goebbels und seine Mannen sie in ihren Propagandafeldzügen immer wieder etikettiert hatten. Diese Aufgabe hatte zudem einen Selbstzweck, da besonders die deutsche Literatur des 20. Jahrhunderts ohne ihre jüdischen Schriftsteller niemals den Weltrang erhalten hätte, den sie tatsächlich innehat.

Viele Verlage haben sich bis heute in ihrer Aufklärungsarbeit über die Zeit des Nationalsozialismus grosse Verdienste erworben. Dass bei manchen Verlegern der älteren Generation ein schlechtes Gewissen wegen der eigenen Vergangenheit mitverantwortlich war für ihre Programmauswahl, ist klar; sie betrieben eine literarische Form der «Wiedergutmachung». Doch was soll's? Sollte sie doch in erster Linie der Förderung eines neuen Geistes in der Bundesrepublik dienen.

Daneben hat die sogenannte «Vergangenheitsbewältigung» allerdings auch eine ganze Reihe von Buchtiteln auf den Markt geschwemmt, bei der man sich fragen muss, wer diese Werke eigentlich lesen soll. Wahrscheinlich niemand, und dies dürfte auch gar nicht das vordergründige Interesse sein. So verhält es sich seit etwa zehn Jahren mit Veröffentlichungen zur lokalen Geschichtsaufarbeitung. Jede deutsche Kleinstadt, die etwas auf sich hält, veröffentlicht nun eine Geschichte *ihrer* Juden im Rahmen einer Untersuchung der Stadtgeschichte während des Dritten Reiches. Anja Rosmus war eine, immer noch unbeliebte,

Vorreiterin dieser Buchgattung. Niemand, bis auf einige Historiker, braucht diese Bücher, sie dienen lediglich als Beleg für die angebliche Bereitschaft der «Aufarbeitung der Vergangenheit» ... Spätestens seit den sechziger Jahren sind ein Franz Werfel oder ein Walter Benjamin, ein Peter Weiss oder ein Jurek Becker aus der deutschen Literaturgeschichte nicht mehr wegzudenken. Und es gibt natürlich auch einen simplen und einsichtigen Grund, warum deutsche Verlage solche Autoren pflegen: Es sind ganz einfach herausragende Schriftsteller. Dass ausserdem ein Philip Roth, eine Hanna Krall, ein Amos Oz, ein György Konrad zur Weltliteratur zählen und schon allein deswegen auch bei uns veröffentlicht werden müssen, ist ebenso einsichtig, und es dürfte in Anbetracht ihres literarischen Ranges den meisten Verlegern ziemlich gleichgültig sein, welcher Konfession sie angehören. Auch deutsche Verlage haben selbstverständlich ein ökonomisch fundiertes literarisches Interesse.

Doch leider ist die Sachlage nicht immer so einfach. Denn oftmals dienen «die Juden» lediglich als Deckmantel für eine verlogene Doppelmoral, wie sie in der Bundesrepublik vor allem seit der Wiedervereinigung leider immer häufiger anzutreffen ist.

1995 veröffentlichte der Ostberliner Aufbau-Verlag ein zweibändiges Werk mit rund 1'500 Seiten, von dem niemand so recht wusste, wer es wohl lesen sollte. Der Verlag zweifelte aus gutem Grund daran, ob er die Erstauflage von etwa 10'000 Exemplaren überhaupt würde verkaufen können. Doch die historische Bedeutung und die literarische Qualität der zwei Bände gaben den Aus-

schlag; kommerzielle Beweggründe waren hier sicher nicht vorherrschend; ein Stück Zeitgeschichte musste der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Es handelt sich um Victor Klemperers Tagebücher aus den Jahren 1933 bis 1945 mit dem Titel «Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten».

Victor Klemperer, assimilierter Jude, getaufter Protestant und Romanistikprofessor, lebte in den zwölf Jahren des Tausendjährigen Reiches in seiner Heimatstadt Dresden. Als Jude entrechtet, beschrieb Klemperer den ganz normalen Alltag unter der Nazi-herrschaft. Die beiden Bände sind eine Fundgrube für jeden Historiker, aber auch für jeden Interessierten, der hinter die plakativen Informationen blicken möchte, die normalerweise über das NS-Regime erhältlich sind.

Die Tagebücher wurden ein Bestseller. In kürzester Zeit waren sechs Auflagen mit über 80'000 Exemplaren verkauft; die Feuilletons überschlugen sich vor Begeisterung, und es lag nahe, dass der Münchener Geschwister-Scholl-Preis 1995 posthum an Victor Klemperer verliehen wurde. Damit wurde die Herausgabe des Werkes noch besonders geehrt; die Verkaufszahlen stiegen weiter, nicht zuletzt auch dank der phänomenalen Hymne, die das «Literarische Quartett» im ZDF auf Klemperer gesungen hat.

Klemperer hier, Klemperer da – im Zuge dieses Erfolges konnten auch die früheren Werke Klemperers, die bereits seit Jahren auf dem Buchmarkt vor sich hindümpelten, mit neuen Auflagenzahlen aufwarten. «Curriculum vitae» wurde ebenfalls ein grosser Verkaufserfolg, vor allem aber das wichtige Werk «LTI» fand

eine Neuauflage und wird jetzt erst, knapp 50 Jahre nach seiner Erstveröffentlichung entsprechend gewürdigt. In «LTI» – Klemperers Abkürzung für *Lingua Tertii Imperii*, also der Sprache des Dritten Reiches – befasst sich der Philologe auf der Grundlage des Sprachgebrauchs in der Nazi-Ära mit der Psychopathologie der Deutschen. Eine minutiöse, kenntnisreiche Studie, die nach dem Krieg im Westen kurz bekannt geworden war, in den Jahren des Wirtschaftswunders in der Bundesrepublik jedoch kein weiteres Interesse auf sich gezogen hatte, während sie in den Buchläden der DDR immer vorrätig gewesen war.

Der Erfolg von «Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten» beruhte jedoch nicht allein auf seiner Qualität. Hier schrieb einer, der dem deutschen Idealtypus des Juden entsprach; Klemperer verkörperte alles, was Deutschland so sehr an «seinen» Juden liebt.

Zunächst einmal ist Klemperer tot. Dies macht rund 50% seiner Beliebtheit aus. Zudem vertrat er Ansichten, wie sie Deutsche auch heute noch nicht so recht zu äussern wagen. Klemperer war nämlich ein vehementer, ja fanatischer Gegner der ostjüdischen Orthodoxie und des Zionismus. Beide Formen jüdischen Lebens widersprechen dem deutschen Wunschdenken des assimilierten Aufgehens der Juden in der Gesellschaft.

Klemperer schrieb sich seine Abneigung und seinen Widerstand ohne viel Umschweife von der Seele. Er konnte natürlich nicht wissen, was für eine Verdrängungskultur sich in der Bundesrepublik nach 1945 entwickeln würde, ahnte dies aber wohl, weil

er nach dem Krieg die Tagebücher nicht veröffentlichen wollte, da sie in manchen Passagen für die Juden nicht sehr kommod gewesen wären. Die Zionisten waren für ihn «genauso ekelhaft wie die Nazis». So notiert er beispielsweise:

«In ihrer Blutschnüffelei, ihrem ‚alten Kulturkreis‘, ihrem teils geheuchelten, teils bornierten Zurückschrauben der Welt gleichen sie durchaus den Nationalsozialisten.»

Solche Sätze sind Labsal für die deutsche Seele von heute, die genauso denkt. Sicher, die meisten Deutschen teilen diesen Gedanken, wagen es aber kaum, ihn in dieser Krassheit zu äussern. Auf das orthodoxe Judentum Osteuropas reagierte Klemperer ebenfalls immer wieder mit grosser Ablehnung:

«Hätte mir jemand gesagt, ich gehörte mehr zu ihnen als zu meinen deutschen Mitbürgern, ich hätte ihn für wahnsinnig gehalten, und noch heute halte ich jeden für wahnsinnig, der so etwas behauptet.»

Und über eine Talmudschule, die er 1918 besuchte, meint er nur angewidert: «Sie stiess mich wie mit Fäusten zurück.»

Auch hier wieder tiefes Aufatmen von deutscher Seite, das unangenehme Gefühl, das den kultivierten Menschen beschleicht, wenn er diese schwarzen, kaftantragenden Gestalten mit den ellenlangen Schläfenlocken sieht. Hier spricht ein Jude gelassen aus, was viele denken!

Klemperer gehört also zu diesem Kreis von Juden, der in Deutschland so innigst geliebt wird: der Kulturjude, der diese wunderbare jüdische Geistigkeit, diesen jüdischen Witz, diese jüdische Intelligenz mitbringt.

Ach, wie beneiden wir ihn darum. Unter diesem Motto hat vor einigen Jahren die Starphotographin Herlinde Koelbl einen Bildband mit jüdischen Porträts herausgebracht. Das Buch wurde ein riesiger Erfolg.

Die Fotos verkauften sich – mitsamt manchmal ziemlich verräterischer Interviews, die Koelbls Denken offenbaren – deswegen so gut, weil hier ein von bürgerlichen deutschen Intellektuellen favorisiertes Bild reproduziert wurde: der kosmopolitische, geistvolle Jude, dem die deutsche Kultur so viel verdankt. Da war er plötzlich leibhaftig noch einmal zu sehen. Perfide an Herlinde Koelbls Bildband war die Werbung. Kapriziös beklagte sie den tragischen Verlust, den der Exodus dieser geistigen Kapazitäten für die deutsche Kultur bedeutete. Auch Frau Koelbl wurde nicht müde, dies immer und immer wieder zu betonen. Doch implizierte das nicht stets die Frage, ob es um den Verlust des einfachen jüdischen Schusters oder Kaufmanns nicht weiter schade sei? Schliesslich hatten die ja nichts Wesentliches zur deutschen Kultur beigetragen.

Doch Klemperer konnte auch noch aus anderen Gründen beim deutschen Publikum Pluspunkte für sich verbuchen. Er war so gnadenlos treudeutsch, wie nur ein verrückter Jude aus Deutschland dies zu sein vermochte. Das erscheint im Grunde grotesk, ist jedoch in Wirklichkeit äusserst tragisch:

«Ich gehörte nach Europa, nach Deutschland, ich war nichts als Deutscher, und ich dankte meinem Schöpfer, Deutscher zu sein.»

In seiner leidenschaftlichen Anhänglichkeit an das Deutschtum trifft er dann auch eine wichtige Entscheidung über das, was die Nazis eigentlich sind: «Die Nazis sind undeutsch.» So einfach geht das. Und weiter:

«Den schwersten Kampf um mein Deutschtum kämpfe ich jetzt. Ich muss daran festhalten: Ich bin deutsch, die andern sind undeutsch: ich muss daran festhalten: Der Geist entscheidet, nicht das Blut. Ich muss daran festhalten: Komödie wäre von meiner Seite der Zionismus – die Taufe ist *nicht* Komödie gewesen.»

Und schliesslich:

«Umkehr wohin? Man kann nicht zurück, man kann nicht nach Zion. Vielleicht ist es überhaupt nicht an uns *zu gehen, sondern zu warten*. Ich bin deutsch und warte, dass die Deutschen zurückkommen; sie sind irgendwo untergetaucht.»

Klemperer vereint, natürlich ohne das damals ahnen zu können, in solchen Sätzen alles, was der deutsche Mensch von heute gerne hören möchte. Die Liebe zum Deutschtum, dieser höchsten Form der Kultur – ein Glaube, den man 1945 schleunigst abgelegt hatte und erst jetzt allmählich wieder aus der untersten Schublade seiner Gedanken mit aufschwellendem Stolz über die

Demokratiefähigkeit Deutschlands wieder hervorholt –, und dann dieses Absprechen des Deutschtums bei den Nazis! Was will man mehr? Die Deutschen sind prima, die Nazis sind mies, vor allem aber «undeutsch». Das ideale Buch also in der Zeit des neuauflühenden deutschen Nationalismus.

Ist es da ein Wunder, dass niemand anders als Martin Walser für die Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises zum Laudator berufen wurde? Er, der einst der DKP nahestand und sich in den vergangenen Jahren zunehmend nationalistisch geäußert hatte; er, der im gleichen Jahr 1995 einen Skandal ausgelöst hatte, als er behauptete, das Anwachsen des Rechtsextremismus hänge mit einer allgemeinen vernachlässigten Heimatverbundenheit zusammen; er, Martin Walser, durfte Victor Klemperer loben. Und das tat er dann ausführlich. Oder nein, er benutzte ihn für seine eigenen Zwecke, zur Bestätigung seiner Vorstellung von Heimat und Deutschtum. Klemperer konnte sich nicht wehren, er war ja tot. Und so zeichnete Walser in seiner Rede ein Bild von einem ganz wunderbaren Juden – der er strenggenommen nach seiner Taufe gar nicht mehr war. Walser tat also das gleiche wie die Nazis und viele Buchrezensenten, die ihn gerne einen «Juden» nannten – eine Bezeichnung, die sich der lebende Klemperer verboten hätte! –, einen Juden, der all die oben aufgeführten Vorzüge für das heutige Deutschland aufwies. Im Gegenzug musste Walser natürlich einen «schlechten» Juden finden. Für ihn war das Gerschom Scholem, der grosse Kabbalistik-Professor, der schon in den frühen zwanziger Jahren aus Berlin nach Jerusalem

emigrierte, weil er längst zu der Überzeugung gekommen war, dass eine deutsch-jüdische Symbiose nie existiert hatte, es sei denn für den Preis der kulturellen Selbstaufgabe der Juden.

Walser betonte, dass für Klemperer der Antisemitismus historisch keine Chance mehr hatte, weil er doch durch die Aufklärung längst überwunden gewesen sei. Als abschreckendes Beispiel nannte Walser Scholems Gegenposition, der kritisiert hatte, dass nur «imaginäres Wunsdenken» sich der «allgemeinen Erfahrung des wachsenden Antisemitismus» verschliessen konnte. Walser nannte dies eine Auskunft «*nach* Auschwitz». Was nicht stimmt, da Scholem Deutschland lange vor der Machtergreifung verlassen hatte, weil er schon damals die Lüge von der «Symbiose» durchschaut hatte. Und dann fuhr er in seinem neudeutschen Patriotismus fort:

«Ich möchte mich dieser Auskunft auch *nach* Auschwitz lieber nicht anschliessen. Dass die Ungeheuerlichkeit der Entwicklung dazu führt, bei allem, was vorher war, nur noch daran zu denken, dass nachher Auschwitz stattfand, ist zwar verständlich, trotzdem wehre ich mich gegen diese Sicht. Golo Mann hat den Ersten Weltkrieg die ‚Mutterkatastrophe‘ genannt. Ohne 1918 hätte 1933 nicht stattgefunden.

Wer alles als einen Weg sieht, der nur in Auschwitz enden konnte, der macht aus dem deutsch-jüdischen Verhältnis eine Schicksalskatastrophe unter gar allen Umständen. Das kommt mir absurd vor. Abgesehen davon, dass es dann kein deutsch-jüdisches Gedeihen in Gegenwart und Zukunft gäbe. Dem widerspricht aber schon die Einwanderungsstatistik. Deutschland

ist, auch wenn das die Verklärer des hässlichen Deutschen nicht wahrhaben wollen, ein Einwanderungsland, auch für Juden.»

* * *

Der Geschwister-Scholl-Preis, eine Ehrung, die jetzt seit 16 Jahren verliehen wird, ist in München immer ein ganz besonderes Ereignis. Jährlich werden Bücher und ihre Autoren geehrt, die im Geiste der Widerstandskämpfer der «Weissen Rose», im Geiste der Geschwister Scholl schreiben. Ich hatte 1995 an der Preisverleihung teilgenommen. Da ich reichlich spät kam, ergatterte ich nur seitlich vom Rednerpult einen Sitz, hatte da allerdings einen guten Blick über das Publikum und auf den jeweiligen Redner. Alle, die sich in München als «gute Deutsche» verstehen, sind an diesem Abend da. Das gehört zum guten Ton. Und man beweist damit auch seine Solidarität mit jenen, die sich gegen das Unrecht erheben, ohne allzuviel zu riskieren. Die Aula der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität ist ein dekorativer Saal – gut geheizt; da ist es leicht, gegen Extremismus, Faschismus und Rassismus zu sein. Normalerweise spricht bei dieser Veranstaltung stets der Münchener Oberbürgermeister, seit einigen Jahren also der Sozialdemokrat Christian Ude. Doch zur Preisverleihung 1995 schickte er seine Stellvertreterin. Er selbst musste, wie ich später erfuhr, zu einer Vernissage am gleichen Abend. Ich kann Ude gut verstehen. So eine Vernissage ist sicher lustiger als die üblichen Phrasendreschereien auf Veranstaltungen wie der Geschwister-Scholl-Preisverleihung. Vielleicht ist Ude deswegen auch nicht zur offiziellen Gedenkfeier anlässlich der «Reichskristallnacht» am 9. November 1996 erschienen und hat erneut seine

Stellvertreterin geschickt? Ob er da wohl wieder auf einer Vernissage mit Sekt und Lachshäppchen war?

Martin Walser, der einzig wirklich eloquente Redner des Abends, hob voller Verve und Enthusiasmus an, seine Laudatio vorzutragen. Das Publikum hörte ihm voller Begeisterung zu. Es war ein wenig wie Haydns Symphonie mit dem Paukenschlag. Die langweilig bis desinteressiert heruntergeleiterten Statements seiner Vorredner hatten schnell dafür gesorgt, dass sich eine lähmende Müdigkeit unter den Zuhörern breitmachte. Nun aber kam Walser. Keine Frage, er kann formulieren, keine Frage, er hat Charisma, keine Frage, er ist ein spritziger, witziger Redner. Ausgestattet mit all diesen Talenten, seifte und lullte er seine Zuhörer ein; trug seine Thesen vom neuen deutschen Nationalismus vor und machte Klemperer zu seinem Kronzeugen für die Rechtchaffenheit eines solchen Sentiments. Unter den rund 700 Gästen regte sich keinerlei Unruhe. Man war fasziniert und hörte aufmerksam zu. Die Verunglimpfung der ostjüdischen Tradition – Walser machte sie zu seinem Argument. Ein heisser Schlag fuhr mir in die Magengrube. Ich stamme aus dieser Tradition und weiss wahrlich besser als Klemperer und Walser zusammen, welche Schätze sie zu bieten hat. Der Frontalangriff auf den Zionismus – ein weiterer Tiefschlag. Walser spuckte die Zitate Klemperers nur so heraus und sprach damit dem jüdischen Staat jede Existenzberechtigung ab. Pfui Teufel, was geschah hier eigentlich? Ich beobachtete das Publikum, wartete, dass sich endlich Unmut erheben würde. Ich erwartete keinen lauten Protest, keinen Tumult, aber wenigstens ein Unbehagen. Nichts. Nur Jürgen Habermas war aufgestanden und hatte aus Protest den Saal verlassen, was ich allerdings nicht wahrgenommen hatte, son-

dern erst einem Artikel von Amos Elon im *New York Times Magazine* entnehmen konnte.

Mich verblüfft immer wieder diese geistige Trägheit in Deutschland. Man ist süchtig danach, den Holocaust in künstlerischer Form zu konsumieren. Man zeigt damit, dass man «auf der richtigen Seite» steht, man kann vor allem an den aktuellen intellektuellen Diskussionen teilnehmen, man kennt seinen Klemperer, seine Ruth Klüger, seinen Henryk M. Broder. Wir wissen, was gut ist, wir wissen, was richtig ist. Und wir geben viel Geld aus, damit in unserem Bücherbord auch die politisch korrekten Titel stehen. Eine Auszeichnung für jeden Haushalt.

Doch wenn'sdarauf ankommt-nix. Einfach nix. Man freut sich über sich selbst, dass man dabei ist und gesehen wird. Aber mehr auch nicht. Man erregt sich nicht über die Rede Martin Walsers – das taten dankenswerterweise wenigstens Journalisten der *Süddeutschen Zeitung* und der *ZEIT* –, sondern man geht gleich zur Tagesordnung über. Und das hiess im Falle Preisverleihung: Stehempfang mit Bier, Wein und Appetithäppchen. Ich griff ebenfalls zu einem Bier, kippte es in ziemlicher Hast hinunter und fragte mich einmal mehr, wozu das alles gut sein soll? Martin Walser hatte ein wunderbares Publikum. Ihm hörten auf einmal Menschen zu, die ihn an sich, so wie sie sich politisch normalerweise gebärden, für ziemlich schrecklich halten, seitdem er so neonational geworden ist. Leere, leere Phrasen hier in Deutschland ...

* * *

Das Jahr 1995. 50 Jahre nach Kriegsende. Das Medienereignis schlechthin. Uns allen, die wir zur Zunft der Journalisten gehören, wussten, dass wir in irgendeiner Form bis zum 8. Mai mit

diesem Thema konfrontiert sein würden. Aufgrund langer Vorlaufzeiten bereiteten viele Redaktionen bereits im Herbst 1994 die entsprechenden Artikel und Sendungen vor. Den furiosen Start machte wieder einmal *Der Spiegel*. Er hatte gleich im Januar eine Coverstory über das Ende des Krieges und 50 Jahre Freiheit und Demokratie in Deutschland. Allmählich wurde das Ereignis «multimedial» aufbereitet: Sondersendungen in Fernsehen und Hörfunk, Sonderausgaben, historische Abhandlungen, Lexika, CD-ROM-Editionen: Der Markt wurde restlos überschwemmt mit Veröffentlichungen zum Thema des Jahres. Ein grandioses Geschäft. Zwischendrin ein wenig Politik, versteht sich: Wie würde der Bundespräsident die heikle Rede in Warschau überstehen? Grandios, glänzend. Gut gemacht, Roman Herzog; die deutsche Nation wurde bestens von Ihnen vertreten, kein Mensch spricht mehr über Ihren Vorgänger von Weizsäcker. Wie verhielt sich der damalige polnische Präsident Lech Walesa bei der Feier zum 50. Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz Ende Januar 1995? Miserabel, katastrophal, wie nicht anders zu erwarten. Ihm war es tatsächlich gelungen, kein Wort über die ermordeten Juden zu verlieren. Die Polen hatten es obendrein geschafft, dass die ehemaligen Häftlinge, die in Häftlingskleidung zu der Zeremonie angereist waren, während der offiziellen Trauerfeier nicht auf das Gelände des ehemaligen Konzentrationslagers gelassen wurden – das machte sich übrigens gut im Fernsehen: Menschen in Häftlingskleidung blickten durch Stacheldrahtzäune. Diesmal aber waren sie die Ausgesperrten! «Wunderbares Bild! Halt mal die Kamera drauf, das macht sich ganz prima für die Tagesschau!» Und natürlich sah das offizielle Protokoll keine

jüdische Feier während der Veranstaltung vor. Der Holocaust gehört schliesslich den Polen, das Monopol ist ihrer Meinung nach klar vergeben. Also mussten die Juden am Vortag eine Trauerfeier ganz für sich abhalten. Bundespräsident Herzog wollte daran unbedingt teilnehmen. Um Himmels willen, wie würde sich der derbe Niederbayer denn da verhalten? Wiederum hervorragend. Er hatte auch einen Hut auf, wie das bei religiösen Zeremonien der Juden so sein muss, er war als «Privatmann» da und verweigerte jegliches Interview, das würde bei solch einem Anlass einfach nicht gehen.

Bei der offiziellen Trauerfeier ganz vorne dabei: Elie Wiesel. Der berühmteste «Holocausierer» durfte nicht fehlen. Obwohl er Jude ist. Aber er gehört einfach zum Auschwitz-Establishment, er stilisiert sich zum Nachlassverwalter von Millionen Toten. Und dann ist er ja auch Friedensnobelpreisträger wie Lech Walesa – quasi eine Art «Kollege». Ausserdem ist er zu berühmt, das wäre nicht gut angekommen, dem bekanntesten Auschwitz-Häftling den Zutritt zu verbieten. Schliesslich geht es hier um eine mediale Grossveranstaltung, die weltweit übertragen wird. Und da muss sich Polen schon von der besten Seite zeigen. Eine günstigere Gelegenheit kriegt man so schnell nicht wieder. Die anderen Häftlinge, die in den Sträflingsanzügen – die hätten die Szene doch nur gestört.

Und wie war das in Deutschland? Eigentlich ganz ähnlich. Von Rostock bis nach Garmisch, von Frankfurt an der Oder bis Saarlouis – eine Gedenkfeier jagte die andere; die Politiker, die Geistlichen und die Honoratioren der Republik waren als Holocaust-Touristen nonstop unterwegs. Hatten wahrscheinlich fünf Reden dabei, die sie turnusmässig verlasen. Sie bestanden sowieso aus

den immer gleichen Versatzstücken. In jedem KZ feierte man die Befreiung, von Flossenbürg bis Bergen-Belsen; die Zeitungen waren prall gefüllt mit Leitartikeln und nachdenklichen Aufsätzen grosser Denker. Immer wieder eindrucksvolle Fotos von KZ-Toren mit der Aufschrift «Arbeit macht frei».

In dieses Bild fügt sich auch bestens die neue Interpretation des 8. Mai 1945 ein. Er wurde jetzt endgültig zum «Tag der Befreiung» umgedeutet, was sich in der neuen grossdeutschen Republik besonders gut tat, weil schliesslich damit die Geschichte ein klein wenig umgeschrieben werden konnte. Jetzt waren also die Deutschen auch Opfer, die von den bösen Nazis – wie hatte Klemperer geschrieben: «Die Nazis sind undeutsch» – befreit werden mussten.

Höhepunkt waren schliesslich die Feiern zum 8. Mai. Dann kam der 9. Mai – und der ganze Spuk war schlagartig vorbei. Wie fahrende Händler hatten alle Beteiligten an diesem gigantischsten Holocaust-Spektakel der letzten Jahre ihre Zelte abgebrochen und waren auf und davon. Alles war vorbei. Man hatte dem Fetsch Holocaust so lange gehuldigt, jetzt musste man sich ein wenig schonen, ein bisschen ausruhen, um bald eine neue Runde im Holocaust-Ringelspiel drehen zu können.

Ich hatte mich ebenfalls an diesem Medienrummel beteiligt, war verantwortlich für Sondersendungen, drehte Filme zum Thema. Mir war immer unbehaglich zumute, weil ich als Journalist in einer öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalt meinen Job ganz normal «erledigte», vor allem aber auch, weil ich als Kind von Überlebenden keine Kraft mehr hatte, wieder und immer wieder diese grausamen, entsetzlichen Bilder der Shoah auf dem Schneide-

tisch zu haben, die sich dann nächtens verselbständigten und mich in meinen schlimmsten Träumen verfolgten. Und während ich meine Filmbeiträge schnitt und dem Cutter Anweisungen gab – mach doch hier eine kurze Blende, da an dieser Stelle wäre doch ein Wipe besser, hier dieser Schwenk, da können wir wunderbar zu der Grossaufnahme umschneiden, das gibt eine ganz ruhige, in sich geschlossene Bewegung, nein, die Leichenberge, die zeigen wir erst am Schluss, aber nimm bitte nicht die Totale, wo man kaum was erkennen kann, sondern diese Nahaufnahme, wo eine Leiche auf die andere geworfen wird, du weisst schon, wo der dünne Arm auf den Knochen des darunterliegenden kracht, das kommt besser –, während ich also meinem Cutter solche technischen Anweisungen gab, ganz professionell, ganz distanziert, ganz «Fernsehredakteur», suchte ich in diesen Leichenbergen immer nach irgendeinem Hinweis, ob dieser Schädel da vielleicht mein Grossvater war, jener Frauenkörper mit der zer-rissenen Brust vielleicht meine Grossmutter...

Warum beteilige ich mich an diesem Shoah-business? Warum nur? Sollen doch die Deutschen ihre Vergangenheit mit sich selbst ausmachen. Habe ich bei diesen Beiträgen tatsächlich noch das Gefühl, eine aufklärerische Arbeit zu tun? Oder verdiene ich damit einfach nur meine Brötchen? Ich ertappte mich immer wieder, wie ich mir einen aufklärerischen Impetus einzureden versuchte, wie ich immer wieder, wenn ich von dem Thema dermassen gebeutelt und geschlagen war, dass ich nur noch bedrückt durch die Gänge meines Senders lief, mich neu zu motivieren. Und wie erstaunt war ich, dass ich da mit jungen Deutschen Hand in Hand arbeitete. Für sie und für mich muss der Tanz um den

Fetisch Holocaust einen anderen Rhythmus haben. Das konnte einfach nicht anders sein. Wir arbeiteten buchstäblich Tag und Nacht zusammen. Manchmal waren wir uns ganz nah, manchmal ganz fern. Und ich erzählte gerne schockierende Witze: Was ist der Unterschied zwischen einem Juden und einer Pizza? Und als sie die Antwort hörten, machten sie ein verlegenes, ein verstörtes Gesicht, waren irritiert über meinen Galgenhumor.

Freunde! Ihr verhandelt hier die Geschichte eurer Vorfahren, ich aber verhandle die Vernichtung meines Volkes! Wir alle sind an die Vergangenheit gekettet und können uns von ihr nicht losreissen.

* * *

Martin Walser profitierte vom Klemperer-Boom und der Aufbau-Verlag natürlich auch. Die Sensation liess dann auch nicht mehr lange auf sich warten: Der amerikanische Verlag Random House kaufte die Klemperer-Tagebücher für 550'000 Dollar! Noch nie war ein deutschsprachiges Buch für soviel Geld in die USA verkauft worden. Und natürlich war auch der nächste Schritt zu erwarten. Eine Produktionsgesellschaft sicherte sich die Rechte an den Tagebüchern und will sie nun als dreizehnteilige Serie für die ARD verfilmen. Klemperers Kriegstagebücher als deutsche Antwort auf «Holocaust», die Serie. Vielleicht wird's ja auch nur eine Alternative zur «Lindenstrasse»? Eine rührselige Kriegsstory über einen armen, netten Juden aus Dresden? Das ist doch egal. Hauptsache das Geschäft blüht...

Aber nicht nur Martin Walser missbrauchte Victor Klemperer für seine Zwecke. Da gab es noch eine Reihe anderer Leute, die

Klemperer als Kronzeugen gegen, jawohl, gegen Daniel Jonah Goldhagen anführten!

In einem Artikel im *Spiegel* vom 20.5.1996 mit dem Titel «Die Deutschen: Hitlers willige Mordgesellen?» wird der arme protestantische Jude als Beleg dafür zitiert, dass die Deutschen auf Gerüchte angewiesen waren, was die Vernichtungslager im Osten betrifft, und dass diese Gerüchte nicht nur keine zuverlässige Bestätigung waren, sondern obendrein lebensgefährlich:

«Der jüdische Romanist Victor Klemperer protokollierte in seinem in Deutschland zum Bestseller gewordenen Tagebuch die Androhung von einem Jahr Gefängnis durch die Generalkommandantur Berlin für die Verbreitung von Gerüchten, selbst wenn man das Zugeflüsterte bezweifle.»

Da wird im gleichen Artikel als Gegenbeweis zu Scholems These von der Nichtexistenz der deutsch-jüdischen Symbiose erneut Klemperer zitiert:

«Bis 1933 und mindestens ein volles Jahrhundert hindurch sind die deutschen Juden durchaus Deutsche gewesen und sonst gar nichts. Der immer vorhandene Antisemitismus ist gar kein Gegenbeweis. Denn die Fremdheit zwischen Juden und ‚Ariern‘, die Reibung zwischen ihnen war nicht halb so gross wie etwa zwischen Protestanten und Katholiken, oder zwischen Arbeitgebern und -nehmern, oder zwischen Ostpreussen

etwa und Südbayern, oder Rheinländern und Berlinern. Die deutschen Juden waren ein Teil des deutschen Volkes.»

Ob *Spiegel*, *Stern*, *Süddeutsche Zeitung* oder *Neues Deutschland* – alle zitierten den armen Klemperer je nach Bedarf, um eine These oder auch deren Gegenthese zu beweisen. Das war bei dem Tagebuch Klemperers auch nicht weiter schwer: Ist doch die grosse Kraft dieses Werkes das ständige Schwanken des Autors zwischen pro und contra, zwischen Hoffnung und Enttäuschung. Es ist ganz bezeichnend, dass nur selten die Passagen zitiert wurden, in denen Klemperer den Deutschen ihren Antisemitismus und Faschismus vorhält, in denen er auf das «typisch» Deutsche zu sprechen kommt. Und diese Passagen wurden im Zuge der Goldhagen-Diskussion völlig negiert.

Am 16. März 1942 schreibt Klemperer das erste Mal über Auschwitz:

«Als furchtbarstes KZ hörte ich in diesen Tagen Auschwitz (oder so ähnlich) bei Königshütte in Oberschlesien nennen. Bergwerksarbeit, Tod nach wenigen Tagen.»

Kurz danach, am 17. Oktober, wusste Klemperer bereits, dass Auschwitz ein «schnell arbeitendes Schlachthaus» ist. Er ahnte auch sehr bald, dass die Menschen dort anders als in den anderen KZ zu Tode kommen, denn: «Die Asche wird nicht übersandt». Diese Feststellung hielt Klemperer am 8. Januar 1943 in seinem Tagebuch fest. Dass es Vergasungen gab, war Klemperer be-

kannt, aber zu diesem Zeitpunkt wusste er noch nicht, dass sie in Auschwitz stattfanden:

«Übrigens wird längst erzählt, dass viele Evakuierte nicht einmal erst lebend in Polen ankommen. Sie würden in Viehwagen während der Fahrt vergast, und der Waggon halte dann auf der Strecke an vorbereitetem Massengrab.» (27. Februar 1943)

Ende 1944 war jedoch alles klar. Klemperer schreibt am 24. Oktober 1944, «dass wir niemanden wiedersehen werden, dass sechs bis sieben Millionen Juden ... geschlachtet (genauer: erschossen und vergast) worden sind.» Das Wissen um Auschwitz hatte Klemperer, als er bereits in einem sogenannten «Judenhaus» gefangen war. Er, der gefangene, ausgestossene Jude, wusste von Auschwitz, aber die vielen freien Deutschen nicht...

* * *

Wie hatte Martin Walser die deutsch-jüdische Traumsituation von heute beschrieben?

«... Abgesehen davon, dass es dann kein deutsch-jüdisches Gedeihen in Gegenwart und Zukunft gäbe.

Dem widerspricht aber schon die Einwanderungsstatistik. Deutschland ist, auch wenn das die Verklärer des hässlichen Deutschen nicht wahrhaben wollen, ein Einwanderungsland, auch für Juden.»

Walser bemüht die rund 45'000 Juden, die in den vergangenen zehn Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion in die Bundesrepu-

blik immigriert sind. Wenn das nur kein Fehlurteil ist!

Noch im September 1990 hatte die Bundesregierung einen faktischen Einreisestop für sowjetische Juden erlassen. An die west- und ostdeutschen Konsulate in der Sowjetunion war eine Anweisung aus Bonn gegangen, die Aufnahmeanträge jüdischer Bürger «nicht weiter zu bearbeiten». Der Grund: Rund 10'000 Juden wollten nach Deutschland kommen. Nachdem die letzte Regierung der DDR sich zu ihrer Verantwortung gegenüber den Opfern des Dritten Reiches endlich bekannt und öffentlich verkündet hatte, dass ausländische jüdische Bürger, «denen Verfolgung und Diskriminierung droht», unbegrenzt in der DDR bleiben dürften, wurden Einreiseanträge sowjetischer Juden im Osten grosszügig behandelt. Im Westen, so erklärte damals Wolfgang Schäuble, habe man 400 aufgenommen. «Wir sind kein Einwanderungsland» – mit dieser Maxime wollte man die Ausländerpolitik auch in Zukunft regeln. Und das musste natürlich für Juden genauso gelten wie für alle anderen ...

Da nutzten zunächst die öffentlichen Hinweise, das neue, wiedervereinigte Deutschland dürfe so gar nicht erst beginnen, überhaupt nichts. Am 14. September hatte Schäuble in einem Interview des Deutschlandfunks zu den Vorwürfen, die deutschen Behörden würden auf die Einwanderungswünsche der russischen Juden engherzig reagieren, geantwortet:

«Es hat wenig mit Engherzigkeit zu tun, sondern die lange aufgestauten Wünsche von jüdischen Menschen in der Sowjet-

union, ausreisen zu können, finden jetzt grössere Möglichkeiten. Und nun geht es um die Frage, wo sie hingehen ...»

Euphemistischer kann man wohl die Fluchtwelle der sowjetischen Juden nicht bagatellisieren. Selbst in den deutschen Medien waren in jenen Jahren zahlreiche Artikel erschienen, die im Gefolge von Glasnost und Perestroika sich ausbreitende antisemitische, pogromähnliche Stimmung in der UdSSR anprangernten. Die wichtigste und bekannteste antisemitische Gruppe nannte sich «Pamjat». In zahlreichen Interviews für das Westfernsehen hatte deren Anführer öffentlich angekündigt, was mit den Juden alles geschehen solle. Die Ausreiseanträge der Juden – nichts als nur die Sehnsucht nach einem Leben in Saus und Braus?

Da vor der Wiedervereinigung die Aufnahme von Sowjetjuden Ländersache war, wurde dies unterschiedlich gehandhabt. Hessen oder Nordrhein-Westfalen gehörten damals zu den «humanen» Bundesländern, weil sie immerhin jeweils 100 Juden hineinliessen, in Hamburg sah man dagegen überhaupt keinen Handlungsbedarf. In Frankfurt, der Multikultistadt der Bundesrepublik, war man bei «deutschstämmigen» Juden, deren Vorfahren von den Deutschen vertrieben worden waren, immerhin dazu übergegangen, ihnen den Nachweis der «Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum zu erleichtern». Das galt aber nicht überall. Man muss bedenken, dass zur gleichen Zeit Osteuropäer, die anhand von alten SS-Listen nachweisen konnten, dass einer ihrer Grossväter in der SS und damit Deutscher war, sofort einen deutschen Pass bekamen und als Aussiedler in den «goldenen Wes-

ten» gelassen wurden. Unterdessen feilschten die deutschen Behörden um Einwanderungsquoten für Juden. Die Zahlen schwankten zwischen 500 und 3'000 Bewilligungen pro Jahr. Nachdem sich die nationale und internationale Presse des Themas angenommen hatte und Kritik von allen Seiten auf die Bundesregierung hereinprasselte, machte man Ende Oktober, also nach der Wiedervereinigung, einen ersten Vorstoss: Alle Bundestagsfraktionen hatten sich nach einem Antrag der Grünen für die Erleichterung der Einreise sowjetischer Juden ausgesprochen. Wie das Verfahren im Einzelnen aussehen sollte, das wusste man noch nicht genau, sprach aber von grosszügigen Asylverfahren und der Möglichkeit, sowjetische Juden als «Kontingentflüchtlinge» aufzunehmen. Diese Entscheidung, die nur auf den ersten Blick wie eine klare Zustimmung aussah, hatte einige Haken und Ösen. Denn wie die Aufnahme nun tatsächlich ablaufen sollte, müsste, so der Bundestag, im Einzelnen mit den Ländern und Gemeinden beschlossen werden; ausserdem war man sich über die jährliche Quote noch nicht im Klaren. Die gespenstische Fragestellung, die hinter solchem Gebaren stand, erinnerte in ihrer Perfidie so manchen Beobachter an die «Nürnberger Rassenetze»: Wie viele Juden dürfen in Deutschland leben, oder: wie viele Juden «verkräftet» die Bundesrepublik?

Im Dezember 1990 kam man der sogenannten Kontingentlösung immer näher. Es schien jetzt nur noch eine Frage der aktuellen Kontingentzahlen zu sein, bis die Juden ins Land kommen durften. In der Otto-Grotewohl-Strasse in Ostberlin, im ehemaligen

von Joseph Goebbels geleiteten Propagandaministerium, befand sich die Beratungsstelle für sowjetische Juden. Nachdem durch die Wiedervereinigung ein rechtliches Vakuum entstanden war – es war unklar unter welcher bundesdeutschen Kategorie man die Juden einordnen sollte –, war eine Zuwanderung nur noch in Berlin möglich. Doch die Zeit wurde knapp. Ab 1. Januar 1991 stand auch diese Möglichkeit in Frage, denn da endete der Sonderstatus der Juden. So sassen Juden, die bereitwillig nach Deutschland gekommen waren, weil sie auf ein besseres und sichereres Leben hofften, erneut vor den Schaltern deutscher Behörden und mussten warten, wie diese über ihr Schicksal entscheiden würden – eine Situation, die man bereits von früher kannte!

Bund und Länder entschieden nun, die Juden als Kontingentflüchtlinge anzuerkennen. Diese Regelung galt ab dem 15. Februar 1991. Das war gut für die Juden, die bereits in Deutschland waren, schlecht jedoch für diejenigen, die noch kommen wollten. Hatte bis dato ein Touristenvisum für die Einreise genügt, so ging es jetzt wesentlich bürokratischer zu: Nachdem man bei einem deutschen Konsulat in der UdSSR einen Antrag gestellt hatte, wurde dieser weiter ans Bundesverwaltungsamt geschickt, von dort zur Verteilung nach Zahlenschlüssel an die Sozialbehörden der Länder, wieder zurück ans Bundesverwaltungsamt und schliesslich wieder an das jeweilige deutsche Konsulat.

Neuer Stichtag: 1. Mai 1991. Von diesem Tag an konnten Juden aus der Sowjetunion, die nicht vor dem 30. April auf regulärem Weg eingereist waren, ohne Weiteres aus Deutschland abgeschot-

ben werden. Sie mussten zurück in ihre alte Heimat und an dem oben beschriebenen Verfahren teilnehmen, das endlos lange dauern konnte. Schwelender Antisemitismus in der UdSSR? Ein Teil der Familie bereits in Deutschland? Egal, alles muss seine Ordnung haben in Deutschland; gleiches Recht für alle, so wie für Türken und sonstige Ausländer – was im Klartext heisst: Alle werden gleich unmenschlich behandelt.

Bis 1992 waren rund 3'000 Juden in die Bundesrepublik gekommen. Bis 1993 etwa 15'000, bis 1994 20'000 – Zahlen, die wahrlich befürchten lassen mussten, dass das jüdische Volk demnächst Deutschland Übervölkern werde ...

Die vorläufig letzte Meldung zum Thema russische Juden in Deutschland datiert vom 17. Juni 1996. Die *Süddeutsche Zeitung* schrieb nach Agenturmeldungen:

«Der Zentralrat der Juden in Deutschland und die Grünen haben dem Auswärtigen Amt eine Kampagne gegen die Aufnahme von Juden aus den GUS-Staaten vorgeworfen. Der Vorsitzende des Zentralrats, Ignatz Bubis, kritisierte ... Ziel der seit Oktober 1995 laufenden Kampagne sei es, ‚die bislang reibungslos laufende Aufnahme jüdischer Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion zu torpedieren‘. Das Auswärtige Amt verbreite ‚Horror Meldungen‘, indem es über angeblich ‚Hunderttausende Ausreisewillige‘ spricht, die sich in einer Warteschlange befinden, oder von ein bis zwei Millionen potentiellen Ausreisewilligen. Tatsächlich seien in den vergangenen sieben Jahren nur 45'000 Juden und deren Angehörige nach Deutschland eingereist.»

Das Auswärtige Amt reagierte darauf ganz schnell: Man wolle selbstverständlich nicht die Einwanderung der Juden stoppen, sondern lediglich den Missbrauch verhindern, hiess es.

Ja, Martin Walser hatte schon recht, als er erklärte, Deutschland sei wieder ein Einwanderungsland für Juden. Das ändert aber überhaupt nichts an der Geschichte dieses Landes, und es ist auch kein greifender Beleg für die neue Geschichtsauffassung Walsers.

Wer in den vergangenen Jahren die Debatte über die Zuwanderung sowjetischer Juden aufmerksam verfolgt hat, konnte feststellen, dass die Bundesrepublik anfänglich überhaupt kein Interesse hatte, Juden ins Land zu lassen. Dies war um so erstaunlicher, als Juden in der alten Bundesrepublik immer gerne gesehen waren. Nicht so sehr, weil die Deutschen Juden plötzlich zu lieben begonnen hatten, sondern weil sie nach aussen als bester Beweis dafür dienten, wie anders das neue Deutschland geworden war. Die jüdischen Gemeinden in Westdeutschland waren die Pfunde, mit denen die Bundesrepublik wuchern konnte. Jeder Jude mehr bedeutete mehr Kredit im Ausland. Also eine wachsende Gewinnspanne für die Deutschen in jeder Hinsicht. Mit der Wiedervereinigung schien das nicht mehr nötig. Wachsendes Selbstbewusstsein – ‚Wir sind wieder wer‘ – und die Überzeugung, man brauche die Juden nicht mehr, führten zu den Schwierigkeiten in der ersten Phase der neuen Republik. Deutschland hat, obwohl es augenblicklich Juden einwandern lässt, eine historische Chance verpasst. Eine einmalige Geste gleich zu Beginn der Wiedervereinigung gegenüber den Juden, die nach Deutsch-

land kommen wollten – das hätte den Deutschen einen Kredit in der Welt verschafft, wie sie ihn niemals zuvor bekommen hatten. Doch in diesen grosszügigen Kategorien konnten die Politiker im kleinen Bonn einfach nicht denken.

Und die sowjetischen Juden? Walser irrt, wenn er glaubt, dass da «Juden» nach «Deutschland» kommen wollen. Diese Juden sind häufig nur noch auf dem Papier Juden; sie haben wenig bis keine Anknüpfungspunkte an die jüdische Tradition. Sie suchen schlicht eine Verbesserung ihrer Lebensumstände, wollen raus aus einem Land, in dem sie diskriminiert werden. Deutschland als östlichstes (und reichstes) Westland liegt da besonders nahe. Und seitdem die USA ihre Zuwanderungskontingente herabgesetzt hatten, boten sich für diese Menschen, die mit dem orientalisches geprägten Israel nichts anfangen konnten, kaum Möglichkeiten woanders hinzugehen. Ein deutsch-jüdisches Gedeihen sieht Martin Walser am Horizont heraufziehen. Er kann seine Hoffnungen fahrenlassen. Juden werden in Deutschland auch in Zukunft eine Quantité négligeable sein. Das deutsch-jüdische Zusammenspiel von einst, das wird es nicht mehr geben. Und wenn, so werden immer nur die Deutschen davon profitieren. Im Namen des Holocaust werden sie dann immer auf ihre Vorzeigekinder verweisen und sich stolz ins Zeug legen können, wie wunderbar dieses Land geworden ist, in dem ansonsten die alten Vorurteile immer noch blühen.

* * *

Deutschland liebt seine toten Juden, die lebenden sind ihm zuwider. Man braucht sie, ja, aber ihnen wirklich entgegengehen, das ist denn doch zuviel verlangt. Der Umgang mit der echten Notsituation der sowjetischen Juden lässt auch diese Neuankömmlinge gleich zu Beginn ihres Aufenthaltes spüren, was Juden, die seit mehreren Jahrzehnten hier leben, längst verinnerlicht haben. Juden in Deutschland sind Teil des Shoah-business, und wenn man mit ihnen «umgeht», dann höchstens als Stellvertreter für die sechs Millionen Opfer. Für die lebenden Juden etwas zu tun, das fällt schwerer als für die Toten.

Was verbindet die deutschen Orte Hainsfarth, Veitshöchheim, Ermreuth, Bopfingen-Oberdorf, Gröbzig, Grosskrotzenburg, Freudenthal, Nentershausen, Görlitz, Ichenhausen, Wiesenfeld, Hemsbach und viele andere Klein- und Kleinstädte miteinander? Richtig, es leben dort keine Juden mehr, aber wunderbar restaurierte alte Synagogen stehen mitten in diesen Orten.

Der Boom der letzten 15 Jahre, in jeder Kleinstadt die Garagen, Spritzenhäuser oder Geräteschuppen zu untersuchen und dabei festzustellen, dass so manche Gebäude ursprünglich Synagogen waren, führte zu einer wahren Flut von Synagogenrestaurierungen. Die Gemeinden bemühten soweit möglich das jeweilige Bundesland um Zuschüsse, man gründete eiligst einen Verein «Freunde der Synagoge ... e.V.», sammelte Spenden und gab den Gebäuden ihr altes Gesicht wieder, leider aber nicht ihre alte Bestimmung, weil, ja eben weil die Juden fehlten. Stattdessen wurden diese Synagogen nun Kulturräume oder jüdische Museen

oder gar «Begegnungsstätten» – für wen auch immer. Diese lokalen Unternehmungen hatten eine wunderbar kathartische Funktion. Man setzte sich mit der Geschichte des eigenen Örtchens auseinander, fühlte sich ein wenig betroffen, vor allem aber der ehemaligen jüdischen «Mitbürger» «beraubt» – jener Juden, die doch so wesentlich zum Blühen der Städtchen beigetragen hatten; und man fand schliesslich einen wunderbaren Weg zur Erleichterung des eigenen schlechten Gewissens, indem man die ehemaligen Synagogen wieder instand setzte. Shoah-business at its best: Denn lediglich die ortsansässigen Bürger profitierten davon, sei es durch die so möglich gewordene, einmalige und dann erledigte Geschichtsaufarbeitung, sei es durch wachsenden Tourismus von jüdischen US-Amerikanern, die ganz feuchte Augen und Hände bekommen angesichts der herrlichen architektonischen Leistung, die diese ganz anderen, ganz neuen Deutschen vollbracht haben. Man bewies mit dieser Tat, dass man mit der Vergangenheit nichts zu tun hat. Und vor allem: Es waren keine störenden Juden anwesend, mit denen man eigentlich nicht so wahnsinnig gerne zusammenlebte, wie antijüdische Ausfälle in den wenigen kleinen Orten in Deutschland beweisen, wo es noch ein paar Juden gibt.

Die Kosten der Restaurierungen gehen in die Millionen; Summen werden dabei aufgewendet, die den tatsächlich existierenden jüdischen Gemeinden in Deutschland an allen Ecken und Enden fehlen, da die Zuschüsse der Länder und des Bundes sowie die «Kirchensteuer» nicht ausreichen, um all die sozialen Einrichtungen, die man in Betrieb hat, anständig und sinnvoll zu er-

halten oder gar auszubauen. Doch das stört die Wiedergutmachungsinstandsetzer nicht. Hauptsache, sie profitieren von ihren ehemaligen Synagogen.

Was im Kleinen geschieht, geschieht natürlich auch im Grossen: Im Ostteil Berlins wurde vor Kurzem die alte Synagoge in der Oranienburger Strasse mit der wunderbaren Goldkuppel nach mehrjährigen Restaurierungsarbeiten wiedereröffnet. Natürlich nicht als Synagoge, dafür gibt es keine Verwendung, aber als Museum und auch als «Begegnungsstätte». Dieses «Zeichen» musste Berlin gleich nach der Wiedervereinigung setzen, um der Welt zu beweisen, dass es nichts mehr mit der alten Reichshauptstadt des Führers gemein hat. Die Renovierungsarbeiten waren noch zu Honeckers Zeiten begonnen worden – damals auch unter sehr eigennützigem Überlegungen. Man hoffte, durch gute Kontakte mit den Juden in Washington die Meistbegünstigungsklausel für die marode sozialistische Wirtschaft zu bekommen. Doch das «neue» Berlin setzte dann nahtlos fort, womit das SED-Regime begonnen hatte. Auch das neue Deutschland wollte sich von seiner besten Seite zeigen, um die Zustimmung der Welt zur Wiedervereinigung zu erhalten und um alte Ängste abzubauen. So profitierten vor allem die Deutschen von den Synagogen; sie boten ihnen eine weitere Möglichkeit, den Fetisch Holocaust auf sehr bequeme Weise anzubeten.

* * *

Dann ging die Herde an Panzerabwehr-Igeln vorbei, an einem Panzerabwehrgraben entlang und wieder an einem dünnen, ge-

rollten Draht vorbei, der zu einem Gestrüpp ineinandergeschlungen war, schliesslich durch einen ungedeckten Korridor, der von unzähligen Metern Stacheldraht gebildet wurde. Erni trug einen ohnmächtigen Kleinen. Andere stützten sich gegenseitig. Und während im immer dumpfer lastenden Schweigen der Menge, im immer verpesteteren Geruch auf seinen Lippen leichte, sanfte Worte zum Leben erwachten, den Schritt der Kinder mit einem Traumrhythmus und Goldas Gang mit Liebe begleitend, da schien es ihm, als falle ewiges Schweigen über die jüdische Herde, die man zum Schlachthof führte, als werde kein Erbe, kein Gedenken den stummen Gang der Opfer verlängern; kein treuer Hund würde erzittern, kein Glockenton erklingen, bleiben würden einzig die am kalten Himmel dahingleitenden Sterne.

‚O Gott‘, sagte sich plötzlich der Gerechte Erni Levy, während das Blut des Mitleids erneut aus seinen Augen floss, ‚O Herr, so sind wir vor Tausenden von Jahren ausgezogen. Wir sind durch trockene Wüsten gegangen und durch das von Blut Rote Meer, in einer Sintflut bitterer, salziger Tränen. Wir sind sehr alt. Wir gehen. Oh! wir würden gerne endlich ankommen!‘

Das Gebäude glich einer grossen Badeanstalt; rechts und links in grossen Betontöpfen Stiele verwelkter Bäume. Am Fusse der kleinen Treppe sagte ein wohlwollender, schnurrbartiger SS-Mann zu den Verurteilten: «Es wird euch nichts Unangenehmes geschehen! Ihr müsst nur sehr tief atmen, das stärkt die Lungen; es ist ein Mittel, ansteckenden Krankheiten vorzubeugen, es ist eine gute Desinfektion.» Die meisten traten wortlos ein, von denen gestossen, die hinter ihnen standen. Drinnen machten nume-

rierte Kleiderhaken die Wände zu einer Art riesiger Garderobe, wo die Herde sich, so gut es ging, entkleidete, von SS-, Ciceronen' getröstet, die dazu rieten, die Nummern gut zu behalten. Es wurden ihnen Stücke Seife ausgeteilt, die aus Stein zu sein schien. Golda bat Erni, sie nicht anzuschauen, und mit geschlossenen Augen von dem jungen Mädchen und den Kindern, deren weiche Hände sich an seinen nackten Schenkeln festhielten, geführt, trat er durch die Schiebetür in den zweiten Saal, in dem bereits unter den in die Decke eingelassenen Duschen und im blauen Licht der kleinen vergitterten Lampen, die aus den in den Beton gegossenen Nischen leuchteten, jüdische Männer und Frauen, Kinder und Greise zusammengepfercht waren. Mit geschlossenen Augen erlitt er den Druck der letzten Fleischbündel, die von der SS jetzt mit Kolbenstossen in die Gaskammer getrieben wurden. Und mit geschlossenen Augen wusste er, dass das Licht über den Lebenden erlosch, über den Hunderten von jüdischen Frauen mit ihren plötzlichen Verzweiflungsschreien, über den Greisen, deren heilige Gebete mit zunehmender Kraft emporstiegen, über den Märtyrerkindern des Transports, die im Grauen die unschuldige Frische ihrer erstmaligen Ängste wiederfanden und alle in die gleichen Klagerufe ausbrachen: Mama! Aber ich war doch brav! Es ist dunkel! Es ist dunkel!... Und während die ersten Ströme des ,Cyklon-B'-Gases zwischen die grossen, schwitzenden Körper drangen, um sich weiter unten auf den bewegten Teppich der kindlichen Köpfe zu lagern, beugte sich Erni, aus der stummen Umarmung des jungen Mädchens sich lösend, im Dunklen zu den Kindern hinab, die sich selbst zwischen seine Beine schmiegt,

und begann mit aller Mildherzigkeit und aller Kraft seiner Seele laut zu schreien:

«Atmet tief meine Lämmchen, atmet schnell!»

Als das Gasgewebe alles überdeckt hatte, entstand im dunklen Himmel der Todeskammer ein kurzes Schweigen, das nur durch die lauten Hustenanfälle und die Äusserungen derer unterbrochen wurden, die zu tief in den Todeskampf verstrickt waren, um ihn als Opfergabe darzubringen. Als Bach zuerst und schliesslich als unaufhaltsamer, majestätischer Strom brandete dann das Gedicht, das durch den Rauch der Brände und über die Scheiterhaufen hinweg die Juden – die seit zweitausend Jahren das Schwert nicht trugen und niemals weder Missionsreiche noch farbige Sklaven besaßen –, brandete die alte Liebesdichtung, die sie mit blutigen Buchstaben auf die harte Rinde der Erde schrieben, durch die Gaskammer, erfüllte sie und siegte über ihr dunkles abgründiges Hohnesgrinsen: «SCHEMA ISRAEL ADONAI ELOHENU ADONAI EH'OTH... Höre, Israel, der Ewige ist unser Gott, der Ewige ist einzig – O Herr, durch Deine Gnade nährst Du die Lebenden und in Deiner grossen Barmherzigkeit lässt Du die Toten wiederauferstehen; und Du stüttest die Schwachen, heilst die Kranken, brichst die Ketten der Sklaven; und Du hältst getreulich Deine Versprechungen denen, die im Staube ruhen. Wer ist wie Du, O barmherziger Vater, und wer vermag, Dir zu gleichen? ...»

Eine Stimme nach der anderen erstarb in dem Gebet. Schon gruben die Kinder, die ihr Leben aushauchten, in allerletzter Zufluchtnahme ihre Nägel in Ernis Schenkel, und schon wurde Gol-

das Umarmung schlaffer, ihre Küsse matter, da schlang sie wild die Arme um den Hals des Geliebten, und röchelnd stiess sie hervor: «So werde ich dich niemals wiedersehen? Niemals mehr?» Es gelang Erni, die feurige Nadel zurückzustossen, die seine Kehle durchbohrte, und während der weibliche Körper an ihm zusammensackte, rief er der leblosen Golda ins Ohr: «Gleich, ich schwöre es dir!...», und in der undurchsichtigen Dunkelheit traten seine Augen aus ihren Höhlen. Dann wusste er, dass er niemandem auf der Welt mehr helfen konnte, und im Aufzucken, das seiner eigenen Vernichtung voranging, erinnerte er sich freudig an die Legende Rabbi Chanina ben Teradions, wie sie der Ahne fröhlich berichtet hatte: als der mildherzige Rabbi von den Römern in die Thorarolle eingehüllt auf den Scheiterhaufen geworfen worden war, weil er den Talmud gelehrt hatte, und man die Reisigbündel anzündete, deren Äste noch grün waren, damit die Marter länger dauere, fragten die Schüler ihn: «Meister, was siehst du?» Und Rabbin Chanina antwortete: «Ich sehe, wie das Pergament brennt, aber die Buchstaben fliegen davon ...» O ja, gewiss, die Buchstaben fliegen davon, wiederholte sich Erni, während sich die Flamme, die seine Brust in Brand steckte, schlagartig in seinem Gehirn ausbreitete. Mit seinen sterbenden Armen umschlang er Goldas Leib in einer schon unbewussten Gebärde liebenden Beschützens, und dies war die Stellung, in der sie eine halbe Stunde später die Gruppe des Sonderkommandos vorfand, die damit beauftragt war, die Juden im Verbrennungsofen einzuäschern. So geschah es mit Millionen, die vom Zustand des Luftmenschen in den von Luft übergingen. Und so wird diese

Geschichte nicht mit irgendeinem Grab enden, das man gedenkend besuchen kann. Denn der Rauch, der aus den Verbrennungsöfen aufsteigt, gehorcht wie jeder andere den physikalischen Gesetzen: die Partikeln vereinigen sich und zerstreuen sich im Wind, der sie dahintreibt. Die einzig mögliche Pilgerfahrt, werter Leser, wäre die, manchmal wehmütig zu einem Gewitterhimmel aufzublicken.

Und gelobt. Auschwitz. Sei. Maidanek. Der Ewige. Treblinka. Und gelobt. Buchenwald. Sei. Mauthausen. Der Ewige. Belzec. Und gelobt. Sobibór. Sei. Chelmno. Der Ewige. Ponary. Und gelobt. Theresienstadt. Sei. Warschau. Der Ewige. Wilna. Und gelobt. Skarżysko. Sei. Bergen-Belsen. Der Ewige. Janow. Und gelobt. Dora. Sei. Neuengamme. Der Ewige. Pustkow. Und gelobt...

* * *

Es ist November. Zur Gedenkfeier der «Reichskristallnacht» habe ich eine Rede gehalten. Ich wollte ursprünglich über die Goldhagen-Debatte sprechen, doch dann änderte ich meine Rede. Zu oft war ich auf dem jüdischen Friedhof gewesen in letzter Zeit. Und so erzählte ich den Teilnehmern dieser Gedenkfeier, was mich gerade beschäftigte:

«Es heisst, meine Damen und Herren, wenn man auf dem Friedhof mehr vertraute Namen findet als im Leben, dann gehöre man zur älteren Generation, dann sei man selber alt. Ich bin nicht alt, und doch finde ich auf dem jüdischen Friedhof immer mehr Gräber von Menschen, die ich von klein auf gekannt habe.

Wir, die Generation der Vierzigjährigen, erleben jetzt einen

ganz normalen Vorgang, den wir alle kennen: Die Generation der Eltern tritt ab, wir sind ihre Erben, ihre Nachfolger, das ist der Lauf der Welt, der Gang der Geschichte.

Aber so einfach ist das bei uns Juden nicht.

Was wir verlieren, sind mehr als ‚nur‘ unsere Eltern.

Wir verlieren eine Tradition, eine Brücke, die Erinnerung.

Unsere Eltern stammen überwiegend aus Osteuropa, aus Polen, Ungarn und Rumänien, aus der Tschechoslowakei, aus Galizien und Litauen. Sie landeten nach dem Krieg hier in München, gründeten die jüdische Gemeinde neu und versuchten von ihrer Tradition zu retten, was noch zu retten war...

Meine Damen und Herren, in diesen letzten Wochen haben wir viele Väter und Mütter verloren. Und eben jetzt, während ich zu Ihnen spreche, kämpft der Vater eines Kindheitsfreundes um sein Leben, ringt die Mutter eines anderen Freundes mit dem Tod.

In meinem Inneren wechseln sich Bilder aus meiner Kindheit und Jugend in rascher Folge ab. Meine Eltern und die Eltern meiner jüdischen Freunde kommen dabei ständig vor...

Ich sagte vorhin, dass wir mit der Generation unserer Eltern eine Brücke und die Erinnerung verlieren.

Eine Brücke – wohin? In die osteuropäischen Stetls, aus denen unsere Eltern kommen und die wir nur noch aus der Literatur und aus deren Erzählungen kennen. Die Erinnerung woran? An die Eltern unserer Eltern, an ihre Geschwister, an ihre Onkel und Tanten, die durch die Schornsteine der Krematorien von Auschwitz und Majdanek und Sobibór und Treblinka in den Himmel

aufgestiegen sind. Hoffentlich in einen Himmel, wo Gott sie erwartet hat.

Wir sind Emigrantenkinder. Was wir über unsere Familien und über deren Leben wissen, haben wir nur aus den Mündern unserer Eltern erfahren.

Ohne diese aber stürzt die Brücke ein, und die Erinnerung wird sich in uns verfestigen müssen, damit wir diese weitertragen können.

Der Vater eines weiteren Kindheitsfreundes und ich haben am gleichen Tag ‚Jahrzeit‘. Jahrzeit – so heisst bei uns der Todestag, an dem die Söhne in die Synagoge gehen und für ihre verstorbenen Eltern das Kaddisch-Gebet sprechen. Ich spreche es für meinen Vater, der vor 20 Jahren verstorben ist, jener sprach es für seine Eltern, die von den Nazis ermordet wurden.

In dieser Form der Erinnerung stehen die Generationen nebeneinander und versuchen, das Erbe weiterzutragen.

Was aber wird geschehen mit Veranstaltungen wie dieser, wenn die Generation, die den Schrecken noch selber miterlebt hat, nicht mehr da ist?

Zu wem werden wir Juden reden? Und worüber werden wir sprechen? Über ein Ereignis, das dann für uns alle gemeinsam vergangen ist?

Wie oft hören wir heute schon von nichtjüdischer, deutscher Seite, dass wir Juden immer und ewig über die Shoah reden und sonst über nichts? Dass wir nicht aufhören können, über ein Ereignis zu sprechen, das nun doch wirklich vergangen ist und für das die Mehrheit der Deutschen nichts mehr kann, weil sie nach dem Krieg geboren wurde.

Das mag alles stimmen. Aber selbst, wenn die Generation

unserer Eltern nicht mehr unter uns weilen wird, die Leere, das Loch, das der Holocaust in unseren Seelen, in unseren Familien hinterlassen hat, ist auch in uns, die wir ebenfalls nach dem Kriege geboren wurden. Ich spreche eine andere Sprache als meine Grosseltern, die ich nie gekannt habe. Ich bin jetzt schon um so vieles älter als die meisten meiner Verwandten, die vergast wurden. Und ich werde immer weiter über sie reden müssen, um ihr Andenken zu bewahren und um die Leere und Trauer in mir, in uns allen zu übertönen.»

Ich bin am Ende meines Textes angelangt. War ich zu Beginn dieser «Schreibreise» noch voller Wut, so verspüre ich jetzt nur noch einen Anflug von Melancholie. In zwei Tagen habe ich wieder «Jahrzeit», ich werde den Todestag meines Vaters wie immer begehen. Ich gehe in die Synagoge, sage Kaddisch und schaue, wer von den alten Juden noch da ist. Ob wieder einer fehlt, ob ein Zeitzeuge mehr gegangen ist.

Um mich herum, auf meinem Schreibtisch, stapeln sich die Unterlagen und Notizen, mit denen ich in den vergangenen Wochen an diesem Buch gearbeitet habe. Als ich mit dem Schreiben begonnen hatte, war es noch Sommer. Inzwischen ist es Spätherbst, und erst allmählich werde ich dessen gewahr.

Auf einem Extra-Stapel liegen Zeitungsausschnitte, die ich in den Wochen des Schreibens gesammelt hatte. Auch in diesen Wochen wurden zahlreiche Artikel veröffentlicht, die mit dem Fetisch Holocaust zu tun haben – allen voran jene über die Skandale um [das Nazi-Gold und die Holocaust-Konten in der Schweiz](#).

Tagtäglich werden immer neue Details bekannt. Während ich

über die Vermarktung des Holocaust geschrieben habe, deckt die Presse weiter auf, wie unser Nachbarland bis heute am Holocaust verdient. Das ist wohl die «purste» Form der Vermarktung: aus Geld noch mehr Geld machen! Doch das war nicht die einzige Affäre in Sachen Fetisch Holocaust, auf die ich nebenher gestossen wurde. In regelmässigem Turnus wussten die Zeitungen Neues zu vermelden; so etwa über die drei Millionen Mark teure Restaurierung der Synagoge in Binswangen. Die Synagoge war im maurischen Stil gebaut worden; und da es keine Juden mehr in dem Örtchen gibt, sollen die Räume kulturell genutzt werden. In Dresden wurde der Förderkreis «Bau der Synagoge Dresden» gegründet. Zwanzig Millionen Mark soll der Neubau kosten. Zwanzig Millionen für eine jüdische Gemeinde, die gerade mal 150 Mitglieder hat? Kann das sein? Oder baut da nicht schon wieder eine Stadt ein Denkmal für sich selbst.

Eine Nachricht aus Österreich: Der «Schatz von Mauerbach» ist aufgelöst worden. Die Österreicher haben es wieder einmal geschafft. Sie zeigten den Deutschen, wie man den Holocaust bestmöglich verkauft und vermarktet. Nach dem Krieg hatten die USA der österreichischen Regierung einen wertvollen Kunstschatz überlassen. Es handelte sich dabei um Kunstgegenstände, die die Nazis verfolgten Juden gestohlen hatten. Die USA hatten der österreichischen Regierung seinerzeit angetragen, dafür zu sorgen, dass die Kunstgegenstände in die Hände der Überlebenden oder deren Erben gelangen. Doch die Österreicher wollten das Problem lieber aussitzen, hofften, dass sie durch zeitliche Verschleppung eventuell doch in den Besitz dieser Güter kämen ... Man verstaute den Kunstschatz im Kartäuserkloster Mauer-

bach im Wienerwald und wollte abwarten, bis viel Staub über der Sache lag. Doch 1984 hatte sich die New Yorker Zeitschrift *Art News* des Themas angenommen und Österreich des Diebstahls bezichtigt. Die Uhren gehen langsam in Wien, darum dauerte es noch einmal zwölf Jahre, bis endlich diese Auktion stattfinden konnte. Doch damit nicht genug. Man organisierte die Auktion mit der Absicht, die dabei zusammenkommenden Summe an Opfer des Holocaust zu spenden. Die Auktion wurde ein riesiges Medienereignis, die Österreicher konnten sich im besten Licht sonnen und zeigen, wie gut sie es mit den Juden doch meinten, da die Kunstschätze tatsächlich für insgesamt 22 Millionen Mark versteigert wurden.

Im Wissenschaftskolleg Berlin soll eine internationale, hochrangig besetzte Diskussion über die Zukunft des jüdischen Museums stattfinden. Zu dieser Diskussion hatte der weltberühmte israelische Wissenschaftler Yehuda Elkana eingeladen. Doch was geschah? Marianne Heuwagen schreibt dazu in der *Süddeutschen Zeitung* am 3. November 1996:

«Nachdem nun die Gäste aus Stanford, Princeton, Cambridge, Jerusalem und Amsterdam schon im Anmarsch waren, kam von den Berliner Gegnern des Gründungsdirektors, darunter Kultursenator Peter Radunski (CDU), kurzfristig eine geschlossene Absage. Damit nicht genug der Peinlichkeit, Yehuda Elkana und dem Wissenschaftskolleg wurde, so als hätte man von der Freiheit der Wissenschaft noch nie etwas gehört, von Seiten der Kulturverwaltung auch noch Einmischung in politische Angelegenheiten vorgeworfen.»

Auch das Jüdische Museum Berlin sorgt für Schlagzeilen. Nachdem man vor Jahren mit grossem Pomp von der Eröffnung dieses einzigartigen Museums gesprochen und Amnon Barzel zu seinem Direktor bestellt hatte, war es zwischen ihm und dem Berliner Senat zum Streit gekommen. Während Barzel sein Museum zu einem Ort lebendiger jüdischer Kultur machen wollte, hatten die deutschen Damen und Herren Senatoren eher etwas Geschichtsträchtiges im Sinn: Man wollte Judaica aus der Vergangenheit zeigen und das Museum dem Stadtmuseum unterstellen, ihm keine Autonomie gewähren – also das alte Lied: Man liebt die toten Juden, die lebenden jedoch ...

Parallel dazu folgende Nachrichtenmeldung der *dpa* vom 15. November 1996:

«In seiner grossen Finanznot hatte der Berliner Senat – eine grosse Koalition mit dem Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen (CDU) an der Spitze – beschlossen, neben anderen Projekten auch den Neubau des zeitgeschichtlichen Dokumentationszentrums ‚Topographie des Terrors‘ bis zum Jahr 2000 zu verschieben. Die heftigen Proteste dagegen von verschiedenen Seiten ... zwangen die Politiker nun zu einer Umkehr.»

Hierbei handelt es sich also um eine dokumentarische Neugestaltung der berühmten Prinz-Albrecht-Strasse als Sitz der Gestapo und der SS, die als provisorische Ausstellung seit einigen Jahren bereits existiert. Man will die Vergangenheit nicht in Form historischer Orte, sondern in Form von Symbolen. Doch der Fetisch Holocaust ist angenehmer, wenn die historischen Stätten nicht mehr existieren. Der Umgang mit der «Topographie des Terrors»

erinnert an die Finanznöte der KZ-Gedenkstätten, für die der Staat auch nicht allzu viel tun möchte.

Ebenfalls am 15. November 1996 druckt *Die Woche* ein Gespräch zwischen Brigitte Hamann und Hans Mommsen ab, Überschrift: «Hitlers Rolle neu bewerten». Mommsen, der stets auf sein neues Werk hinweist, das er ja noch schreiben muss, geht in seiner jüngsten Äusserung noch weiter, als er dies während der Goldhagen-Debatte bereits getan hatte. Jetzt ist Hitler gar nicht mehr für den Holocaust verantwortlich. Mommsen bestreitet, dass Hitler in die Politik gegangen sei, um die Juden zu vernichten. Auf die Frage, wann denn dessen Beschluss gereift sei, die Juden zu ermorden, antwortet Mommsen:

«Es gab keine Beschlüsse im Nationalsozialismus, sondern man trieb die Dinge bis zu einem bestimmten Punkt voran, von wo aus es keinen Weg zurück mehr gab. Christopher Browning ... meint, dieser Punkt sei bei Gesprächen zwischen Hitler und Himmler Ende 1941 überschritten worden. Es kann sein, dass Himmler versucht hat, Hitler zu informieren. Aber dieser Zeitpunkt liegt sehr spät. Der Holocaust lief bereits, es gab schon Liquidierungen.

,*Die Woche*'. Das heisst, Sie schliessen nicht aus, dass die treibenden Kräfte der Vernichtung andere waren als Hitler?

Mommsen: Mein Freund Martin Broszat hat das einmal so formuliert: Die Ideologie musste sich selbst beim Wort nehmen. Von Hitler kamen immer antisemitische Tiraden, auch die Vernichtungsvokabel in der verdeckten Form. Dann sind andere gekommen und haben gefragt: Was ist nun? Da kam Hitler unter Zugzwang.»

Den letzten Satz muss ich mir noch mal auf der Zunge zergehen lassen: Da kam Hitler unter Zugzwang. Fast könnte er einem leid tun, der arme Kerl. Leid tun mir dagegen wirklich Hans Mommsen und so manch anderer deutscher Historiker, die immer neue Urheber des Holocaust suchen und zu finden glauben – ob es die BevölkerungsökonomInnen sind oder die Intellektuellen –, auf alle Fälle kann Hitler eigentlich und irgendwie nichts dafür. Auch diese neueste These wird sich sicherlich bestens vermarkten lassen.

Und schliesslich finde ich in *der Süddeutschen Zeitung* vom 16. November 1996 eine kleine Notiz zur Diskussion über das Berliner Holocaust-Mahnmal. Demnach soll Anfang 1997 ein öffentliches Kolloquium stattfinden. Man wolle diskutieren, was dieses Mahnmal «aussagen solle». Und weiter: «Dabei müsse auch erörtert werden, ob die traditionelle Bildersprache von Denkmälern eventuell verbraucht sei.» Man wolle jetzt noch andere Künstler hinzuziehen, auch das Bundeskanzleramt müsse jetzt beteiligt werden; es dürfe nicht mehr zu einem Debakel wie schon einmal kommen.

Ich bin mir sicher, dass der Fetisch Holocaust auch in den folgenden Monaten und Jahren noch für viele, sehr viele Schlagzeilen sorgen wird ...

* * *

In einem bemerkenswerten Aufsatz versucht Gunnar Heinsohn nachzuweisen, dass Hitler in seiner Lehre von den drei Weltzeitaltern das archaische Recht auf ethnisch-ökologische Völkerausrottung wiederherstellen und dafür das Volk der Zehn Gebote beseitigen wollte, das für ihn als Überwinder der alten Praxis galt.

Bereits die christliche Heilsgeschichtsschreibung kennt eine Dreiteilung der Geschichte. Ihr zufolge beginnt die Geschichte mit der Ära «ante legem», also mit der Zeit vor dem sinaitischen Gesetz; es folgt die Ära «sub lege», also die Zeit unter dem Gesetz, die schliesslich von der Ära «sub gratia», der Zeit unter der Gnade, abgelöst wird. Diese Ära setzt mit der Fleischwerdung Gottes in Jesus ein und dauert bis zum Ende der Zeiten.

Hitlers Einteilung der Geschichte orientiert sich zunächst an der christlichen Heilsgeschichte: Das erste Zeitalter ist ihm zufolge die Zeit vor dem Gesetz; es wird aber, wie Heinsohn zeigt, von Hitler als eine Phase interpretiert, in der das Recht auf Völkeraustrilgung dominierte. Die Gesetze vom Sinai haben gemäss Hitler dafür gesorgt, dass dieses alte Recht, dieses «Naturrecht», das von ihm in ein «indogermanisches» Recht umgedeutet wird, keine Gültigkeit mehr hatte. Dieses zweite Zeitalter endet nicht mit der «incarnatio», sondern dauert an bis zu dem Augenblick, als Hitler die Bühne der Geschichte betritt. Die dritte, neue Periode beginnt also erst mit ihm, mit Hitler. Er ist derjenige, der das alte, «natürliche» Recht auf Völkermord wiederherstellen wird. Damit unterstellt Hitler einerseits, dass das Christentum «verjudet» ist, sich also aus der dominanten jüdischen Moralgesetzgebung nicht hat befreien können; andererseits macht sich Hitler aufgrund dieser Theorie nicht zum Übertreter des jüdischen Tötungsverbots, sondern zu dessen Überwinder. Diese Haltung war später etwa bei Hermann Göring zu beobachten, als er sich bei den Nürnberger Prozessen guten Gewissens als «nicht schuldig» bezeichnete.

«Zu Zeugen habe ich heute gegen euch bestellt den Himmel und die Erde: Das Leben und den Tod habe ich dir vorgelegt, den Segen und den Fluch! So wähle das Leben, auf dass du lebst, du und dein Same ...» (5. Buch Moses, 30,19)

Das Leben wählen – aus diesem Grundgedanken des jüdischen Gesetzes entwickelte sich die jüdische Lebensethik, der Fremdenschutz, die Heiligkeit des Lebens. Hitler und seine Mannen – oder soll ich sagen: das christlich geprägte Europa? – konnten das jüdische Gesetz nicht ertragen.

Wir Juden sind und bleiben für die nichtjüdische Welt eine Provokation. Selbst wenn wir als Individuen die Gesetze der Thora nicht mehr einhalten, erinnert unsere Präsenz doch an den radikalen, monotheistischen, götzenfeindlichen Humanismus, den das Judentum der Welt geschenkt hat. Dieser Humanismus ist die eigentliche Provokation, die eigentliche Herausforderung, der wir uns alle zu stellen haben.

Und wieder fällt mir eine Passage aus «Jossel Rakovers Wendung zu Gott» ein:

«Und jetzt, wo ich imstande bin, das Leben und die Welt aus diesem besonders klaren Blickwinkel zu betrachten, wie er einem Menschen nur bei seltenen Gelegenheiten vor dem Tod geschenkt wird, kommt es mir vor, als sei dies der eigentümliche und charakteristische Unterschied zwischen unserem Gott und dem Gott, an den die Völker Europas glauben: Während unser Gott der Gott der Vergeltung ist und unsere Thora den Tod für die kleinsten Vergehen androht, wird gleichzeitig im

Talmud erzählt, wie damals, als der Sanhedrin das höchste Gericht unseres Volkes war – als wir noch frei in unserem Land lebten –, wie damals ein einziges Todesurteil des Hohen Rats in siebzig Jahren genügte, dass man den Richtern nachrufen sollte: ‚Ihr Morden – Der Gott der Völker hingegen, den man ‚Gott der Liebe‘ ruft, hat geboten, jedes Geschöpf zu lieben, das nach Seinem Bild geschaffen ist; und doch mordet man uns ohne Erbarmen in Seinem Namen tagein, tagaus, schon seit bald zweitausend Jahren.›

Der Holocaust ist in unserer Gesellschaft zum Fetisch geraten, weil es leichter ist, um das Goldene Kalb zu tanzen, als einem unsichtbaren Gott zu gehorchen. In diesem Kontext heisst das, dass es leichter ist, Millionenbeträge für Denkmäler auszugeben, als sich den Alpträumen der Überlebenden zu stellen und den Holocaust-Überlebenden im ehemaligen Ostblock endlich die finanzielle Unterstützung zu gewähren, die ihnen zumindest einen erträglicheren Lebensabend garantieren würde. Das jüngst unterzeichnete deutsch-tschechische Abkommen ist seit Kriegsende das erste seiner Art, in dem nicht mehr eine Vereinbarung über Wiedergutmachungszahlungen für jüdische und nichtjüdische KZ-Opfer getroffen wurde.

Der Holocaust erscheint nach all den vorhergehenden Ausführungen zunehmend als ein simples Mittel, Geld zu verdienen – dieses übelste aller Götzenidole, wie die Thora und der Talmud immer wieder belegen. Aber sind nicht auch Juden darin verstrickt? Dies ist nun kein Widerspruch; die Thora ist voll von Geschichten über jüdischen Götzendienst.

Auch dieses Buch ist paradoxerweise Teil dessen, was es anpran-

gert. Ich bin mir dieser Doppelbödigkeit durchaus bewusst. Doch das ist vielleicht die Tragik der Nachkriegsgenerationen. Wir wissen nicht, wie man dem Ungeheuerlichen begegnet; wir haben keine Wege, keine Mittel, keine Methoden. Alles, was einem bleibt, ist, es immer und immer wieder zu versuchen: mit Vorsicht und Bedacht, mit Trauer, mit Respekt, mit Ehrlichkeit und mit dem Eingeständnis, voller Angst ein «bodenloses Terrain» betreten zu wollen, betreten zu müssen.

Doch die Chancen stehen schlecht: Da hatten die Deutschen nach 50 Jahren endlich einen Gedenktag für den Holocaust eingeführt; der 27. Januar, der Tag der Befreiung von Auschwitz, war dazu ausersehen. Dann musste jedoch der Deutsche Bundestag die Gedenkfeier vorverlegen, weil der 27. Januar 1996 auf einen Samstag fiel – und am Samstag tagt der Bundestag nicht...

Es wird also immer so weitergehen. Es sei denn, dass sich aus den Tiefen unserer Seelen immer wieder ein Verzweiflungsschrei Raum verschafft, der die Schamlosigkeit erzittern lässt...

* * *

„Ob dich die Menschen da draussen hören werden? Glaubst du, dass es dir gelungen ist, die Eismeere in deren Seelen aufzuhacken?“ meldet sich jetzt wieder meine innere Stimme. „Ich weiss es nicht“, muss ich ihr antworten, „wir beide können jetzt nichts anderes tun als abwarten.“

Bibliographie

Die Romanauszüge stammen aus: André Schwarz-Bart, *Der Letzte der Gerechten*. Aus dem Französischen von Mirjam Josephson. Für die deutsche Übersetzung: © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1960. Der Roman erschien 1959 in Frankreich und erhielt damals den Prix Goncourt. Schwarz-Bart wurde 1929 als Kind polnischer Einwanderer in Metz geboren. Während der Besetzung Frankreichs konnte er den Nazis entkommen. Seine Eltern und seine drei Geschwister dagegen wurden ermordet.

Bergmann, Werner/ Erb, Rainer/ Lichtblau, Albert (Hg.)
„Schwieriges Erbe. Der Umgang mit Nationalsozialismus und Antisemitismus in Österreich, der DDR und der BRD“.
Frankfurt/M. 1995.

Bodemann, Y. Michal, *Gedächtnistheater. Die jüdische Gemeinschaft und ihre deutsche Erfindung*, Hamburg 1996.

Browning, Christopher R., *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die «Endlösung» in Polen*, Reinbek 1996.

Diner, Dan, *Der Krieg der Erinnerungen und die Ordnung der Welt*, Berlin 1991.

Frank, Niklas, *Der Vater. Eine Abrechnung*, München 1993.

Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust*, Berlin 1996.

Goldhagen, Daniel Jonah, *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1996.

Heinsohn, Gunnar, *Warum Auschwitz? Hitlers Plan und die Ratslosigkeit der Nachwelt*, Hamburg 1995.

Heinsohn, Gunnar, *Auschwitz ohne Hitler? Die Tafeln des Sinai*

- und Hitlers Drei-Weiten-Lehre, in: Lettre 33, Berlin 1996.
- Kahn, Anna-Patricia, *Zwischen Schweigen und Schreien. Zur Problematik des deutsch-jüdischen Dialogs in der Bundesrepublik heute*, Diplom-Arbeit, München 1989.
- Ka-Tzetnik 135633, *Das Haus der Puppen*, München 1993.
- Ka-Tzetnik 135633, *Shivitti – Eine Vision*, München 1991.
- Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten*, Berlin 1995.
- Kolitz, Zvi, *Jossel Rakovers Wendung zu Gott*, Berlin 1996.
- Loewy, Hanno (Hg.), *Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte*, Reinbek bei Hamburg 1992.
- Maser, Werner, *Adolf Hitlers Mein Kampf. Geschichte, Auszüge, Kommentare*, Esslingen 1981.
- Mulisch, Harry, *Strafsache 40/61. Eine Reportage über den Eichmann-Prozess*, Berlin 1995.
- Presser, Jacques, *Die Nacht der Girondisten*, Frankfurt 1991
- Schoeps, Julius H. (Hrsg.), *Ein Volk von Mördern? Die Dokumentation der Goldhagen-Kontroverse um die Rolle der Deutschen im Holocaust*, Hamburg 1996.
- Seferens Horst, *Ein deutscher Denkmalstreit. Die Kontroverse um die Spiegelwand in Berlin-Steglitz*, Berlin 1995.
- Segev, Tom, *Die siebte Million. Der Holocaust und Israels Politik der Erinnerung*, Reinbek 1995.
- Steininger, Rolf (Hrsg.), *Der Umgang mit dem Holocaust. Europa – USA – Israel*, Wien, Köln, Weimar 1994.
- Stephan, Cora, *Der Betroffenheitskult. Eine politische Sittengeschichte*, Berlin 1993.

Wolffsohn, Michael, *Die Deutschland-Akte. Tatsachen und Legenden*, München 1995.

Wolffsohn, Michael, *Ewige Schuld? 40 Jahre deutsch-jüdisch-israelische Beziehungen*, München 1993.

Zentner, Christian, *Adolf Hitlers Mein Kampf Eine kommentierte Auswahl*, München 1992.

Zimmermann, Moshe, *Wende in Israel. Zwischen Nation und Religion*, Berlin 1996.